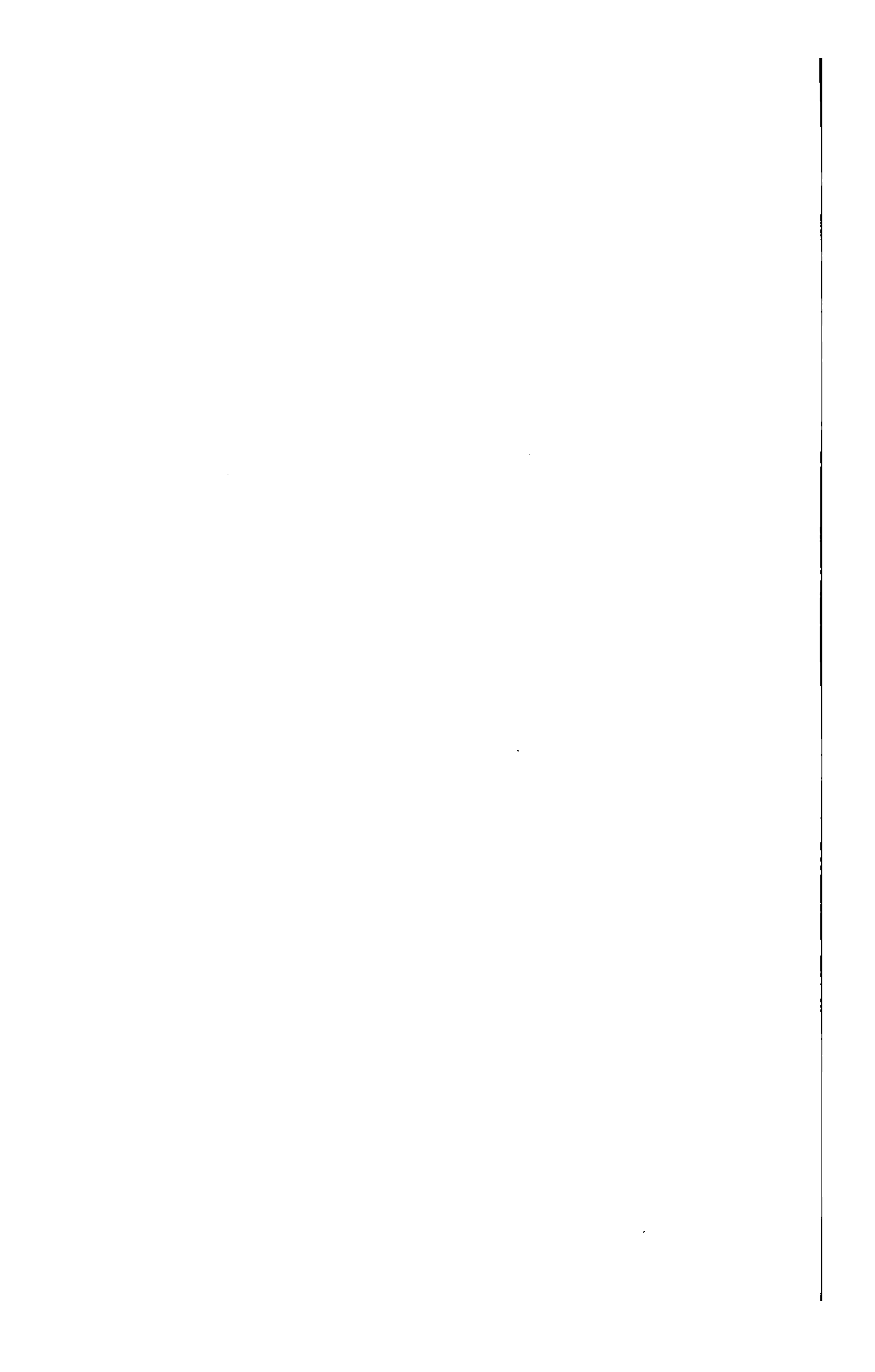








Die
Tragödie Friedrich Hebbels
nach ihrem Ideengehalt

von

Ernst August Georgy.

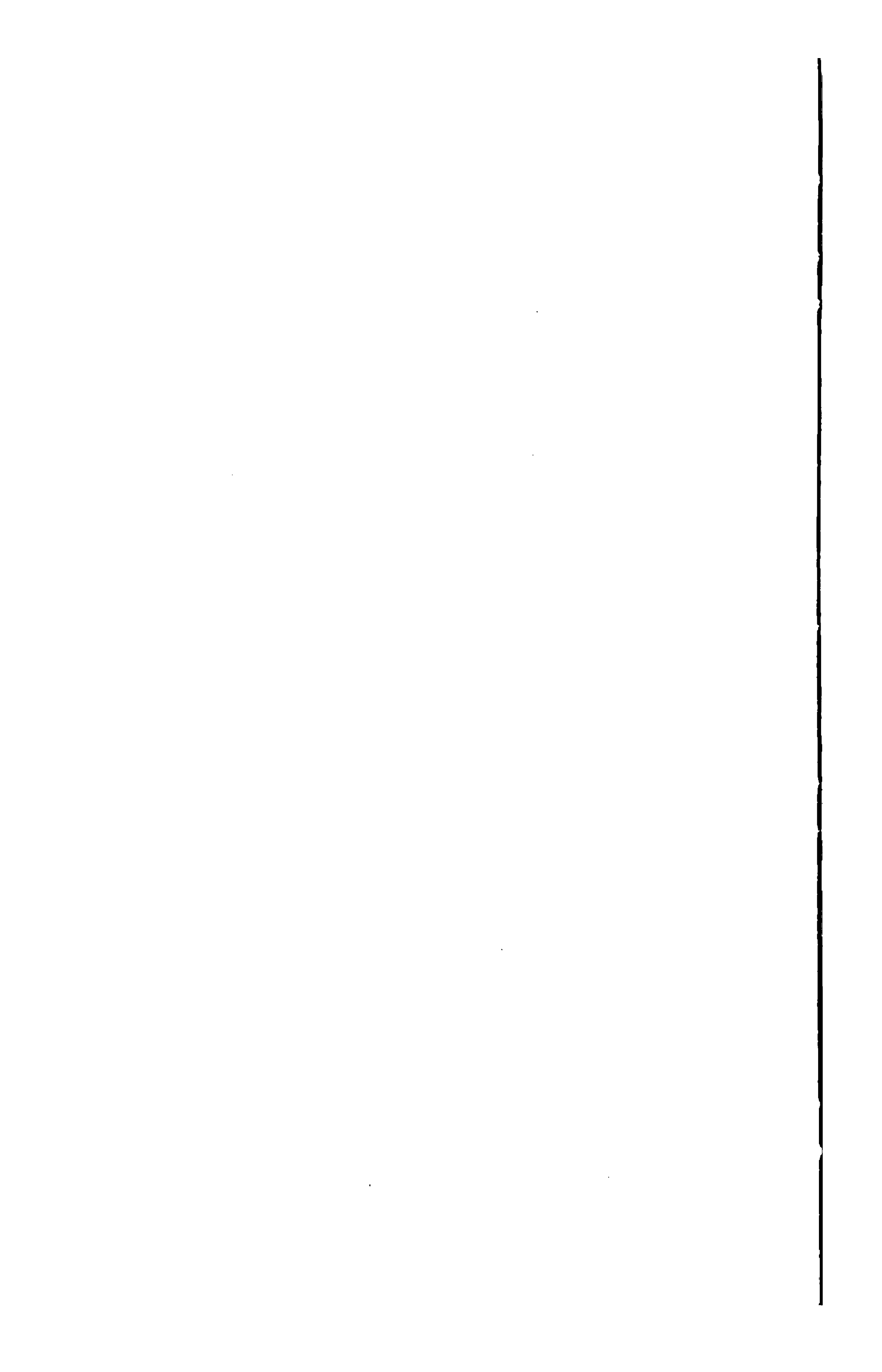


Leipzig
Eduard Avenarius
1904

Meiner

treu ausharrenden Frau

gewidmet.



Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Dem deutschen Volke übergebe ich dieses Buch: es will seine Aufmerksamkeit auf einen seiner größten Dichter lenken. Friedrich Hebbel, dessen Todestag am 13. Dezember zum vierzigsten Male wiederkehrt, fängt eben an gewürdigt zu werden. Dieser bescheidene Anfang findet sich bestätigt, wenn man auf die Anzahl der Aufführungen seiner Tragödien auf den deutschen Bühnen sieht, oder heute noch Kritiken über seine „Stücke" in der ernst zu nehmenden Presse wie diejenige liest, welche „Gyges und sein Ring" als „einem Stück für literarische Feinschmecker" genug zu tun meint. Hält man in den Kreisen der „Gebildeten" Ausschau nach dem Namen Friedrich Hebbels, so kennen einige von seinem Drama einiges, wenige wissen um seine der Tragödie ebenbürtige Lyrik, noch wenigere haben seine Novellen gelesen, und vereinzelte tauchen auf, welche einmal etwas von „Mein Wort über das Drama" oder von der „Vorrede zu Maria Magdalene" gehört haben. Das ist die Wahrheit über die Verbreitung der Muse Hebbels, sieht man von einigen eingeweiheten und zünftigen Kreisen ab. Es wird noch lange dauern, ehe sein Bild aus den Schutt- und Nebelmassen, welche die einseitige Bestimmtheit eines halben Jahrhunderts türmte, in gebührendem Glanze emporsteigt. „Da muß aber doch Schuld der Eigenart des Dichters mit vorliegen." Gewiß: wie kann man so einseitig sein und für künftige Zeiten und Geschlechter dichten und, zwar ganz natürlich auch wenig angekränkelt von der Krankheit seiner Zeit, gerade in die Gesundheit wachsen wollen, welche die Farbe eines neuen Jahrhunderts trägt und vielleicht ein neues Jahrtausend einleitet. Und was auch alles in sechs Jahrzehnten aufgebracht wurde und abstand zum Sumpf des „reformistischen Tiks", der „Reflexion" und der „herben Eigen-

art", von dem allen bleibt nichts oder jener winzige Rest, der nicht in Kunst aufgeht, mit welchem, so oder so, jeder Sterbliche seinen Tribut entrichtet. Jene „herbe Eigenart" schließt vielmehr ein das Brechen neuer Bahnen für tieferen Gehalt der Kunst, kräftigere Form und jenen frischen Trotz aufquellender Gesundheit, bei dem die alte Wohligkeit fröstelt.

Dieses Buch setzt sich das Ziel, den Ideengehalt der Tragödie Friedrich Hebbels herauszustellen. Es werden also keine Interpretationen oder Kommentare der Tragödien gegeben — das müßten stattliche Bände werden. Es ist von vornherein das bestimmte Ziel gesteckt, die Idee eines jeden der hier in Frage gekommenen Kunstwerke klarzulegen. Der Umkreis der Erörterung ist ein eng gezogener. Seine Fragmente ließ ich zunächst unberücksichtigt, und seine Komödien hatten in dieser Sammlung doch nur indirekt zu tun. Schmerzlich war es mir, seine Tragödie „Julia" aus dieser Sammlung ausschließen zu müssen. Bei der Unmasse von Irrtümern und Vorurteilen, welche gegen diese Tragödie aufgestapelt liegen, muß sich ein Nachweis des Waltens der Idee in ihr mit einer sehr eingehenden Analyse der Tragödie verbinden, was den Raum dieser Schrift gesprengt hätte. Daß der letzte Abschnitt „Die Idee des Tragischen bei Friedrich Hebbel" nur als eine „rohe Bleistiftskizze erscheint, findet sich von mir an der betreffenden Stelle (S. 326) begründet. Die Materialien (wie auch zur Julia) zu einem selbständigen Buche über „die Idee des Tragischen bei Hebbel" liegen vor und werden noch ergänzt. Was Hebbel bietet ist nicht mehr und nicht weniger als eine vollständige Weltanschauung auf der Grundlage der Idee des Tragischen. — Aber auch innerhalb des Rahmens des Buches mußte noch Entsagung geübt und viel Gesammeltes in der Schublade gelassen werden. Wie viel drängte sich von den Griechen, Shakespeare, unseren Klassikern, Kleist, Grillparzer, unseren Neueren und Neuesten dazwischen, das bei einem Charakter, einer Handlung, einer Szene, einer Dialogführung, dem oder jenem Zuge zum Vergleiche herangezogen sein wollte! Das Aus-

geführte wurde wieder unterdrückt und damit allerdings das Buch eines bestechenden Reizes entkleidet. Aber diese Schleuse einmal aufgezogen gab einen Strom frei, der leicht einen dreimal so großeu Raum verlangte.

Bezüglich der Ideen, welche in den Handlungen dieser Tragödien sich verkörpert finden und denen, welche diese Dichtungen rein auf sich wirken lassen, sich offenbaren, ist von vornherein die Annahme als falsch zurückzuweisen, der Dichter habe diese Werke um der Ideen willen geschaffen. In diesem Teile seines Schaffens ist jeder echte Dichter und Künstler mehr oder weniger unbewußt. Dann wären keine Kunstwerke entstanden, deren erstes und letztes Erfordernis Wiedergabe des Lebens ist, vorab keine Tragödien, welche „Darstellung von Handlung, von Leben, von Glück und Unglück" zum Inhalte haben. Weil aber der Dichter das Leben in ein Kunstwerk auffing, so ward dieses zu einer organischen Erscheinung durch die Idee, welche alle seine Glieder zu einer Einheit bindet. „Der Gehalt tritt ganz von selbst hinzu, wie der Saft in die Bäume". Zu dieser Idee zu gelangen ist die Krone des ästhetischen Genusses, denn mit ihr erschließt sich erst das ganze volle Leben, welches die Dichtung darstellt. Diese Idee kann nicht errechnet werden. Ihr Vorhandensein aus gewissen Spuren ihres Wirkens ahnend, suchen wir, spannen wir nach ihr aus. Der Fund gleicht oft geradezu einer Offenbarung, welche über der Beschäftigung mit der Dichtung oft gar nicht, sondern über dem heißen Bemühen die schwere Aufgabe des Lebens zu lösen aufblitzt. Daß aber, was aus der Tiefe des Gemütes geschöpft wird, darum keine Gedanken, darum keine Idee haben dürfe, welche das Ganze trägt, ist wohl ein Standpunkt, den kein Wissender teilen wird. Im Gegenteil vor einem Kunstwerk ist alle Welt durchdrungen „von der Konsequenz, mit welcher der Dichter oder der Künstler die Idee in seinem Werke durchgeführt hat". Aber fragt man, welche Idee, so ist es eben die Idee, niemand vermag eine bestimmte anzugeben. So gewiß wir aber in der Idee leben, weben und sind wie der ganze Weltorganismus, so gewiß in jeder einzelnen Erscheinung sich die Idee und eine bestimmte

von ihr losgetrennte Idee die Form baut, so gewiß auch in jedem echten Kunstwerk. Ob der Dichter um sie weiß oder nicht, ist gleich. Hebbel hat sich über die Idee oder den „Gehalt", wie er einige Male auch sagt, seiner Tragödien zu verschiedenen Malen ausgesprochen. Wir haben ihm in ein paar Fällen folgen können, in den meisten anderen nicht, denn in diesem Punkte, das haben Schillers und zahlreicher anderer Dichter und Künstler Auslassungen gezeigt, hat der Dichter über sein Werk nicht immer recht. — Wo aber Hebbel einmal durch eine Ausdrucksweise in seinen theoretischen Schriften zu der Annahme verführt, er habe selbst zur „Gestaltung von Problemen" aufgefordert, da hat er, und seine Werke bezeugen es, verlangt, der Dichter solle aus seinem Gestaltungsprozeß das Leben nicht als eine schöne runde Null hervorgehen lassen mit der obligaten glatten Versöhnung, sondern als eine mehr oder weniger schwer zu enträtselnde Chiffre, zu deren Lösung der Prophet-Dichter gewiß auch einmal einen Schlüssel geben kann oder muß. — Bin ich genau, indem ich sage, ich kann nicht sagen, ob dem Dichter die Idee der Dichtung bis zum Bewußtsein deutlich geworden ist, so bin ich auch darin genauer, daß ich mich nicht begnüge zu sagen „eine oder die Idee hält das Ganze zusammen", „geht durch das Ganze", sondern daß ich die mir gewordene Offenbarung in Worte zu kleiden suche. Die Idee eines Dichtwerkes muß sich, ist sie überhaupt nur vorhanden, in einen Ausdruck von schlagender Kürze fassen lassen. Sie muß sich aus der Handlung der Tragödie und der Führung der Charaktere in dieser Handlung von selbst ergeben. Nicht als ob jede Einzelheit an die Idee auch nur erinnern müßte, vielmehr umspielen Handlung, Charaktere, der Dialog und die Szenenführung die strenge Linie der Idee in dem dem wirklichen Leben eigenen freien Spiele der Kräfte; und oft entläßt die Idee der Dichtung so viele Themen, Motive, Unterideen in solche weitgelassene Freiheit, daß mancher einen von diesen Geistern als d i e Idee angesehen hat, ein Schlüssel, welcher freilich nicht „alle Zimmer über und unter der Erde schloß". — Mag man sich zu

den Ansichten des Dichters über die Ideen einzelner seiner Tragödien stellen wie man will, eines ist sicher: dieser Dichter war von dem Kunstwerk als einer Totalität durchdrungen, welcher sich jedes Glied unterzuordnen hat. Und dieses Inzuchtnehmen des Einzelnen tritt oft besonders stark hervor, so daß er gerade da, wo man es nicht vermuten sollte, den Ring durchschimmern läßt, der sich um und durch das Ganze schlingt. Die Ausdrucksweisen an besonders prägnanten Stellen weisen auf eine Idee hin, welche das einzelne zum Ganzen bindet, fest und in Freiheit, so — — leicht und anmutig ist da der „herbe" Hebbel; oft verrät der Mund geringerer Personen geradezu das Zauberwort. Seine Anschauung des Kunstwerkes als einer unbedingten Totalität fordert unbedingt die Idee. Daher auch die Erscheinung: soviel des Richtigen, Schönen, Tiefsinnigen über Hebbels Tragödien in dem Briefwechsel von hervorragenden Männern gesagt worden ist, man hat gerade den längsten Auslassungen gegenüber ein Gefühl des Unbefriedigten, das jedes Unzusammenhängende, Sporadische gewährt.

Wenn von berufenster Seite auf die Einzigkeit, Größe und grundlegende Kraft der Hebbelschen Tragödie hingewiesen, aber ihm gegenüber die nationale Bedeutung Schillers hervorgehoben worden ist, so steht zu erwarten, daß auch Hebbel noch einmal „nationale Bedeutung" erlangen wird, wenn wir ihn erst besser verstehen. Auch bei unseren Klassikern hat das „Verstehenlernen" recht lange gedauert. Aber muß nicht ein großer Dichter auf nationale Bedeutung allen Anspruch haben, welcher in den herrlichsten wie den verzweifeltesten Lagen des Lebens stand hält und denen, die ihn nur finden wollen, bei dem Neubau aus Trümmern werktätig hilft? Was wollen wir mehr? Wer nur einmal an diesem Born in wahrhaft durstigen Zügen getrunken, hat das Gefühl: In einer Zeit, in welcher die Gegensätze bis zum Ausbruch auf das heftigste gespannt sind, wo ein fast in allen Kreisen der Bevölkerung bohrender Mißmut bis nahe an den Kern sich einzufressen droht, wo die „Klassiker" von den einen — gestehen wir es offen — ohne jede ästhetische Überzeugung in perfidester Heuchelei als Vogel-

scheuche gegen die Kräfte eines geahnten Sturmes gerufen, von den andern als „gänzlich lebensfremd und unwahr" in grünem Vorwitz gehänselt oder heruntergerissen, von falschen Propheten der Zeit gemißdeutelt, von der Masse immer noch ohne jedes Verständnis ihrer Bedeutung für die Zeit heruntergelesen werden, in einer solchen Zeit hat ein wahrhaft großer Dichter, welcher als mit seinen Gestalten mitten im Leben stehend und doch von der alles formenden Idee getragen von jedem Erfahrenen empfunden wird, seinem Volke viel, sehr viel, wenn nicht alles zu sagen. Dies um so mehr als er als Dichter und als Mensch vor unseren Augen wird. Schöpfer einer Reihe von Werken von zwingender Größe, welche gleichwohl ein geringes Letztes missen lassen, um „vollkommen" zu sein, spendet er zuletzt nur ausgereifte Meisterwerke. Überblickt man das Ganze seines Lebenswerkes, Meister, welcher uns oft so ganz unbewußt in seine Werkstatt blicken läßt; wie die Klassiker im Besitze der lebenspendenden Idee und eines Gehaltes von reiner Menschlichkeit, nur darin ihnen nicht ganz ebenbürtig, daß die Form den Stoff nicht immer ganz restlos verzehrte, darin aber gerade für ringende Männer- und Frauengemüter wie geschaffen, weil sein Stoff, weit entfernt ein „Problem" zu sein, immer der Stoff jedes viel erfahrenen Herzens ist; aber in der oft geradezu abgeklärten Größe des Gefühls für die Wirklichkeit über den Klassikern, daher auch seine reine Menschlichkeit keine künstlich vorbereitete, sondern eine in und aus dem Tone der Erde werdende ist —: wird der Gestalter erst einmal unser, so wird er uns und fernen und fernsten Geschlechtern viele Lebenswerte auslösen. Denn bei diesem Dichter werden Ideale nicht als ferne Sterne verehrt oder heruntergeholt oder Menschen- und Erdengut emporgeschraubt zu den Sternen, sondern in ehrlicher Arbeit wird das Ideal aus dem Schoße der Erde geschürft und am Tone der Erde gestaltet.

Halle a. S., den 2. September 1903.

Der Verfasser.

Judith.

Eine Tragödie in fünf Akten.

Gedichtet zwischen 20. Oktober 1839 und 28. Januar 1840.

Auf seinem stürmischen Siegeszuge durch die vorderasiatische Welt ist Holofernes, der Feldhauptmann des assyrischen Königs Nebucad Necar, bis vor die Tore der Bergstadt Bethulien gekommen; sie deckt den Eingang in das Königreich Juda. Fällt sie, dann wird der Kriegsstrom sich über Israel ergießen und seiner Selbständigkeit ein Ende bereiten. Als die Not am höchsten und der Mut der Bürger so tief gesunken, daß viele schon an Übergabe denken, errettet ein gottbegeistertes Weib, Judith, Stadt und Land, indem sie dem feindlichen Feldherrn das Haupt abschlägt. Sie hat aber die Ausführung ihres mutvollen Vorsatzes in einem Wirbel ihrer Sinne schwer bezahlen müssen und rächt mit dem abgeschlagenen Haupte zugleich einen entweihten Körper. Zerschlagenen Gemütes trägt sie den Jubel des befreiten Volkes und bangt vor der Entscheidung, ob sie, wie es Jehovah fügt, „einem Muttermörder" das Leben geben wird oder nicht.

Also Belagerung, Bedrängung und Verteidigung einer Stadt; wir sehen schon aus den Elementen ihres Stoffes, diese Tragödie muß, wenn schon jede „Handlung" zum Mittelpunkte hat, ihre Menschen ganz besonders vor die Notwendigkeit des Handelns stellen. Denn will Holofernes das in den Bergen gelegene Nest nehmen, so setzt dies eine Bewegung seiner Heeresmassen voraus; wollen aber die in der Stadt ihrer schweren Aufgabe gewachsen sein, so müssen sie sich vom Greis bis zum Kind ohne Ansehen des Geschlechtes in schwerster Pflichterfüllung regen. Und so steht

denn im imponierenden Mittelpunkte der Tragödie, fast den ganzen dritten Akt füllend, über ein Fünftel des Ganzen umfassend, jene gewaltige Bürgerszene auf dem Marktplatz zu Bethulien, welche das Herz der Verteidiger offenbart. Vorbereitet ist sie durch manche gelegentliche Bemerkung über den Stand der Dinge in der ausgehungerten Bürgerschaft, Bemerkungen, deren düsterer und verzweiflungsvoller Inhalt ein schlichtes, frommes Weib zur gottbegeisterten Heldin machen. Ehe wir die abgezehrten Gestalten auf den Straßen von Bethulien vor uns sehen, wissen wir schon, wegen der Schwäche der Verteidiger kann von einem Sturme auf das Lager keine Rede sein; nur die letzte Verzweiflung, die den Tod zeugt, könnte ihn eingeben. So sind die Bürger dieser brandenden See gegenüber auf ein geduldiges Ausharren angewiesen, das indessen noch genug Gelegenheiten für ein tatkräftiges Handeln bieten könnte.

Aber was sehen wir statt dessen? Das reine Gegenteil von dem Notwendigen, das immer und überall das Sittliche ist, das Notwendige aber ist, daß gehandelt wird. Jüngere Bürger in Waffen, im Begriffe die Wache auf den Wällen zu beziehen, gehen über den Platz, sie haben es gerade nicht sehr eilig und unterhalten sich in ihrem Elende in der dem ganzen Stamme eigenen verstandestrockenen 'witzigen Weise über die jeweilig bessere Todesart, ob „durchs rasche Schwert oder das langsame Verdorren". Eine Alternative gleich in den zwei ersten Einleitungszeilen, deren zwei Glieder sich wie eine Versinnbildlichung jenes oben angedeuteten Gegensatzes aufdrängen. In der für den Orient, insbesondere das Judentum so charakteristischen kaustischen Weise lösen sie Rätsel und stechen sie Silben über ihre verzweiflungsvolle Lage, wobei sie hart aneinander geraten, als hätten sie nichts anderes zu tun, als sich zu beleidigen und zu ohrfeigen und Rache gegeneinander zu sinnen. Sie halten es für zeitgemäß, die verschiedenen Arten ihrer Individualität gegeneinander auszuspielen, und der Bürger Ammon spricht zuerst offen aus, was viele denken: es wäre am besten, wir öffneten die Tore. Der Patriot Ben verweist ihnen ihr Treiben, das zur Forderung der Stunde im schreiendsten Gegensatze steht, ermahnt sie, endlich die Wache auf dem Walle zu beziehen und droht jeden Verräter zu töten. Wenn so die Tatkraft der Jungen lahmt, so geht die Weisheit des Alters auf Krücken: ältere Bürger machen sich

gruseln mit den Lageranekdoten über den geheimnisvollen Feldherren, welche von den Wachtfeuern in die Stadt geflogen sind, und finden der Weisheit letzten Schluß darin, „daß das Niederträchtige an der Furcht ist, daß sie Einen nur halb tötet, nicht ganz“, und daß „die Langmut Gottes unbegreiflich ist. Wenn er einen solchen Heiden nicht haßt, wen soll er noch hassen?“ — echte Perlen spießbürgerlicher Ratlosigkeit. Aber mit letzterem Satze klingt bereits das Jehovah-Motiv an: Jehovah, der von außen eingreift oder nicht, seine Werkzeuge wählt und verwirft. Der Gott dieser Bürger muß notwendig ihren Feind hassen, ist er doch wie jede, nicht in das Ich frei als Idee hineingenommene Gottheit, sondern in den jenseitigen Abgrund hinüber gezeichnete Vorstellung von einem höheren Wesen, ein Konglomerat von ihren Eigenschaften und Idealen. So zeigt uns gleich die Einleitung in dieser entscheidenden Szene die Bürger, allerdings erschöpft, aber doch noch kräftig genug zum Reden und Handgemeinwerden, weit von dem entfernt, was not tut, vom Handeln.

Nach dieser Einleitung tut sich auf der Hinter- und Untergrund der Szene: die verwitterte Gestalt des uralten Greises Samuel, vom Enkel geführt, steigt vor uns empor in alter furchtbarer Schuld und noch furchtbarerer Buße zu einer unheimlichen Größe — ein der Bibel geraubtes Wahrzeichen. Seine Freveltaten, Mord und Wollust, Ehebruch, sind bezeichnend für den Verlust des kraftvollen reinen Naturzustandes eines entwickelten Volkes und bezeichnend dafür, daß diesem Volke mit dem Marke der Röhren die Schneide des Handelns schwand. Und wie er sich in Naturlauten, die mit Gewalt an den Schlössern zu den Herzen der Volksgenossen rütteln, zum Sühnopfer darbeut wie weiland der Prophet Jonas, so ist auch seine Schuld nach ihrer Art typisch für die Schuld des ganzen Volkes. Wir ahnen unwillkürlich eine Verbindung zwischen seiner Schuld und seinem Leiden und dem Leiden seiner Mitbürger und ihrer und ihrer Väter Schuld. Daß sie keine wackeren Entschlüsse fassen und nicht auf Grund solcher handeln, wird nunmehr so recht geistig und sittlich offenbar, ja dieses physische Elend weist nicht bloß auf den Babylonier, vielmehr auf eine Kette von Schuld und Gegenschuld hinaus, aus welcher der Gott der Weltgeschichte, das ewige Weltgesetz, die allem einwohnende Uridee wie der elektrische Funke hervorblitzt, diesem Volke natürlich, das seinen Gott immer

„drüben“ haben muß, um etwas zum Herüberzerren zu haben, vollständig unsichtbar. Ein Fanal den Bürgern auf ihren Wegen dieses Zeichen umwandelnder Schuld, leuchtet der Alte jeder einzelnen Gestalt dieser tiefsinnigen Szene ins Gesicht oder sieht er ihr über die Schulter in das Konzept, prophezeie, verrate oder eifere sie wie sie nun wolle. Wie Posaunenstöße des jüngsten Gerichts dröhnen seine Weh- und Mahnrufe durch Bethuliens Straßen, Laute, heiliger Natur entquollen. Diese menschlich ergreifende Gestalt an sich und ihr Zusammenhang mit den Gestalten und dem Geschehen oder Nichtgeschehen dieser Szene weist notwendig auf die Idee des Handelns hinaus. Er selber konnte nichts tun als durch Einkehr in sich selbst (wie Judith in noch höherem Maße) dem Gedanken Leben zu verleihen, handeln im eigentlichen Sinne kann er nicht, doch wertet sich bei ihm jedes Wort als Tat. Sind auch des einst schmählich gemordeten Aarons Sippen tot und damit auch die natürlichen Rächer seiner Freveltaten, brüllt er auch mit der letzten qualvollen Frage nach einem Labsal spendenden Tod in jeder Gestalt, so ist doch klar, daß „der Herr die Sünde nicht aufgeschossen stehen läßt und die Sicheln nicht zerbricht“. Darum wurden wir schuldig, daß wir, wie hier Samuel, das Ganze auf uns nehmen, und große Sünder wurden wir, damit wir große Taten wirken, und große Taten wirken bedeutet gleichwohl schuldig werden. So klingt schon hier das Motiv „durch Vereinzelung schuldig“ und das andere des stellvertretenden Leidens, beide in Hebbels Weltanschauung so hochbedeutsam, an. Und darum, weil „der Herr die Sünde nicht aufgeschossen stehen läßt und die Sicheln nicht zerbricht“, mögen die in Bethulien ihre Ernte selbst einbringen, bevor sie eingebracht wird. Hier aber ist ein vollgerüttelt Maß von Schuld jeder Art gerüstet: bald schlägt der Argwohn sein schielend schwarzes Auge auf, bald schüttelt Neid sein schmutziges Gefieder, es könnte der eine oder andere sich in seinem Winkel mästen, während der Nachbar darbt, Aufsessigkeit und Trotz blähen sich in spitzfindigem Hohn und alles das in einer Stunde, wo Taten hoch im Werte stehen.

Nachdem uns jener Bürger, welcher seinem Nachbar Assaph über einer verweigerten Schale Milch „die Ziege mit dem vollen Euter weggeschossen“, den Atem wiedergegeben, der über Samuels Schuld und Leid sich uns versetzte, beginnt mit dem Auftreten des

Ältesten und Assads-Daniels und der Teilnahme des Volkes der wundervoll gewölbte Bogen einzusetzen, der über Daniel, Samaja und Josua zum Gipfel Judith führt und mit Samajas Tode wieder natürlich abfällt. Wir wissen nun, was da das eine, was not tut, das Handeln, lähmt und sehen jede dieser Gestalten unter dem richtigen Gesichtspunkt an. Wenn in einem gesunden Organismus die Stunde der Not Taten erzeugt, so treibt sie an diesem Körper zunächst Unverstand, Fanatismus, öde Silbenstecherei, Bosheit, Tücke und Hartherzigkeit an die Oberfläche, die Begehrlichkeit nach Essen und Trinken wächst mit dem steigenden Mangel, und über dem allen kommt es zu keinem Handeln. Die ergreifende Poesie dieser lebenswarmen Szene mit ihrer der Bibel oft gleichsam obgelauschten Darstellungsweise, ihrer treffenden Charakteristik der lebensvoll unterschiedenen Gestalten, ihrer sicheren Ausdrucksweise, ihrer einzig großen Komposition und ihrem schönem Rhythmus, ihrer reizvoll naiven Durchführung der der ganzen Tragödie zu grunde liegenden Idee im besondern wird immer ihren hohen Zauber ausüben. Nur die erfahrene Not fühlt so ganz aus, welche treibende Größe der Idee hinter dieser Darstellung der Einzelheiten der Schwäche und der erdischen Bedingtheit steckt. Da ist der Älteste von mittelmäßiger Bravheit der Gesinnung, der in ruhigen Zeitläuften seinen Platz ausfüllen würde, mit seiner Botschaft vom Hohenpriester Jojakim, an deren verheißende Berufung auf bessere Zeiten er selber nicht recht glaubt, mit seinem immerwährenden „Soll“, das von außen das Feuer nicht anbrennt, das im Innern nicht flammt, der Wortführer der Religion der Vergeltung. Sein Gegner der spitzfindige, verstandesscharfe nüchterne Assad, dem es Spaß macht, seine alles Überlieferte benagende Zweifelsucht an dem unbeholfeneren alten Manne ihren Witz üben zu lassen, rät schließlich, natürlich um des „armen stummen Bruders und der Weiber und Kinder willen“, zur Übergabe an den Feind, „Unterwürfigkeit findet Barmherzigkeit“. Als ob Israel gegen die Unterwürfigen immer barmherzig gewesen wäre. Und das Volk nickt dazu Beifall. Da tut auf einmal der stumme Bruder Assads, Daniel, seinen Mund auf und fordert das Volk auf, den, welcher ihn dreißig Jahre treu gepflegt, zu steinigen. Und das Volk vollzieht sofort diesen Befehl aus höherem Munde und verehrt in Daniel einen neuen Propheten. Bezeichnender Weise ruft aber auch das neue Zeichen das Volk

nicht zum Handeln auf, sondern tröstet mit der Berufung auf Jehovah, der sein herrliches Volk dem Feinde nicht zur Ernte geben wird; wenn sie sich nur „heiligen", so wird Jehovah den Feind zerschmettern. Als aber Daniel über die Nachricht vom Tode des Bruders von neuem verstummt, fällt das Volk ebenso rasch dem Fanatiker Samaja zu, der es von neuem auffordert, sich dem Feinde auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und nur dessen fanatischer Berechnung, daß der „Brudermörder durch sich selbst sterben müsse", verdankt Daniel die Errettung aus den Händen des erregten Volkes.

Ein Zeichen war es dem Volke, daß der Stumme plötzlich redete, ein Zeichen ist es ihm, daß er plötzlich verstummt. In diesem Lande der Wunder, wo die Natur so leicht die wunderbarsten Erscheinungen hervorzaubert, rasch im Erzeugen wie Zerstören ist, erwartet jeder so gern alles von einem „Wunder", einem Eingriff von außen. Und das in diesem Volke, das so gern seit alters sich etwas Besonderes dünkte, seit tausend Jahren geheiligte Überlieferung. Gern oder ungern folgte es dem, der „ergriffen" erscheint, so ist das Ergriffensein nichts als ein Motiv wie andere Motive auch, die göttliche Erwählung: wie viele Male hat Jehovah aus dem Munde begnadeter Männer geredet. Aber diese göttliche Inspiration hat Judiths zahlreiche Vorgänger und Nachfolger nicht vor Mißgriffen und nicht vor dem Wandel der Volksgunst geschützt, sie haben ihr Ergriffensein oft schwer büßen müssen. Dieses Moment hat der Dichter in dieser Szene, in der es ihm gelingt, einen Zustand in hinreißende Handlung umzusetzen, treffend zum Ausdrucke gebracht. Und ebenso natürlich lebenswahr gibt sich das Volk, das rasch emporschnellende und rasch verzagende, so ganz im Sinne der wundervollen Geschichten aus Mosis, Josua und der Richter usw. Zeiten, daß wir den Charakter und Weltzustand der Kinder Israel in diesem Lebensausschnitte so markant wiedergegeben finden, als läsen wir viele Kapitel seiner Geschichte. Natürlich traten die Unarten eines sinkenden Volkes in einer schwierigen Lage ohnegleichen besonders scharf hervor, und seine Propheten und Führer sind darnach. Wenn diese Prachtszene schließlich im Untergrunde von dem „Gott will es" und „Jehovah ist groß" getragen wird, so ist eben dieser in sehr verschiedenen Graden von Inbrunst verehrte Gott nichts anderes als der Reflex der Volksseele sich gegenüber,

in einem „Jenseits“. Auch dieses Moment gehörte unbedingt in das Charakteristikum dieses Volkes, sonst würde Judiths Ergriffensein und Eingreifen nicht verständlich werden; es ist aber zugleich ein allgemein menschliches Moment, das der Dichter so genial darstellte, welches so lange Anteil erregen wird als die Völker den Reflex ihrer Seele als „Gott in einem Jenseits“ brauchen. Nur in dieser Weihestunde, wo es galt, das Beste auf den Altar der Tat zu legen, konnten diese Gestalten sich zusammen offenbaren am Wirken oder Nichtwirken. In dieser Stunde der Not ist das Gefühl mächtig erregt, es drängt und treibt nach außen; gehandelt muß werden, sie können nicht handeln; so weissagen sie und glauben und verwerfen und treiben haltlos dahin. Meisterhaft der Widerspruch gezeichnet, wie das Volk immer seinen Gott drüben hat, niemals will er als Tat aus seinem Innern springen, immer lauert es auf diesen Gott, der nur aus seinem Innern kommen kann, „vergreift“ es sich an seinem Heiligtume im Jenseits.

War es über Daniel nur so gekommen, war er von einer „Inspiration“ hingerissen worden, hatte er über Jehovah den „Bruder“ verlassen, die Pein eines plötzlichen Verlassenseins von allen erfahren müssen, so redet sich der fanatische Schwadroneur Samaja in ein künstliches Ergriffensein hinein und weiß die Menge mit fortzureißen. War bei Assad der Verstand krank, so ist bei Samaja die Phantasie verdorben. Ursprünglich die Mittelmäßigkeit und Schablonenhaftigkeit selbst, reißt ihn der Augenblick bezw. seine Zunge mit fort; auch er glaubt sich „ergriffen“, und so weiß er ganz genau in dem trunkenen Fieberwahn seines spießbürgerlichen Starrkopfes, was kommen muß, daß sich der „Brudermörder“ Daniel selbst töten wird. Köstlich charakterisiert sich der fanatisch-beschränkte Volksheld von zehn Minuten mit dem vertrockneten Herzen in der in eine rhetorische Frage gekleideten haarscharfen Beweisführung: „Oder könnt ihr glauben, daß der Herr die Stummen reden macht, daß sie Brudermörder werden?“, in dem Vorschlage an Daniel, sich den Kopf an der Mauer zu zerstoßen, in dem Ausspruche „der Herr tat Wunder unter den Vätern; die Väter waren besser als wir. Wenn er jetzt Wunder tun wollte, warum läßt er nicht regnen? Warum tut er nicht ein Wunder im Herzen des Holofernes und bewegt ihn zum Abzug?“ Wenn die einen jedem Zeichen nachlaufen, so glaubt er an keines,

auch noch so trefflich bestätigtes, ohne Stärke im Innern. Und so ist es nur die köstliche Konsequenz dieser Schwäche, daß sie selbst ein Zeichen aufstellt: lebt Daniel noch bis morgen, so harret aus, bis ihr tot hinsinkt oder bis euch ein Wunder erlöst. Wo nicht, so öffnet die Tore." Aber das Leben läßt sich nicht meistern, und so erleidet der hitzige Rechner im stillen Kämmerlein von Daniel selbst, den er in den Tod reden will, den Tod.

Aber unter anderem ungereimten Zeug, entfährt ihm auch das Wort: „Was gegen die Natur ist, das ist gegen Gott." Dem Samaja fliegt dieses Wort an, um Assads Steinigung und Daniels Eingreifen als unverträglich mit dem regelmäßigen Gang der Dinge hinzustellen. In seiner geistigen Verfassung liegt kein Anlaß vor, den Satz ihm anzurechnen. Er wird ihn einmal irgendwo gelesen haben wie man solche und ähnliche Sätze bei den Propheten und in den Schriften der Babylonier findet. Das hindert andererseits nicht, daß auch im Munde von Kindern und Toren tiefgründige Weisheit bleibt, was einmal Weisheit ist, Gold bleibt Gold auch in der Hand des Bettlers. Judith, voll von ihrem großen Vorhaben, ist in dem Augenblicke unter das Volk getreten, als es sich in Verehrung vor Daniel niederwarf. Sie wird Zeuge des Umschlags der Stimmung zu gunsten Samajas. Getragen von ihrem frommen starken Gefühl für das Reine und Rechte, setzt sie Samajas wildem Fanatismus ihre schlichte, an sich haltende Begeisterung, ihr ruhiges Wort und ihre sichere Haltung entgegen. Sie hat es im stillen Kämmerlein in heiligem Ringen versucht, den Gott von drüben in sich hereinzunehmen und von neuem aus sich zu erzeugen. Mit ihrem ersten Hauche setzt das Thema der „Gottesnähe" ein und führt sich in allen möglichen Modulationen bald verdeckter bald offener durch die ganze Szene hindurch. Zunächst will sie dem besseren Gefühl im Volke zu Hülfe kommen und dem Guten, das in der Begeisterung für Daniel lag, zum Siege verhelfen. Vorerst ohne Erfolg. Als Stimmen im Volke Samaja recht geben, wendet sie sich mit den für ihr Streben charakteristischen Worten: „Willst du dem Herrn den Weg vorschreiben, den er wandeln soll? Reinigt er nicht jeden Weg dadurch, daß er ihn wandelt?" gegen den hitzigen Alten. „Was gegen die Natur ist, das ist gegen Gott" antwortete er zum zweiten Male. Durch Ephraims Feigheit bestimmt, hat Judith zuerst kühn nach der Tat gelangt. Nach

einem verzweifelnden Zurücksinken durchdrang sie das nicht zurückzuweisende machtvolle Gefühl: „Jehovah ruft dich zur Rettung des Vaterlandes“. Kein anderer Weg dazu, als dem feindlichen Feldherren das Haupt abschlagen. Mit Waffen Männer getötet haben Frauen vor und nach Judith; das schlichte natürliche Empfinden ist von vornherein dagegen; wir sehen uns die Aufforderungen dazu in den betreffenden Lagen recht genau an, wenn wir urteilen sollen. Und Mirza, so recht die Sprecherin für das Durchschnittsempfinden, sagt: „Ein Weib soll Männer gebären, nimmermehr soll sie Männer töten.“ Die Begeisterung Judiths aus ihrem Inneren heraus ist echt und rechtfertigt ihre Tat vor sich selbst, soweit sie als isoliertes Einzelwesen in Betracht kommt, vollkommen. Sie ist aber vielmehr ein Einzelwesen unter und mit vielen anderen. Und da ist ihr Dasein, mehr noch die Entwickelung ihrer wie jeder anderen Besonderheit Losreißung vom Ganzen und damit Schuld, notwendige Schuld, deren Ablösung im Wirken für das Ganze liegt, wie? werden wir sehen, wenn wir die Weltanschauung und die Idee des Tragischen dieses Dichters überhaupt werten. Diese ihre mehr allgemeine Verknüpfung mit dem Ganzen dürfen wir auf sich beruhen lassen, ihre besondere Verknüpfung mit vielen anderen Genossen genügt. Und da wäre das Natürliche jeder andere Ausgang der Belagerung gewesen als der gerade, das Natürliche an sich, mögen in der achttausendjährigen Menschheitsgeschichte auch einige besondere „Rettungen“ mehr vorgekommen sein. Von diesem allgemein menschlichen Standpunkt gesehen, trägt Judiths Vorhaben und Tat ein stark herausforderndes Moment in sich. Daß sie aber in außerordentlichen Lagen Vorgängerinnen und Nachfolgerinnen gehabt hat, daß ihr Glaube an ihre Begeisterung echt ist und daß sie die Tat erst will, als alle Männer versagen, diese drei starken Momente versöhnen mit dem Herausfordernden in ihrer Tat, rechtfertigen die Tat vor ihr selbst und dem Lebenskreise ihres Volkes und verleihen ihrer Tat jenes „Natürliche“ im beschränkteren Sinne, das wir als das Mindeste fordern, sollen wir durch eine Tat befriedigt werden. Nicht aber besteht Judiths Vorhaben und Tat vor dem großen Ganzen der Natur und der Menschheit: da war das Natürliche und damit das Notwendige und das einzig Sittliche Kampf aller bis zur Vernichtung oder zum Sieg. Weil

sie das Notwendige nicht erzeugen, den Gott nicht gebären können, der über Jehova und jedem andern Gott im Jenseits ist, müssen sie leiden, physisch, noch mehr aber geistig und ethisch; denn es ist schon furchtbare Buße und Sühne für ein Volk, wenn es Lumpenpack wie die Assad, Samaja und Josua und die anderen in seiner Mitte hat, und das in der Weihestunde des Handelns, das ist „Hölle“ statt dieses „Himmels“. Und weil sie in dieses Natürliche eingreift, individuell zwar vor sich gerechtfertigt, muß sie schwere Buße zahlen, ist sie ethisch vernichtet, und es ist der Aufschrei der verletzten Natur in ihr zu jenem Jehovah, der sie zur Tat verleitet, hilf mir aus dieser furchtbaren Stunde, in die Du mich gestürzt, laß mich dem Holofernes keinen Sohn gebären. Jehova muß so gut wie sein Kind für seinen Eingriff in die Natur einstehen. Dieser Aufschrei aus dem Naturgrund ist die Bankerotterklärung jeder Gottheit im Jenseits, mag sie nun der Gott der Juden, der Mohammedaner, Christen oder sonst aller Genossen sein, deren Gott nicht die körperbildende Idee in der Natur ist. Darum ist dieser Ausgang der Tragödie der einzig ästhetisch zurechtfertigende. Mit jenem Worte Mirzas, mit diesem dem Samaja in den Mund gelegten entscheidenden und einigen anderen mehr hat der Dichter gar keinen Zweifel gelassen über seine Auffassung der Tat vom tragischen, will sagen menschheitlichen Standpunkte aus, dem einzig richtigen. Und es heißt ihn und seine Kunst vollständig verkennen, wenn man von einem ästhetisch unbefriedigenden Schlusse, aber einer „Ehrenrettung Jehovahs“ gefaselt hat. Also die vom schwachen Schwätzer Samaja in Rechtfertigung seines Beginnens gebrauchten Worte „Was gegen die Natur ist, das ist gegen Gott“ weisen hochbedeutsam auf die Idee des Handelns hin als den Kern dieser Tragödie. Sie stehen auch äußerlich betrachtet in dem Rückgrat der Tragödie, fast im Mittelpunkte derselben. — Wenn dann der konfessionell bestimmte Mensch sagt und sich damit tröstet, Gott wählt und zerbricht seine Werkzeuge, so wandelt der tragische Dichter „auf der Menschheit Höhen“, und die rechte Tragödie, welche Handlung zu ihrem Mittelpunkte hat, in der das Notwendige, das immer das Sittliche ist, geschieht, sieht immer auf eine Menschheit unbewußt hinaus, welche die Gottheit als absolute Idee in sich trägt. Nur eine solche Tragödie ist berechtigt und nur

sie ist die Form der Kunst der Menschheit katexochen, wenn sie natürlich auch ihr Rohmaterial in einer mannigfach, unter anderm auch konfessionell, bestimmten Menschheit finden und an diesem Steine arbeiten muß.

Bald wird Judiths Arbeit schwerer. Auf den Schwätzer Samaja folgt der verbissene, ingrimmige und heimtückische Halunke Josua, der sich und dem Volke die Gnade des Siegers mit der Auslieferung der Ältesten und Priester d. h. derjenigen erkaufen will, die das Volk „aus Nichts zu Etwas machten". Dieser Bösewicht ist um so gefährlicher als seine Feigheit mit der Aussicht auf Bequemlichkeit und Wohlleben sich verbündet statt „der Anweisung auf alle Marter, die möglich sind", wenn nicht die Tore geöffnet werden. Aus Josua spricht die gänzliche Gehaltlosigkeit, Idee- und Gottlosigkeit; aber es gibt Lagen, in denen das Physische zu einem Faktor wird, mit dem gerechnet werden muß. Und die Bürger waten mit in den Sumpf und stimmen zu, den Kopf abzuschlagen, d. h. die Vornehmsten auszuliefern. Da ist es die einfach würdige Haltung des Ältesten, vor allem aber Judiths entschlossenes Eintreten für Ehre und Recht, welche das Schlimmste verhindern. Zuerst weist sie darauf hin, daß Unglück nur dazu da ist, die Kräfte zu strengen, man darf sich niemals sein Unglück durch Gemeinheit verdienen, man muß im Unglück nur den Preis der Tüchtigkeit sehen, ein herrlicher Idealismus in einer furchtbar realen Lage der Dinge, aber „zu hoch" für dieses Volk. Auch ihr Bild vom Waffenschmied zieht noch nicht. Erst als sie mit Flammenworten die Gemeinheit des Volkes geißelt und des Ältesten Bereitwilligkeit hervorhebt, verhindert sie wenigstens jene schmachvolle Auslieferung. Aber das Öffnen der Tore der geliebten Vaterstadt bleibt wie eine schwere Masse wuchten, und es zeichnet die Verzweiflung dieser Lage düsterprächtig, wie der Älteste, eben noch bereit sich zu opfern, mit dem Halunken, der ihn ans Messer liefern wollte, übereinstimmt. Diese Masse kann Judith nicht bewegen; wenigstens kommt Achiors Bericht ihrem Kraftaufwand zu Hülfe. Sein Wort und seine Schilderung des Feindes, daß er alles vernichten würde, preßt dem Volke das Geständnis ab, sollen wir durch das Schwert umkommen, so haben wir selbst Schwerter. „Es soll nicht geöffnet werden." Aber gleich hängt sich das Bleigewicht der Lage an den Entschluß, der übrigens

gar nicht den Stempel einer freigeborenen Tat trägt. Auf Josuas Vorschlag schreit das Volk nach einer „Zeit“, und der Älteste setzt fünf Tage fest, innerhalb deren Gott helfen muß, „sonst sind wir tot“. Und sie können sich nur solange halten, wenn sie die heiligen Weine und Öle zehren. Nun hält Judith nicht mehr zurück, sie dringt auf tatkräftiges Handeln und entwickelt ihren Plan, die Brunnen an der Mauer zurückzuerobern — keine allzuschwere Aufgabe —, sich durch Handeln zu heiligen, dann erst dürften sie Jehovah Geweihtes im allerletzten Notfall anrühren; dann freilich — wird es nicht nötig sein. Den Ausfall erreicht sie nicht, aber sie stehen von Jehovahs Kelchen und Krügen ab, denn mehrere besinnen sich auf den unsträflichen Wandel des Weibes, das da unter „Männern“ ratet und tatet — der einzige Mann — und nun ist wenigstens auf „fünf Tage“ Schmach von Israel abgewendet. In fünf Tagen muß sie ihre Tat vollbracht haben. Wie meisterhaft ist die Führung der Handlung, wie tritt die Idee des Handelns in jeder kleinsten Wendung hervor, das Notwendige, das Sittliche. Welchen Begriff machten sich doch diejenigen vom Dichter oder dem Sittlichen, die da meinten, er „habe es nicht genügend berücksichtigt.“ Scharf tritt der Wankelmut des Volkes in jeder seiner Wendungen hervor, bis es den Anstoß zum Ausharren für fünf Tage von außen erhält, bei keiner seiner Wendungen fragt es nach seinem Gott, selbstverständlich macht er sie alle mit; er wird auch dazu schweigen, wenn sie seine Brode essen und seine Weine trinken; natürlich: was sie in der Stunde des Genügens hinüber ablegten, holen sie in der Stunde der Not wieder herüber, einige „Gewissensbisse“ wird es geben, dann opfert man doppelt, das ist so der Lauf der Welt. Das kann nicht den einst der Masse geoffenbarten Gott in sich herein nehmen und in freier Tat aus sich von neuem erzeugen; diese „Offenbarung“ müßte wie ein Blitz über jeden einzelnen kommen, — das ist gegen ihre Art. Nur keine Tat. Und in Absehung der Tat, der Idee des Handelns, liegt in dem Dreiblatt Assad, Samaja, Josua eine prächtige Steigerung: der kranke trockene Verstand, die aberwitzige Phantasie und das verdorbene Gemüt. Und so wird die Arbeit für Judith immer schwerer, ernster, gewichtiger. Da wird eine schwere Arbeit in strengem Ringen vollbracht an und in der Wirklichkeit, Fußbreite um Fußbreite muß dem

Feinde streitig gemacht oder abgenommen werden. Und das Resultat ist dann nicht viel, unter Umständen auch „nichts“, wenn nur gestrebt wurde. Das ist die echte Kunst, welche in das Leben quillt, denn sie stammt aus dem Leben, sie speist jeden Hungernden, und mehr noch: sie baut jeden Einsturz wieder auf, der es verdiente.

Der letzte Teil der großen Szene zeigt Judith sich zum schweren Gang anschicken und das Bild des gewaltigen Feindes in der Ferne sich erheben. Daß selbst ein kriegsgewohnter Mann wie Achior vor dem Manne „gern“ in den Staub sinkt, wie glänzend das Bild des tatfrohen Mannes aus seiner Brust zurückstrahlt, muß in das starke Weib, ihr unbewußt zunächst, den Keim des tiefen Eindrucks senken. Und wie sie eben Scholle um Scholle erobern mußte in harter Arbeit, so ruft sie jetzt, um festzubleiben am Vorsatze, recht eindringliche Bilder und Beweggründe aus der Wirklichkeit auf. Und erst als sie sich heilig weiß, d. h. fest und sicher den Gang zum Feinde angetreten hat, wendet sie sich zum Volke zurück und fordert es zum Gebet für sie auf. Selten ist der Gang zu einer wahrhaft großen patriotischen Tat geschäftsmäßiger, will sagen gehaltener, mit weniger Gepränge angetreten worden. Und damit in dem weihevollen Augenblicke, wo die Idee rein aufleuchtet, ihr Humor nicht fehle, wenn das Menschenkind im Witz sich überschlägt, so will Ephraim Judith folgen, sie zu schützen. „Vielleicht kehrt sie um!“ Zum Schluß der Szene erfährt das Volk den Tod des Samaja durch Daniel, und nun ist es mit der Sammlung zum Gebet vorbei, es hat seinen neuen Propheten wieder, „Daniel ist ein Prophet“ orakelt der Priester, „hin zu Daniel, damit ihm kein Leid geschehe“ echot das Volk, „der Herr hat ihn gesandt, der Herr wird ihn schützen. Gehet hin und betet“ stempelt der Priester. Und so lassen sie das Weib des Mannes, dem sie vor einer Stunde erst noch zugejubelt, in seinem Schmerze allein zurück. Der Dichter hat sich also die theatralische Tat, den Abgang der Judith zu einem brillanten zu gestalten, entgehen lassen und sich so als Meister der echten Tragödie gleich in seinem Erstlingswerk bewährt. Denn er bewährte so das Tragische nicht, als was es Schiller und seinen Nachtretern gewesen, als das Erhabene des Subjekts, sondern als das Erhabene des Subjekt-Objekts, als das aus einer Handlung sich aufzuweisende Notwendige, das

immer das Sittliche ist. Da mußte das Volk das letzte Wort haben, wie es mit Recht die ganze Tragödie schließt. Wenn es schon von Belang ist, in jeder Tragödie, welche aufzeigt, „wie es um das Leben der Menschen bestellt ist", zu erfahren, wie es schließlich Ephraim und Genossen ergeht, so ist es dies noch ganz besonders in dieser der Fall, in welcher die Idee des Handelns sich ihren Körper gibt. Wie die Dinge hier liegen, wollen wir wissen, wie das Volk sich zur Tat des Weibes stellt, daher begleiteten wir das Volk auf seinem Gange. Es ist etwas ganz hervorragend Schwieriges um das gehaltene Handeln der Menschen, eine der höchsten Offenbarungen des menschlichen Geistes. Wenn wir das gleich an dieser Kraftnatur Holofernes erfahren werden, so haben wir es eben an der Judith geschaut: sie, die Gottbegeisterte, muß sich der gemordeten Jünglinge und geschändeten Jungfrauen erinnern, um ihre Tatkraft zusammenzuhalten. Und der Dichter, dessen Kunst aus dem Leben stammt, hält es nicht so sehr mit der Ataraxie, gewiß mag sie sich auch einmal aufzeigen lassen, ist aber zu „problematisch", sondern mit dem frischen Wellenschlag des Lebens, wo allerdings die Pulse der Erhabenheit auch einmal aussetzen und eine Leidenschaft als anspornendes Element von nöten ist. An solchen Augenblicken messen wir die Widerstandskraft im Menschen gegen ein Laßwerden. Nun um so mehr die Maße aufgewiesen und angesetzt, wo es sich um etwas Besonderes handelt, um eine ungeheure Tat, gewälzt auf die Schultern eines Weibes. Es ist unfruchtbare, weil lebensdürftige Kunst, da mit der Begeisterung fürs teure Vaterland auskommen zu wollen, wo warmes Blut rollt, Muskeln schwellen und Nerven sich durchs Ganze flechten, und so mischt sich schon jetzt weibliche Rache mit in ihre Tat hinein und kann der Heldin die Frage nach dem Liebesleben des Holofernes so wenig erspart werden als die nach ihrer Schönheit. „Ihre Schönheit sei ihr ihre Pflicht". Sie braucht ihren Reiz als Hilfsmittel. Wenn wir über diese „Menschlichkeiten", nein natürlichen Besonderheiten des Einzelwesens nicht die Heldin aus dem Auge verlieren sollen, dann müssen wir sie an einem anderen Maße wieder messen, also heran vom Aeltesten und Priester ab bis zum Gevatter Schneider und Schuster, heran, zeigt, was ihr könnt. Ihnen gebührte also das letzte Wort in einer Tragödie, welche die Idee des Handelns zum Mittelpunkte hat.

Ich sage also, diese Tragödie beruhet darauf, daß sie das Handeln des Menschen, eine seiner höchsten Offenbarungen, in seiner ganzen irdischen Beschwertheit aufzuweisen sucht; der Stoff war so, daß sein Gehalt in dieser Idee begriffen ward. Als der Dichter schon so tief in sein Werk hineingekommen war, daß von einem Hineintragen einer Idee oder gar eines Problems in die Arbeit keine Rede sein konnte, bezeichnete er gelegentlich einmal (Tgb. I S. 186: 24. Nov. 1839) als den Gedanken, den er gestaltet: „In der Judith zeichne ich die Tat eines Weibes, also den ärgsten Kontrast, dies Wollen und Nichtkönnen, dies Tun, was doch kein Handeln ist." Und das Verhältnis zwischen dem echten, ursprünglichen Handeln und dem bloßen Sichselbst-herausfordern, jenes in Holofernes dem Manne, dieses in Judith dem Weibe gegeben, nahm ihn sehr in Anspruch. Das Vorwort wies schon darauf hin, wie der Dichter nicht immer den besten Bescheid weiß um sein Gestaltenbilden. Nun ist aber klar, daß mit jenem Gedanken wohl das Verhältnis zwischen Judith und Holofernes bezeichnet sein könnte — wir werden sehen, ob und inwieweit das zutrifft — daß aber dann jene große Bürgerszene in ihrer großen Ausdehnung geradezu aus dem Rahmen der Komposition heraus fiele, denn für sie träfe jener Gegensatz als körperbauende Idee nicht zu, sie müsse anders gehalten oder bedeutend kürzer sein. Welches Juwel uns damit aber verloren ginge, haben wir soeben erfahren. Nein die von mir bezeichnete Idee des Handelns, welche jene Szene zu einem Meisterstück macht, diese Idee baut sich in der ganzen Tragödie ihren Körper, und ist erst recht mächtig in Judith und Holofernes. Immerhin könnte man, ohne die Einheit nur im geringsten zu verletzen, der Idee hinsichtlich des Verhältnisses der beiden Gestalten zueinander jene vom Dichter gegebene Fassung zuerkennen, wenn sie nur ganz zuträfe. Eins aber ist klar: soll ich einem künstlerischen Werke irgend einer Art das Prädikat „Kunstwerk" in dem auszeichnenden Sinne des Meisterhaften geben, so muß sich eine einheitliche Idee durch den Organismus durchführen, unbeschadet oft einer Anzahl Nebenideen, -Motive, -Themen. Das aber ist in Hebbels Judith wie in allen seinen großen Tragödien. Von dem ästhetisch Genießenden muß sich diese Idee aber auch in bestimmte Worte kleiden lassen, je kürzer desto besser, und sie muß in jedem Gliede des Organismus zum Ausdrucke kommen,

unbeschadet seiner Lebenswahrheit und Frische, welche erste nicht zu umgehende Forderungen bilden.

Im Holofernes gibt uns der Dichter in lebensgetreuer Ausführung seines Werkes nach der stofflichen Seite das wahre Bild eines asiatischen Despoten mit einer so glücklichen Mischung der Farben und in so trefflicher Zeichnung, daß Kenner jener Verhältnisse wie Hammer-Purgstall des uneingeschränkten Lobes voll waren. Und es wiegt dieses Lob ungleich schwerer als die Bedenken schwächlicher Ästheten über das starke Vorwiegen „des Metaphysischen“ oder „der Reflexion“ in dieser Gestalt. Dieses „metaphysisches“ Element war durch den Lokalton, durch die Stimmung der Natur durchaus gegeben, es ist jener reflexive Ton, der durch die morgenländische Poesie geht und in jeder Sammlung solcher Gedichte gefunden wird. Auch die Beschäftigung mit dem Ich und das Hervorkehren dieses Ichs ist im Geiste jenes Tones. Auch vergesse man nie, daß das Abc der Ausdrucksweise des dramatischen Dichters bis auf einige mögliche Färbungen immer seiner Umgebung entnommen und angepaßt ist; erst der Geist des Ganzen gießt den Hauch vergangener Zeiten darüber, und das schöne Vorrecht der Phantasie des Genießenden ist es, gerade an jener Ausdrucksweise ihre Schwingen zu prüfen. Auf näheres einzugehen verbietet leider der Raum. Ebenso steht es mit dem Inhalt jener Metaphysik. Wer mit dem außerordentlichen Reichtum der Kultur der Babylonier nur einigermaßen bekannt ist, muß von der Wahrheit jenes Inhalts, vielleicht einige wenige Sätze ausgenommen, die aber durchaus vom Ganzen mitgetragen werden, überzeugt und — — überrascht sein. Man tut da besser, man gibt sich auf einige Stunden dem Studium jener Kultur hin statt sich um die Geburtsstätte dieses oder jenes Satzes in den Irrgängen der Identitätsphilosophie zu bemühen. Es ist im Grunde der Ton und die Geistesverwandtschaft der großen Bürgerszene, nur, wie sich von selbst versteht, im Geiste dieses Charakters unendlich gesteigert, was man aber dort gelobt hat, darf man hier nicht tadeln. Das bringt uns auf einen anderen Vorwurf: Holofernes ergehe sich in einem Übermaß von Rodomontaden und Aufschneidereien. Man braucht aber nur mit dem Stile orientalischer Kriegs- und Staatsberichte, mit dem Stile auf gewissen Inschriften bekannt zu sein und man wird auch diese Übertreibungen und Aufbauschungen als zum Behang und reichen

Faltenwurf des orientalischen Despoten und Kraftmenschen gehörig verstehen. Aber man braucht wirklich nur z. B. in unseren Tagen in unserem Lande die Augen und Ohren offen zu halten, und man wird auf merkwürdige Parallelen in dieser Beziehung stoßen. In was aber diese Kraft-Natur so besonders gut getroffen ist, das ist in der Art ihres Sehens: er sieht seine Betrachtungen und Empfindungen und Bilder in der Weise der Kinder, den Baum wie eine dreieckige Pyramide auf einen Stil; und den Löwen, den er zerdrückt, kann man ihm mit wenigen Schnitten aus einem Holzblock schneiden. Manches aber auch kommt ganz natürlich auf die Sucht nach Legendenbildung und Anekdotenausschmückung, welche die Länge des Kriegs- und Lagerlebens zeitigt. Es ist daher sehr wenig angebracht und will dem Ernste einer eindringenden Kritik nicht entsprechen, wenn sie gegenüber den Äußerungen dieser Seite im Holofernes an die Akrobaten und Jongleure auf dem Jahrmarkte erinnert. Was haben die Soldaten so gut wie die Bürger von Wallenstein und Napoleon geglaubt, die Allwissenheit, Undurchdringlichkeit und Kugelsicherheit gehörten zum eisernen Bestand dieser und aller anderen Alexander und Cäsaren, und — nicht zum wenigsten — daß sie davon selber überzeugt waren. Kommt noch bei Holofernes seine Verachtung der Menschen und Weiber insbesondere hinzu, um das faustdicke Auftragen jener „Rodomontaden" zu verstehen. Aber bei allen Übertreibungen ist er doch ein ganzer Kerl, hat er sich jede „Vergöttlichung" verdient. Das sehen wir aus seiner Wirkung auf die ganze Umgebung und die Feinde und vor allem auf die kritische und haßerfüllte Gegnerin. Denn Judith bittet schon vorher Gott um Schutz vor sich selbst, „er ist ein Mann": und nach einer dieser „Ungeheuerlichkeiten" ruft sie „hör auf, hör auf. Ich muß ihn morden, wenn ich nicht vor ihm knien soll." Das bringt uns zum eigentlichen Kern seines Wesens. Der vorzüglich gelungene Despot mit seinem Dutzend prächtiger Eigenschaften ist doch nur der reiche Mantel, der uns nicht weiter zu interessieren braucht und gerade die schickliche Gelegenheit bot, einige Einwürfe gegen diese Prachtgestalt zu widerlegen.

Es ist nicht der Despot, welcher einen Achior so gut wie eine Judith fast in die Kniee zwingt, es ist der Kraftmensch, den Hebbel durch Steigerung einer echt orientalischen Eigenschaft

im Geiste jener Zeit dargestellt und zu einem Menschentypus geschaffen hat. War in Hebbel zu jener Zeit, als ihn Judith ernstlich zu beschäftigen begann, nicht ein so eminent reiches Innenleben aufgestapelt, „strotzten seine Organismen nicht vor Fülle der Empfindungen und Gedanken," so würde diese Seite am Holofernes gewiß nicht so reich bedacht worden sein. Aber andererseits zog er nicht etwa, und das Gros seiner übelwollenden und beschränkten Kritiker schob ihm offen und versteckt das unter, irgend einen her, sein Gefäß zu sein. Dem echten Dichter dringt sich sein Stoff, ja zum Teil dessen Bearbeitung mit Naturnotwendigkeit auf: sein geistiger und ethischer Zustand ist ein gewordener und nun mehr bestimmter, Jugendeindrücke können mitspielen bei dem Anschießen eines Stoffes, er wählt nicht, der Stoff entspricht seiner geistigen Persönlichkeit, oft muß der Dichter geradezu diesen und keinen andern Gegenstand dichten. Daher ist Holofernes nach Ton, Stimmung, Gehalt und Charakter ganz aus sich heraus diese Gestalt geworden, Hebbel war nichts als der bestimmte Dichter, sie zu schaffen. — Diese Kraft-Natur ist von einem ungebändigten Stolz, schrankenlosem Egoismus, ihre immer wechselnde Laune ihr eben erst geschaffenes und schon wieder zerstörtes Gesetz, ihr himmelstürmerisches Götterringen auch vollwertig ausgefüllt von großem Tatendrang, gestrengten Energien, gespanntestem Herausfordern der Gefahren. Irdisch bestimmt wie sie ist, erkennt sie im König nur mit äußerstem Widerwillen einen Höheren an, dem sie die Welt unterwerfen will, nur, um sie ihm wieder abzunehmen — ein feiner Zug, der für viele steht und jene Welt des ungestümen Drauflosgehens charakterisiert, in der kein König seinem Feldherrn und Statthalter, kein Statthalter seinem Beamten trauen kann. Diese Kraft-Natur sieht ein Um- und Wiedergebären ihres Daseins als eine ihrer vornehmsten Aufgaben an, und dabei merkt sie nicht, daß sie sich immer öde-gleich bleibt. Als habe der geniale Dichter eine jener gewaltigen baum- und strauchlosen Hochebenen mit einigen draufgesetzten Muskelschwellungen geschaut, als er diese Gestalt schuf, und will man die letzte Probe machen auf die Wahrheit ihres Geistes, so versenke man sich in den Geist assyrischer und babylonischer Kunstwerke, und jeder letzte Einwand schwindet. Aber in echt orientalischer und zugleich für die Menschheit typischer Weise überschlägt sich in diesem Kraftmenschen der Massen verschlingende Indivi-

dualismus. Die letzte Instanz und Forderung seines Daseins aber ist, den Gott aus sich zu gebären oder wie er es mit einiger Modifikation ein andermal nennt, den Gedanken zu erzeugen. — Mit diesen letzten Momenten rückt aber die Welt des Judentums und die Welt des Heidentums hart aufeinander und der welthistorische Hintergrund tut sich voneinander, vor dem die Handlung stattfindet. Dort eine Gesellung vieler Individuen zu einem freien Verein, wo einer den anderen zu bestimmen sucht und in reichem Wechsel bald der vorwiegt, bald jener gilt, das Ganze, wie recht und schlecht es sei, getragen von dem Gedanken an Gott, der hilft, niederwirft, lockt und emporreißt; wie armselig auch, ein Werden zu verspüren; wie geringfügig auch, die sittigende Kraft eines Versuches zum Handeln zu ahnen, bis sie zuletzt losbricht. Hier eine dumpfe blöde Masse ohne nennenswerte Besonderungen, die Speise eines einzelnen, der noch nicht einmal die Vorwegnahme eines verhältnismäßig unwichtigen Befehles wie das Aufzäumen der Kamele durch kriegserprobte Feldherren gestatten kann; kein Versuch zum Handeln von diesem Klumpen, der widerstandslos zusammen fällt, wenn derjenige fällt, der sich mühet, ihm den Gedanken zu erzeugen, ihm den Gott zu gebären; kein leisester Versuch auch nur zu einer Sittigung. Jenes Volk verehrt immerhin einen Gott, der sich den frommen Vätern offenbart, mit seiner tausendjährigen Geschichte, mit seinen Leiden und Freuden auf das innigste verwachsen ist, und den der einzelne im ernsten Ringen auch einmal sich frei erzeugte. Diesem Haufen wird der Gott von Tag zu Tage dekretiert, und sein Führer sinnt und sinnt, wie er den neuen Gott gebären soll. Dort eine geistig geweckte Sprache aller und Aussprache aller, hier das Verstummen aller bis auf die Echolaute einiger Hauptleute, wenn der Gott redet in einer Sprache — — Natur ist noch nicht Geist geworden und ist das Chaos schon nicht mehr; braucht, sich zu offenbaren bei den Menschen, doch auch der Laute, des Rüstzeugs jenes Geistes. — Und jene Kraft will den Gott aus sich gebären. Welch ein Unterschied zwischen jener ethisch-geistigen Forderung für die Juden, die ihren Gott sich gegenüber sahen, in freier Offenbarung eine Heilstat der Menschheit vorzumachen, auf die sie heute noch wartet, oder die sie dem, der sie ihr vormachte, noch nicht nachmachen kann, weil sie jeder einzelne für sich vollbringen muß, und jener Aufbauschung der

maßlosen rohen Kraft, die an sich selbst erwürgt. Wie jene nicht dazu kommen sich zu heiligen d. h. zu handeln, den Gott in freier Tat aus sich zu erzeugen, weil sie ihre Natur-Kraft nicht mehr oder noch nicht haben, so kommt er nicht dazu, der er nur seine Natur-Kraft ist und nicht ahnt, daß alle Kraft, will sie den Gott gebären, sich in sich bestimmen, von der Idee getragen sein muß. Wunderbare Ironie der weltenbauenden Mutter-Idee: der will immer einen Gedanken erzeugen, wacht eifersüchtig darüber, daß niemand ihm zuvorkommt, und da wäre denn der große Gedanke, daß er seine Kraft bestimmte. Daß die Juden die Tat sich nicht abgewannen, Holofernes sich die Gedanken-Tat nicht abrang, war Schuld, Schuld gegen das Ganze, mochten sie auch kein Bewußtsein dieser Schuld haben und vor ihren Zeitgenossen nicht schuldig sein, weil die Stunde noch nicht gekommen war, wo die Frucht reif war. Jedes Übermaß der Individualität ist Schuld; in den Juden, besonders aber im Holofernes tritt das so recht anschaulich hervor. Das ist der Kern des Holofernes, schuldig aus Kraft, bloßem Kraftgefühl und darauf gegründetem Tun. Das geht aber uns von gestern, heute und morgen und auf lange hinaus recht nahe an, fordert unsere Teilnahme aufs wärmste heraus, die wir am Individualitätenkult kranken. Wie dieses Kraftgefühl, das sich nicht zu bestimmen weiß, gleichsam an Hypertrophie krank ist, dafür ist eben jene Fülle von Betrachtungen und Bildern, in denen es sich ergeht, ein treffender Beweis. Wir werden schon gegen Schluß des ersten, sicherlich des vierten und im fünften Akt das Gefühl nicht los, dieser Mann weiß, in die Langeweile des Lagerlebens einmal gezwängt, mit seiner Kraft nichts anzufangen und so schießt sie üppig in dies schillernde Unkraut vollsaftiger Großmannssucht. Das tatlose Liegen treibt das Blut immer schneller und heißer nach dem Kopfe, das Maß der Dinge wird nur noch aus dem heißen Kopf genommen, und keine reine Anschauung, es ist gar kein Gedanke daran, findet es in ihnen selbst. Ja, ein weiterer Zug von höchstem dichterischen Werte, selbst diese dumpfe Masse fängt an „sich zu betrachten", die beutegierige Soldateska und die ruhmsüchtige Feldherrenschaft „murrt" über das lange Stilleliegen. Das muß vom obersten Feldherrn ab bis zum letzten Stallknecht nur immer in Bewegung sein, Stehen erzeugt Gefühl öder Leere, und nur Holofernes vermag sich eben

noch darüber hinwegzutäuschen. Daher auch der gesteigerte Ingrimm, daher endlich, fast eine psychische und physische Naturnotwendigkeit, fällt er über die schöne Jüdin her.

Und ein anderes Gefühl werden wir alsbald nicht los, sobald wir die Bekanntschaft dieses seltenen Mannes gemacht haben: möchte es dieser Kraft doch gelingen, einmal zur Bestimmung ihrer selbst zu kommen, den Gedanken zu erzeugen, ein Ziel sich selbst zu setzen, d. h. zu handeln. Hat der Bändiger von unzähligen Königen und Völkerschaften bisher zu handeln verstanden, oder genügte ein bloßes Tun, ein Fortwälzen der Masse durch eigne Schwere, vor Bethulien kann ich sein Tun nicht als Handeln bezeichnen, oder man muß dem zuliebe, den „die Nabelschnur noch mit der Natur“ verbindet, sehr wenig unter Handeln verstehen. Mag dem nun sein wie ihm wolle, jedenfalls stellt der Dichter an diesem Kraftmenschen, der den Gott gebären möchte, fast noch eindringlicher dar, wie es um das Handeln, „des Menschen Pracht“, bestellt ist. Er zog vor Bethulien, um die Bekanntschaft des neuen Gottes, auf den er stieß, des Gottes der Ebräer, zu machen. Als ein besonders starker war er ihm geschildert worden. Holofernes selbst aber will der Welt den Gott geben. Grund genug, dem Jehovah scharf zu Leibe zu rücken. Nachdem die gewöhnlichen ersten Maßregeln und Schritte gelungen, steht das Ganze, trotz eminenter Überzahl, still. Und es scheint mit seiner Kriegskunst so zu stehen wie mit dem ganzen Kerl: es will ihm kein Gedanke kommen. Und dann wird er der Spielball eines Weibes: wie er von außen schon die Anregung empfing gen Bethulien zu stoßen, so jetzt von dieser Feindin den Gedanken, in fünf Tagen zum Sturm zu schreiten. Dann wird der Gott sein Volk ihm überantworten, und Holofernes wird ihn als seinen Gott anerkennen, wenn die Stadt noch vor dem Sturme die Tore öffnet. Und in diese seine Erwägungen hinein ein Wort eines Hauptmannes, das er wohl noch nie gehört und für das er ihn gleich niederschlagen sollte: „Holofernes zweifelt?“ Vergessen ist das Selbsterzeugen eines Gottes — sicher kommt er darauf zurück, wenn das Spielzeug Jehovah zerbrochen — vergessen, was er der Stadt einst zugedacht, und wie er sie sicher zu nehmen gedacht, vergessen alles „Handeln“. Nichts ist an dem Manne konsequent als seine Inkonsequenz. Und nicht weiß er das Notwendige zu tun, das auch in seiner Lage, wie immer und überall, das

Sittliche. Er weiß den sittigenden Gedanken nicht zu erzeugen, seine Kraft nicht zu bestimmen, darum nicht zu handeln. Darum findet er auch nichts Verehrungswürdiges auf seiner Bahn, darum benutzt er auch ein schönes Weib wie jedes andere zu einer Kraftentladung; die aber hatte das vollbracht, was er nicht vermochte, ihre Kraft (die ihr ihre Schönheit ist) bestimmt und zu handeln versucht, wenigstens den schweren Gang fest angetreten. Darum ist es ganz recht, daß dieses Weib ihm den Kopf abschlägt, mit dem er nichts rechtes anzufangen weiß. Ich kann also in Holofernes durchaus nicht das echte, ursprüngliche Handeln verkörpert sehen; ich will einem gewissen Tun bei ihm damit die Ursprünglichkeit nicht absprechen. So tritt auch gar nicht hervor, wozu Anlaß gegeben war, die organisatorische Fähigkeit, nach der wir in solchen Lagen immer Ausschau halten. Ich vermisse also die vernünftigen Willensentscheidungen; alles sein Tun springt aus unvermittelten Trieben hervor, wie er denn mit „seiner Kraft nur seine Leidenschaft" besser seine Triebe „füttert". Und das ist sehr recht so: nur so bekamen wir dies Prachtexemplar von einer maßlosen Kraft, die sich nicht bestimmen, also auch nicht handeln kann. Man fasse aber den Tod des Holofernes ja nicht als eine Strafe auf. Wer sagt denn uns, daß etwas, was so allgemein ist und so ganz und gar natürlich wie der Tod, ein Übel sei? Und wofür denn Strafe einem Manne, der so naiv in allem Tun, Empfinden und Sichbetrachten ist, daß er nicht weiß, was Sünde ist? Strafe! Wer sagt uns, daß er sie empfand?! Strafe! Die Tragödie als solche straft nie. Die Menschen in ihrer irdischen Bestimmtheit mögen sich in ihrer Handlung „strafen", die Tragödie hat den Gott als ewig bewegte Idee in sich und gibt, indem sie Glück und Unglück gibt, den lebendigen Widerstreit der Mutter-Idee in dem Gegensatze ihrer Glieder. Welche Ungerechtigkeit, wenn das Kopfabschlagen Strafe wäre, läge dann darin, daß die Juden ganz wider Verdienst und Würdigkeit so gut wegkämen: „den ersten und letzten Mann töten", damit Amos „seinen Kohl bauen", Tobias „in Frieden seine Schafe weiden" und Benakiel in Gemütsruhe „Kinder zeugen kann"! So ist es nicht verstanden. — Wenn ich dem Dichter auch bezüglich des „Handelns" nicht folgen konnte, so hat er doch in der Gegenüberstellung von Judith und Holofernes den „seit Anbeginn anhängenden Prozeß der Geschlechter" in scharfer Linienführung umrissen, und zu dem

welthistorischen Gegensatz des Judentums und Heidentums tritt der allgemein-menschliche des Weibes und Mannes und durchdringt sich mit jenem. Wir können die Darstellung jenes Prozesses nicht verfolgen. Wir haben schon auf die reine Ursprünglichkeit des Tuns des Holofernes hingewiesen, welche dem Tun der Judith abgeht. In der Katastrophe des Holofernes tritt der Gegensatz des Mannes und Weibes — er mißbraucht ihren Körper, sie schlägt ihm den Kopf ab — so prägnant hervor, daß jenes bedeutsame Motiv aus seinem Schlußwerk „des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib, des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele“ schon in seinem Erstling anklingt. Einiges andere wurde nach dieser Richtung schon angedeutet und wird noch weiteres beiläufig hervortreten, wenden wir uns der Judith zu.

Nur das Tun im Sinne des sittlichen Zentrums des Weltorganismus ist ein Handeln, das notwendig und darum sittlich ist, bedarf nicht der Korrektur. Wie jede dichterische Gestalt steht auch Judith unter d e m Gesetz. Daher konnte der Dichter die „listig verschlagene Katze der Bibel“, der ihre Tat so gar nichts kostet, im Gegenteil einen Triumphzug unter Pauken und Zimbeln einbringt, nicht brauchen. Es war auch leicht, von aller Erdenschwere abzusehen oder gerade nur soviel Sand in die braune Locke fliegen zu lassen, als sich leicht wieder abschütteln läßt, einen Engel von Menschen zu schaffen, der nun einmal von Jehovah begeistert, mit kühnem Griffe nach dem Helme vom Anfang bis zum Ende das Rechte tut, vielleicht auch einmal unterwegs strauchelt, fällt, aufsteht, weiterschafft und sein Werk zu Ende bringt. Da war denn einmal wieder etwas Rundes, Nettes, „Klassisches“ geschaffen, das dem Gemüte so wohl tut, denjenigen nämlich, welche vom Dichter „erhoben“ sein wollen und dann hinausgehen ins Leben, um weiter zu kriechen, aber nicht denjenigen, welche sich stärken wollen am Dichter, um „edel zu sein, hilfreich und gut“ in allen Nöten des Lebens. Jenes wäre gewesen „das willkürliche Aufgreifen eines Persönlichen, dies für unsere Teilnahme zu präparieren“, aber keine Darstellung von „Handlung, Leben, Glück und Unglück“, keine Tragödie. Eine solche Tat, und noch dazu von einem Weibe vollbracht, mußte auf das sorgfältigste motiviert und, sollten wir sie glauben, furchtbar teuer bezahlt werden. Das Gebrechliche des Menschen, und nun erst recht des Weibes,

wenn es handeln will, durfte nicht ausgeschaltet werden. Eine fromme stille Witwe, die in den Augen ihrer Nachbarn ihr Leben nur im Wohltun für andere lebt, wird von der Not ihrer Volksgenossen ergriffen und fordert sich, wie die Kräfte der Männer versagen, zu der Tat der Befreiung der Vaterstadt heraus. Mit dem Beschaulichen in ihrer Art verbindet sich ein stark Geheimnisvolles. Diese ruhige Witwe, die so andächtig-gehalten über die Straße tritt, trägt schwer an dem Geheimnis ihrer Brautnacht: etwas hielt wie mit unsichtbaren Banden ihren Mann damals von ihr zurück, und nach sechs Monden starb er, ohne sie je berührt zu haben. Mit vierzehn Jahren ward die in der heißen Sonne Palästinas früh gereifte volle Schönheit dem Gatten zugeführt, und nun sind seit seinem Tode drei Jahre wieder in das Land gegangen, und sie ist unberührt geblieben, und die um sie geworben, wurden abgewiesen. Und doch sind ihre geschlechtlichen Instinkte, einmal aufgereift und aufgerufen, in immer regem Gären, und sie ruft ihrer Magd Mirza die hochbedeutsamen Worte zu: „Du wärest besser nicht jung und nicht schön, wenn Du es für Dich allein sein mußt. Ein Weib ist ein Nichts; nur durch den Mann kann sie etwas werden; sie kann Mutter durch ihn werden. Das Kind, das sie gebiert, ist der einzige Dank, den sie der Natur für ihr Dasein darbringen kann .... Doppelt unselig bin ich, die ich nicht Jungfrau bin und auch nicht Weib." Dieses Geheimnisvolle und die unbefriedigten geschlechtlichen Instinkte setzen die zweite Seele in der „stillen" Witwe, und sie erscheint leidenschaftlich und vorwärts drängend; dem Holofernes ist die Welt nur eine Nußschale, Judith wirft die Mauern ihres Gemaches auseinander und strebt in die Welt. Und diesem Streben entspricht die Großheit ihrer Gesinnung und dieser Größe der Wille zur Tat. Darum konnte ihr Ephraim wohl einmal ein vorübergehendes Genügen abgewinnen, sie konnte — ein feiner Zug — bevor sie selbst heraustrat, mit einem Fuß im Hergebrachten steckend, dem schwachen Manne die Tat zumuten, mit seinem Zurückschaudern scheidet sie sich ganz von ihm. Zur Aufmunterung rief sie dem Bebenden die goldenen Worte von der Zauberkraft des Willens zu, jenes Willens, den wir bei aller Kraftergießung am Holofernes missen, wenigstens als einen erzogenen missen, mag der in den Dienst der Kraft gestellte

seinem Träger das „Gebraten werden“ schon gestatten. Jetzt darf sie dem Verzagten das stolze Wort der großen Seele zurufen: „Deine Liebe ist die Strafe Deiner armseligen Natur“. Aber selbst auf dem Gipfel des davontragenden Erhobenseins hält der schöne weibliche Instinkt sie noch zurück: „Sehen alle Männer in der Gefahr nichts als die Warnung, sie zu vermeiden — dann hat ein Weib das Recht erlangt auf eine große Tat.“

Wo es darauf ankommt, das Walten der Idee in den unsterblichen Gebilden eines unserer Größten aufzuweisen, muß es versagt bleiben auf einzelne hohe Schönheiten dieser Meisterschöpfungen einzugehen, ja sie nur auch anzudeuten. — Aber ich darf auf den wundervollen Gegensatz des ersten und zweiten Aktes hinweisen, weil in ihm schon die Idee des ganzen Kunstwerks, die Idee des Handelns, zum Ausdruck kommt. Dort die unaufhörliche Bewegung eines Lagerlebens mit seinen Zwischenfällen, seinem Gehen und Kommen mit dem überflutenden und alles Leben vernichtenden Kraft-Strom eines Mannes. Hier die Stille eines Frauengemaches mit seinem geheimnisvollen Weben, in das von ferne die Kriegswellen schlagen; hier: ein Weib gebiert aus dem Sammeln ihrer Kraft das reine Streben nach einer großen Tat, die andern Erlösung bringt; in ihrer Umgebung zwar nur zwei Durchschnittswesen, über die sie sich turmhoch erhebt, welche aber doch sich zur Geltung zu bringen und auf ihre Entschließungen Einfluß zu erlangen suchen, später ihr bei ihrem Werk jedes in seiner Weise zu helfen suchen. Und weiter spiegelt die Komposition des Ganzen die Idee des Handelns besonders wider. Der dritte Akt führt wieder in das stille Frauengemach, wo der Entschluß zur Tat hervorbricht, um dann mit der gewaltigen Bürgerszene zu schließen, welche mit ihrem individuellen Leben einen wundervollen Gegensatz zum Herdenleben der Masse im Lager der Chaldäer gibt und zugleich Judith uns handelnd zeigt, so daß die drei ersten Akte sich in sich abrunden und das Fortschreiten vom aus Trieben hervorsprudelnden Tun zum auf Entschließungen beruhenden Tun (wenn man mit Hebbel das Taten Judiths noch kein „Handeln“ nennen will) aufweisen. Wir sahen aber schon, wie eng, durch das Auftauchen des Holofernes am Horizonte, der Schluß des dritten Aktes mit dem vierten und fünften verbunden

ist. In ähnlicher Weise wie der zweite und dritte Akt ist der vierte und fünfte miteinander verbunden: dort Exposition und Vorbereitung, dann Entschluß, hier Exposition und Vorbereitung, dann Tat. Auch ist der abschließende fünfte Akt ähnlich aufgebaut wie der die erste Abteilung abschließende dritte, mit dem bedeutsamen Unterschiede, daß diesmal die Volksszene in ihrer Ausdehnung zur alles entscheidenden Judithszene sich umgekehrt verhält wie im dritten Akte. Sehr richtig: wenn es auch treffend abschließt, Juden und Heiden aufeinanderstoßen zu lassen, so haben doch ihrer Volksgenossen „Taten" Judiths Tat gegenüber den Wert des Umwerfens eines Kartenhauses, ja, eine feine Ironie des Dichters, wenn das nach abermaligem fünftägigen Fasten noch so wacker laufen und losschlagen kann, dann waren bei aller physischen Erschöpfung damals die Kräfte auch da, „die Brunnen an der Mauer wiederzunehmen", wenigstens zu einem mannhaften Versuch. Daher zieht auch in diesem Schlusse vielmehr Judith in ihrer verzweiflungsvollen Pein und tiefsten Zerschlagenheit des Gemütes alle unsere Teilnahme auf sich, das andere läuft bloß so noch mit, damit es uns so recht aufgerückt wird, wie es um der Menschen Handeln in ihrer irdischen Belastetheit bestellt ist. So stellt sich uns der innere und äußere Aufbau dieses Werkes — wir konnten bloß andeuten — als das meisterhaft entworfene und ausgeführte Gewand jener Idee dar.

Doch zurück zur Judith. Nachdem wir in ihrer Exposition ihre Eigenschaften kennen gelernt, nachdem sie, wie der Kriegslärm in ihr Heiligtum hereinklingt, erst — ganz in der Weise ihres Volkes! — mit dem Gedanken an die Tat gespielt, dann sich zu ihr herausgefordert, sehen wir sie drei Tage und Nächte mit Asche bestreut fasten und mit ihrem Gotte heftig ringen, ob er sich zu ihr herablassen und sie zu der Tat stärken oder vielmehr sie aus ihr erzeugen möchte. Und ihr Gebet ist das ergriffene Lallen der Kreatur nach ihrem fernen Gotte, ob er wohl in ihr wohnen möchte. Nur wer wirklich in seinem Leben so „außer Welt und außer Zeit in Angst eines Winkes harrte", ob er das Große zeugen, „handeln" darf, kann solche heiße Laute dem übervollen Herzen sich entreißen. Und diesen edlen Rhythmus in der Welle der Melodie konnte nur innigste Einkehr bei sich selber und in die Wirklichkeit der Laute schreiben. Erst steigt sie aufwärts, schwebt und, hat sie ihren Gott, läßt sie die Tat-

sache der Kraft ihrer Schönheit ihre Sprache reden, und die stark realistischen Elemente, die in dem bevorstehenden Kampfe alles ausfechten und schon in Judiths Exposition anklingen, drängen zur Oberfläche. Wie so „ganz anders“ bei andern würde dies Gebet „geklungen“ haben, wie schaut bei diesem Dichter das sich aufdrängende Handeln, das Leben mit seinen Forderungen durch und zwischen jeden Satz. Aber die brutale Wirklichkeit der Dinge dringt wieder durch Mirzas Mund in dies düstere Gemach und läßt das edle Weib sich rüsten. Wie sie im voraus schon im Handeln lebt: „Ist Dir nicht, wenn Du einen siehst, als sähst Du, was Du sein möchtest, sein solltest?“ Von Ephraim, „der Hand an sich selbst gelegt, der dadurch sein Leben herrenlos gemacht hatte, durfte sie die Tat erwarten“. Wer anders, als der nicht „handeln“ kann, legt Hand an sich und, einmal dem Leben zurückgegeben, hat er sich das Weiterleben durch eine das Leben heischende Tat zu erkaufen, ein Gedanke, dem man öfter bei Hebbel begegnet, hier aber so ganz dem Gemüte eignet, das auf Handeln drängt, daß man sich wundern muß, wie diese Worte mißverstanden werden konnten. Und so schließt diese Szene der Rüstung eines Boten Jehovahs mit den bezeichnenden Worten, welche der sittlichen Konzentration der Kraft, so bildlos sie sind, geradezu plastischen Ausdruck verleihen und Himmel und Erde zusammengehen lassen: „Meine Schönheit ist jetzt meine Pflicht.“ Wie sie auf dem Gange zum furchtbaren feindlichen Feldherren die Erstlinge ihres Tatens unter den zagen und bösen Landsleuten mit Mühe brechen darf, haben wir erfahren, und wir treten mit ihr in Holofernes Zelt.

Der Augenblick ist schlagend: eben hat Holofernes ein Übermaß von alle Schranken verschüttender Kraft ausgeströmt, indem er sich „die Auflösung in alle Winde“ befehlen möchte und „aus seinem Kopfe eine Spindel macht und darin vom Hirnknäuel Faden um Faden abzwirnt“, aus reinem Mutwillen, obgleich er weiß, „der Gedanke ist der Dieb am Leben“, als der Hauptmann das „ebräisch Weib“ meldet und eine Schilderung von ihrem Gange durch die Wachen gibt, welche den geradezu gewaltigen Eindruck ihrer Schönheit als einer unwiderstehlichen Naturkraft widerspiegelt. Auch auf die ungebändigte Naturkraft des Holofernes ist die Wirkung dieser Kraft ganz unverkennbar. Das ist aber um so bedeutsamer, als wir seine Verachtung der

Weiber kennen, und das Übermaß seiner überschäumenden Kraft den Gipfelpunkt erreicht in der wegwerfenden Weise, in der er von seiner Mutter spricht, und so selbst an dem Bande mit dem Naturgrund reißt. Wie Judith die ersten Schritte Ihres Handelns lenkt, ist dem Adel ihrer in den Dienst einer großen Sache gestellten Kraft würdig und stellt sie sofort hoch: sie rührt an das, was sie ihrer Gesinnung gemäß das bessere Teil im Menschen nennt, und sucht den furchtbaren Mann zur Schonung gegen die Stadt bezw. zum Abzug zu bewegen in Worten, deren Logik, von ihrem Standpunkte aus, einleuchtend. Der ganze Zug in der Art seiner Beweisführung ist echt weiblich und es würde ihr die Ausführung der schauderhaften Tat erlassen. Er aber weist das weit weg, weil „der Gedanke ihr Gedanke ist". Und nun tritt sie scheinbar sofort auf seine Seite und kündigt sich ihm als Botin Jehovahs an, bestimmt, Holofernes in fünf Tagen in die Stadt zu führen, damit er das Volk für seine Sünden furchtbar strafe, und sie mischt die Farben in ihrer Ausdrucksweise so grell überzeugend, daß sie nicht nur den Feind, nein auch Mirza überlistet. Und auch diese Farbengebung ist von echt weiblichen Instinkten eingegeben. Auch ihrem zweiten Eintritt zu der alles entscheidenden Zusammenkunft geht eine Kraftentladung des Holofernes voraus: er will Judith körperlich und seelisch zertreten, um ihren Gott aus ihrem Busen zu vertreiben. Zu dem Ringen zwischen ihr und der furchtbaren Kraft tritt sie unter dem Eindrucke an, welcher sich in den vier Tagen ihres Weilens im Lager langsam und unbewußt, aber um so sicherer von der Kraft dieses Mannes in sie eingeschlichen, der nichts bei ihren Volksgenossen gleicht. In dem ersten Teile des Duelles mit dem gewaltigen Hintergrunde des Welthistorischen und Allgemeinmenschlichen entzündet sich die Naturkraft des Holofernes bis zu der Verwegenheit und dem Übermute des brutalen Siegesbewußtseins, so daß er ihr ins Gesicht sagt, was er aus ihr machen will, sie aber wehrt sich mit jeder Fiber ihres Herzens gegen die Männlichkeit des Kriegsgottes, so daß sie fast schon im Unterliegen sich gewaltsam emporreißt und ihm ihren Haß ins Gesicht schleudert, damit er sie töte. Sie ist also ihrer Mission untreu geworden. Und nur seine Brutalität läßt sie sich noch einmal fassen. Da fährt wie ein heißer Wirbelwind der Anschlag Ephraims auf Holofernes Leben dazwischen und zeigt

ihr die Kraft des genialischen Mannes von dem sieghaften Humor gewürzt in ihrer ganzen männlichen Schneide. Sie kann vor dem Ausströmen dieser Naturkraft zusammensinkend nur einmal stammeln „Du bist groß und Andere sind klein. (leise) Gott meiner Väter schütze mich vor mir selbst“, sodann (für sich) „Ich muß ihn morden, wenn ich nicht vor ihm knieen soll“, endlich nur noch ächzend „Meine Empfindungen und Gedanken fliegen durcheinander wie dürre Blätter. Mensch, entsetzlicher, Du drängst Dich zwischen mich und meinen Gott! Ich muß beten in diesem Augenblick, und kann's nicht“. Aber seine brutale Zumutung, ihn anzubeten, läßt sie sich noch einmal aufraffen, es durchblitzt sie die Ahnung der großen Wahrheit, daß am Ende diese ganze ungestüme Kraft ein ungeschlachter tönerner Koloß ist, den nichts lenkt, was Menschen wahrhaft groß macht, eine Masse „das Futter Deiner Leidenschaft“. In diesem Augenblicke spricht die alles bauende Idee aus ihr, aber irdisch beschränkt wie Judith ist, hält sie seine zweideutige, in sich hohle, allerdings scheinbar humorvoll schlagfertige Abwehr jener tiefen Wahrheit für echt und es bleibt ihr nur noch, ihm noch einmal ins Gesicht zu schleudern, daß sie ihn morden will, um dann sich von ihm fortreißen lassen und den hohen Preis für eine Tat zu zahlen, welche sofort nach ihrer Ausführung ein schrecklich entstelltes Antlitz zeigt. Das ist Menschenschicksal. Nachdem sie sich in dem entsetzensvollen Wirbel, in dem sie sich rund um sich selbst dreht, an der treffend gezeichneten Durchschnittsempfindung der Magd Mirza und ihrem entehrten Körper neue Kraft geholt, schlägt sie Holofernes das Haupt ab, um sich nach einem kurzen Genusse des Triumphes von einigen wenigen Minuten von derselben Mirza aus ihrem Wirbel in die gräßliche helle Wahrheit der Wirklichkeit wecken zu lassen, sie habe mit dem Mord nicht das Vaterland befreien, sondern ihren entehrten Körper rächen wollen: „Wenn Du dem Holofernes einen Sohn gebierst: was willst Du antworten, wenn er Dich nach seinem Vater fragt;“ vernichtet sinkt Judith in sich zusammen. Und sie wandelt nur noch auf der scharfen Schneide zwischen wirklichem Sein und Wahnsinn und münzt in ihrer Qual und Pein aus ihrem Schmerz echtes Gold für das Menschenherz; als wäre sie in ihrer Schmach Jehovah nur unendlich nahe gerückt, hängen sich die Seufzer eines zerschlagenen und geängsteten Gemütes dort an den ewigen Mächten fest, wo sie die Phantasie

der Völker walten ahnt. Diese ganze Szene ist das hohe Lied von dem Leid des Menschen, welcher groß und rein handeln möchte und nur inne wird, daß hier vor irdischer Schwere nichts rein herauskommt. Wir werden immer sein das Kompromiß zwischen unserm großen Vorsatz, unserem Himmel, und seiner Ausführung, unserer Erde.

Die Frömmigkeit der Denkart, welche auf das Vaterland wies, die leidenschaftliche Erregtheit, welche zum größten Teil aus den geschlechtlichen Instinkten und dem ihnen gesellten Geheimnisvollen emporflammte, die Art der Tat und der Weg zu ihr: die reife Lebenserfahrung, der die Kunst ihre Religion ist, erwartet keine andere Lösung als sie ist. Hebbels Motivierung ist klar: „Nur aus einer jungfräulichen Seele kann ein Mut hervorgehen, der sich dem Ungeheuersten gewachsen fühlt; dies liegt in der Überzeugung des menschlichen Gemüts, in dem übereinstimmenden Glauben der Völker, in den Zeugnissen der Geschichte. Aber — eine jungfräuliche Seele kann alles opfern, nur nicht sich selbst, denn mit ihrer Reinheit fällt das Fundament ihrer Kraft, sie kann die Zinsen ihrer Unschuld nicht mehr haben, sobald sie ihre Unschuld selbst verlor. Ich habe die Judith zwischen Weib und Jungfrau in die Mitte gestellt und ihre Tat so allerdings motiviert." Bei dem Ausdruck „jungfräulich" hat man hier natürlich an das Physische zu denken. Aber nicht allein; und letzte entscheidende Instanz ist und bleibt das Ethische, diese Jungfräulichkeit steht höher als die physische, und von dem Alter ab, wo ich diese hochschätze, will ich, beim Mann und beim Weib, jene um keinen Preis missen. Und so einer handeln will, kommt jene auf alle Fälle in Frage, diese nur in besonderen Fällen. Ein jeder verlor wohl schon frühzeitig seine ethische Jungfräulichkeit, aber wir sind Träger einer Idee — andere sagen: Gottes Langmut und Barmherzigkeit und Liebe hat kein Ende — und kraft derer treten wir immer wieder „rein" in eine neue Handlung. Der Dichter brauchte also gar nicht zu fürchten, daß Judith „ihre symbolische Bedeutung verliere und zur bloßen Exegese eines dunklen Menschen-Charakters herabsinke". Derartige Auseinandersetzungen über ihre Werke haben unsere größten Dichter, besonders auch Schiller, und sie sind die Beute einer schwachen, insbesondere aber einer übelwollenden Kritik zu allen Zeiten gewesen. So wie Judith — nicht Weib, nicht Jungfrau — steht eigentlich

jeder vor einer Handlung, auch wie sie nimmt jeder einen Pack von Früherem mit hinüber bezw. hinein; unser aller Reinheit ist nur eine relative. Das Vaterland, das Ethische, hat doch ursprünglich den Löwenanteil an ihrem Entschluß, man braucht also nicht „die jungfräuliche Witwe, die sich selbst zum grauenvollen Rätsel geworden" in den Vordergrund zu stellen, wenn auch über der Ausführung die geschlechtlichen Antriebe, das sinnliche Substrat, immer stärker und stärker hervortraten. Sie ist von der raschen, sich jäh emporreißenden Art: sie fordert sich zu der Tat heraus, es folgt „das liebe Sichsetzen der menschlichen Natur", sodann glaubt sie sich von Jehovah inspiriert und tritt ihren schweren Gang an, sie weiß nun, wozu die köstlichen Kräfte dienen, die frisch noch in ihr liegen. Hatte sie die Kraft, sich zu bestimmen, den Gang zu dem starken furchtbaren Feinde zu wagen, die zahlreichen Zwischenfälle, die ihr drohten, auf sich zu nehmen, so gehörten dazu, jene Inspiration mochte noch so stark und der Antrieb des Vaterlandes noch so heftig sein, starke sinnliche Kräfte, schon zu jener Inspiration und zu der Heftigkeit dieses Antriebes, als Träger des ethischen Pathos. Die Ausführung des Ganges hatte genug des Aufregenden an sich, ihre sinnlichen Kräfte waren in einem fort gespannt und bis zum Übermaß gereizt. Kein Wunder, daß im entscheidenden Augenblicke unter der Wucht der einzig starken Männlichkeit des Gegners die sinnlichen Kräfte dem Kommando von oben herab nicht mehr gehorchen und sich zuletzt in den Dienst der geschlechtlichen Instinkte stellen. Der Wirbel, welcher sie nach den schrecklichen fünf Tagen erfaßt, ist so natürlich, daß die Durchführung der Tat ohne ihn ein Monstrum von Unnatürlichkeit ist; mögen etliche immerhin glauben, wer einmal inspiriert ist, ist gefeit, sonst war die Inspiration nicht echt; ob echt oder unecht, was schwer zu untersuchen, in dem „Gott wählt seine Werkzeuge und zerbricht sie", schon in der großen Bürgerszene so treffend gezeigt, liegt ja, daß bei aller Echtheit der Inspiration die Inspirierten fallen können. Mögen bei ihrem Glauben an einen Gott im Jenseits, den man in sich wachrufen kann durch die Kraft des Gebets, selig werden; warum aber nicht gleich von vornherein in sich als Macht tragen, was von Anfang an als lebengebender Kern in allem gewirkt hat und noch wirkt, in jedes Menschen Leben wie in jedem Kunstwerk sich offenbart? keinem Wechsel des Volksbewußtseins unter-

worfen ist? Und erhaben steht der Mensch über allem Widerstreit, welcher den Widerstreit der Welt in sich hereinnahm und aus jedem Einsturz einen Aufbau erzeugt. Also ob echt oder unecht, jede Inspiration ist für ihren Träger, ist er kein Betrüger, echt, aber in der Kunst ist sie nichts als ein Motiv, wie andere Motive auch sind. Das sinnliche Substrat brauchen wir alle; wir fangen mit ihm an, wir hören mit ihm auf; warum, was so allgemein ist wie der Tod, immer als ein Übel hinstellen und, was sein Maß in sich trägt, an einer aus einer jenseitigen Welt geholten „edlen Substanz" messen wollen? Judith und ihresgleichen haben getan, was menschenmöglich war, sie hat ihren Zweck erreicht; ohne Kosten ist nichts zu haben auf dieser Welt, wie sie sich mit ihnen abfindet, ist zunächst ihre Sache; unsere auch, denn wir haben zu arbeiten, daß diese Kosten immer geringer werden. Wenn wir Judiths Tun auch kein „Handeln" nennen können, weil ihm zuletzt das hohe Maß von Stetigkeit und Gehaltenheit fehlt, das wir, wenn Worte sonst ihre Bedeutung haben, unbedingt mit dem Sinne jenes Wortes verbinden, so behält ihre Tat doch ihren hohen Wert. Einmal von vornherein so bestimmt wie sie war, gehörte das plötzliche Emporgerissenwerden zu ihrer Art als sehr wichtiger Bestandteil und ebenso ihre besondere geschlechtliche Veranlagung; andere in der Ataraxie edler Tugendhaftigkeit haben höchstens nicht gemurrt, wenn sie hungerten und dursteten, das ist gewiß auch etwas; sie aber hat das vollbracht, was not tat zur Lösung der damals gestellten Aufgabe des jüdisch bestimmten Ausschnittes der Menschheit. Den möchte ich sehen, der sich rein aus diesem Streit und Widerstreit zurückbrächte, der Handelnde ist immer schuldig, etwas verletzt er immer, sei es am Weltganzen, sei es an sich, was fast als geringere Verletzung gelten könnte, wenn es nicht auch Wunde am Weltganzen wäre, und keiner, der unter der Traufe war, wird sich auch noch rühmen, die Tat hat mich nichts gekostet. — Judith und Holofernes stehen sich so gegenüber, daß er die stärkere Kraft ohne die Erkenntnis, sie die schwächere Kraft mit der Erkenntnis darstellt, darum nimmt er ihren Körper in Besitz, sie aber darf seinen Kopf einsacken lassen. Sie läßt es durch ihre Magd tun; das Verhältnis als Herrin und Magd in dieser furchtbaren Lage und nach dem, wie beide zueinander standen, kommt hier gar nicht in Betracht; das ganze eine dichterische

Schönheit ersten Ranges. Und so dürfen wir allerdings in diesem Sichemporreißen, Zurücksinken, Wiederemporreißen, Taten, Bezahlen der Tat, die schließlich falsch herauskommt, wenigstens vom Innern des Helden aus gesehen, nicht so sehr mit dem Kritiker Hebbel „den Widerspruch, dies Tun und Nichtkönnen des Weibes" sehen — in einer Zeitanschauung befangen reichte er an den Dichter, der weit und alles sah, nicht heran — sondern etwas Menschliches überhaupt, etwas, das Männern wie Weibern eigen ist, während die ruhige Beharrlichkeit bis ans Ziel auch beiden Geschlechtern eigen sein kann. Nur hat er dieses Symbol des Menschengeschlechtes mit einigen echt weiblichen Reizen zu umkleiden verstanden. Dieses Menschliche, mit dem besonderen Zauber des Weiblichen umkleidet, tritt besonders schön nach der Tat zu Tage, und hier ist es auch, ganz im Sinne der Idee des Handelns, wo die „Magd" Mirza, welche eine unüberbrückbare Kluft von Judiths Anschauungskreis trennt, auch einmal der „Heldin" etwas ist, indem sie diese an das eigentliche Motiv der Ermordung des Holofernes erinnert und so aus ihren Himmeln auf die Erde reißt, wohin sie gehört; nun beginnt ihr Leidensgang. Man findet in der ganzen „Trauerspiel-" und Dramen-Literatur nicht leicht eine menschlich ergreifendere Szene, wo der Mensch zum „Helden" in so schlichter Weise tritt und ihm etwas gibt, wofür dieser zu danken hat. Und dieser schlichte, kernige Ausdruck: Mädchen aus dem Volke redet zum Mädchen aus dem Volke. Aber alsbald übernimmt Judith wieder die Führung der Handlung, sie, die im Traume zu wandeln scheint, und ihre Ruhe ist imponierend, mit der sie der ängstlich fortdrängenden Mirza gegenüber am Schauplatze der Tat haftet.

Das führt unmittelbar auf den Ausgang der Tragödie. Nach allem Gesagten ist da nichts hinzuzufügen, als daß beide in sich abgestufte Priester Prachtsexemplare von Kasuistik und ausgedürrter Hartherzigkeit sind, die Not auf den Punkt gestiegen ist, wo Wahnsinn und Verbrechen der Menschen brüderlich sich mischen und das Urteil der Menschen über die Erdennähe oder Himmelsweite ihres Gottes und seine oder ihre Verantwortlichkeit oder Nichtverantwortlichkeit gegeneinandertreiben. Die jähe Verwandlung, welche mit Judiths Rückkehr unter die Menge fährt — im Grunde genommen ist es noch dieselbe von vor fünf Tagen, nur Zeitmaß und Tonart hat sich geändert — ist schon oben

skizziert. Mit wenigen Zügen tritt dies und die Großmäuligkeit Ephraims, und wie die Priester nun oben aufschwimmen und den Rahm für die Kirche abschöpfen und Judith verglorifizieren wollen, in der kurzatmigen Eile vor uns hin, welche dem letzten Hereinbruch vorausgeht. Der aber schlägt ebenso kurz und schrill herein. Leicht war es fürwahr dem Dichter — fast hat er es angedeutet in Judiths Stehen am Orte der Tat trotz Mirzas Fortdrängen — die Heldin ihrem Opfer nachzusenden, ein Abgang, der in nichts in dem Gange der Handlung und der Idee des Handelns, wie sie sich in der Handlung ihren Körper baut, seine Begründung findet. Wollte der Dichter an dieser Handlung zeigen, wie es um das Handeln der Menschen bestellt ist, so konnte der Handlung keine Genugtuung mit dem Tode Judiths gegeben werden. Wer den „ersten und letzten Mann der Erde tötet" aus so unsachgemäßen Beweggründen, muß schwer dafür aufkommen und — wir sagten es schon einmal — der Tod ist kein Übel, er war für Judith Erlösung demgegenüber, was ihr bevorsteht, mag sie nun einem Sohne das Leben schenken oder nicht. Das verlangt die Objektivität der Idee. Leiden und Tun sind für den inneren Menschen keine Gegensätze, sie sind vor der Idee und ihrem Weltganzen die Glieder eines Gegensatzes, die sich fordern.

Genoveva.

Eine Tragödie in fünf Akten nebst einem Nachspiele.

Gedichtet zwischen dem 13. September 1840 und 1. März 1841.

Eine Szene voll urwüchsiger Kraft und bestrickender Frische, in welche der deutsche Wald hineinblickt mit seinen im Zwielicht eines „welken" Sonnenscheins verzitternden Umrissen, „ein Morgen, wo man zu Pferd muß", sollen die Sinne nicht umnebelt und die Anschauung nicht verdüstert werden, beginnt die Tragödie: Pfalzgraf Siegfried steht bereit, die Fahrt gegen die Ungläubigen ins gelobte Land anzutreten. Karl Martell hat die Araber 732 bei Poitiers geschlagen. Bald wird der Herr von Simmern und Brabant durch die dunklen Wälder der Mosel und des Rheins über Straßburg nach dem Mittelländischen Meere ziehen, seine Gemahlin Genoveva unter dem Schutze des treuen Hausmeiers Golo zurücklassend. Wie eine Aufschrift auf der Eingangspforte, geheimnisvoll in das Innere weisend und die Idee des Kunstwerkes mit dem Naturgrund verbindend, stehen die von reiner Poesie durchtränkten Verse an der Spitze des Ganzen, und bedeutungsvoll ist es, daß mit ihnen Siegfried seine Empfindung ausdrückt: „Frisch ist's und kühl. Ein Schütteln, wie vor Frost, In allen Bäumen. Und der Sonne Licht So welk, so matt! Ein Morgen ist's, wo man Zu Pferd muß. Ist denn Alles jetzt bereit?" Und Pfalzgraf Siegfried gesteht es selbst, daß zu dem Abschiednehmen von dieser edlen Frau „der Manneskraft mehr, wie zu dem wildsten Kampf gehört. Ich komm' mir hier, wie festgewachsen, vor". Ein Blick auf den emporgeblühten Burschen Golo, „der ein Mann geworden über

Nacht Und blieb ein Kind dabei," würde einem leise über ihn gekommenen Schwanken ein Ende machen, denn „dem Besten nur vertraut der Mann Sein Bestes an, und der seid Ihr". „Wenn mir zu Liebe Ihr auf Thaten jetzt Verzichtet, ist's nicht Eure schlecht'ste That. Und seid gewiß, es kommt auch Euer Tag!" Und dieses edle Roß stampft ungeduldig hin und her und schüttelt seine Mähne, den weitausgreifenden Tatendrang möchte Golo austoben, sein Christentum an „Mohren"köpfen bewähren. Und von geradezu unbezwinglicher Naturkraft ist sein Bitten (V. 36—76), und reinste Naivität spricht aus dem Ungeschick zum Dienst der Herrin (V. 92—102). Wir verstehen Siegfrieds Neigung zu dem großen Kinde, denn rasch nahm es unsere Neigung in Besitz. Aber schon in dieser Eingangsszene werden wir eine Empfindung nicht los. Der vertrauende Mann, ganz Rückhaltlosigkeit wie er nun einmal ist, durfte so vielen Frühlingstrieb dieser aufspringenden Knospe gesellen, aber das Bedenken mußte angesichts der emporschießenden Naturlaute dem erkennenden und schauenden Manne aufsteigen, ob jener Dienst der edlen Frau in fester Burg nicht von einer anderen Kraft geleistet wurde; gewiß fand sich dazu mehr als eine. Es spricht sich darin doch Eigenwillen aus, ein Meistern der Natur, und wer nach solch beweglicher Bitte gerade „des Besten" sein Tun nicht anders zu begründen weiß als Siegfried (80—85), der rechtfertigt es nur vor seiner Neigung, die meistens keiner Rechtfertigung bedarf, und nicht vorm Richterstuhl der Sache. Der Blick, der ruhig auf den Dingen und den Menschen ruht, hätte anders entschieden, denn er nimmt sie wie sie sind und nimmt aus ihnen das Maß und nicht aus seinem Kopfe. Und nun blitzt aus dem „es kommt auch Euer Tag" mit jener Ironie, mit der so oft ein Licht aufleuchtet vor uns und verlischt, ein heller Blick, so ein heller Blick, wie sie der tolle Klaus hat, nur nicht von seiner intensiven Tiefe. — Und ein anderes darf nicht übergangen werden: die Beredsamkeit des Golo. Auch seine heiße Begierde Taten zu wirken voll in Anschlag gebracht, bleibt noch ein Rest, welcher nicht so sehr der Lage, sondern seinem Temperament gutgeschrieben werden muß. Golo hat diese erste Szene gleich ein Neues gebracht: wundervolle Kräfte sind vorhanden; ging er mit seinem Herrn, so entwickelten sie sich in der bisherigen Richtung weiter, „Taten"

gesellten sich zu „Taten“, was er unter Taten versteht, und machten seinen Namen berühmt. Der Auftrag, welcher ihn selbständig stellt, wird seinen Kräften, erst mit der Zügelung durch die Erkenntnis die Vollendung verleihen. Also von innen heraus Taten vollbringen, gestalten. Und da verrät er sofort uns und seinem Herrn mit fast anmutvoller Naivität mit seinem „Beten“ (V. 92—102), daß ihn sein „Christentum“ nach dieser Richtung hin im Stich lassen wird. So hat der Dichter mit wenigen Strichen in dieser kurzen Eröffnungsszene die Handlung angelegt und das Thema der Idee angeschlagen.

Die nächste Szene hebt voll keuschen Blütenduftes an: Genoveva tritt an den im Saal allein gebliebenen Gemahl heran, die zarte Blume, vom Reif der Sorge um den Scheidenden betaut, vom Gatten als „die Liebliche“ geliebt, die „sich menschlich sorgt ums Menschliche“, als „holdes Wunder“ hoch gehoben, „das in unverlornen Adels Kraft, Mit allem Ernst der Zeitlichkeit nur spielt, Weil es sich schwingen kann, sobald es mag“. Worte von tiefer Poesie, sie zeichnen nicht bloß das „Heiligenbild“, sie charakterisieren fast mehr noch das Ideal des Sprechers und dadurch ihn, das Ideal, das etwas duftverloren im weiten Äther hängt. Und die Antwort dieses Engels ist nicht weniger ätherisch (146—151) u. a. : . . . . . „Nicht jammern darf ein Mensch, Seitdem am Kreuz der Heiland stumm verblich“. Wenn es nunmehr Siegfried „deucht, ich thu' in's Allerheiligste Mit aufgeschlossnen Augen einen Blick. Dieß fehlt dem Mann noch, wenn ihm Nichts mehr fehlt, daß er das Weib nicht kennt, so wie sie ist“; und sie feiert als „sich selbst nur unterthan“, der Mann dagegen „jedem Element, das ihn umgiebt“, so wäre von seiner Seite die Tragödie bereits aus, wenn diese herrlichen Worte nicht bloß Gefühl, nein Ausdruck reiner Anschauung wären. Das wird er zu erweisen haben, ob er das Weib, den Menschen, das Ding „erkennt, so wie es ist“, ob er „erkennen“ kann. Da wären denn Herr und Knecht vor dieselbe Aufgabe gestellt. Das Thema klingt noch vernehmlicher an. Genovevas Todesschauer beantwortet ein Trompetenstoß des in dem Hofe ungeduldig harrenden Trosses. Nun will sie den geliebten Mann nicht lassen. Und von Stufe zu Stufe offenbart sich eine Liebe, welche eigentlich dem Himmel galt und wie durch einen Irrtum sich zu einem Mann verlor, bis sie

ganz „weiblich" ward und nicht bloß für sich fürchtet, nein auch für das Kind, das sie im Schoße trägt. Ein Geständnis, vor dem sie erschrickt, und das ihr nur ein abermaliger schon dringenderer Trompetenruf abpreßte, ob sie nun den Geliebten noch fesseln kann, wenn nicht sie, so doch der Erbe seines Namens, seines Hauses, seiner Krone. Mit echt weiblichem Instinkt stößt sie dies wichtige Argument zuletzt hervor und gibt ihm eine tief ergreifende Folge von Naturtönen, denen reine Natur und auf ihr beruhende Anschauung nicht widerstand. War schon das „Heldenstück" zu bleiben und dem Troß den Witz zu lassen nicht allzu groß, wo diese ewig jungfräuliche Liebe in ungeahnter Blütenpracht sich erschloß, so gab das zu erwartende Kind gewiß den süßen Happen für den Pöbel seinen Witz zu stopfen. Aber dieser Mann sieht nur alles prächtig außer sich, und schließt sein inneres Auge ja einmal sich auf, so ist es für den Augenblick und ihm unbewußt, und das Gefühl vermag nicht zu gestalten, bleibt in seinen Tönen stecken (197—201). Von draußen schmettert die Trompete noch schriller herein. So reißt er sich denn los und läßt die Ohnmächtige in dem Arme des Fremden zurück, des Golo, der, früher schon eingetreten, Zeuge ward des Mysteriums, wie das „Heiligenbild" zum Weibe ward, zum „Weib, wie keins". Und von des Himmels reinstem Blick getroffen, gerät sein Fühlen, Denken und alsbald sein Tun in einen Aufruhr, und er feiert in hinreißender Rede der Liebe „heilig Recht, die diese kalte spröde Welt durchflammen, schmelzen und verzehren soll!" Und sagt für sich dem Manne dort, den das schönste reinste Weib umschlossen hält, die Forderung des Augenblicks: „Kein Mann zu sein, das ist jetzt Deine Pflicht, Nun sie gewagt hat, ganz ein Weib zu sein!" Verheißungsvoll scheint er die neue Bahn anzutreten, die Forderung des Augenblicks an den andern „erkennt" er klar; nachdem er schon klar „erkannt" das Wesen dieses einzigen Weibes, „erkennt" er das Wesen der Götterkraft, der Liebe, er, der nichts von ihr gewußt, mit einem Male entzündet an des Himmels reinstem Blick. Wenn der Dichter in seinem Werke keinen anderen Zug hätte als diesen, Genovevas Wesen und Allgewalt und zugleich Siegfrieds Unrecht und Schuld zu offenbaren, dieser Zug vermöchte die ganze Tragödie zu tragen. Doch es ist ja überhaupt dieses Weibes Schicksal, von allen auf sich bezogen zu werden. Nur ist die Frage, ob Golo auch

die Forderung des Augenblicks in bezug auf sich so klar erkennt. Was Worte bedeuten, wird er zu erhärten haben. Denn jene Worte (296—306), ganz wie Siegfrieds, tragen Kampf, Verwirrung und den Tod in sich, sind sie der Ausdruck ungebändigten Gefühls; Leben und Gestalt, sind sie vom reinen Schauen eingegeben. Zwar ist der Erguß leidenschaftlich, der Kraft entsprechend, die in ihm treibt, doch ist noch nichts verloren, noch stehen sich die Schalen gleich, wenn sie auch zittern. Nun folgt das beziehungsreiche Gespräch zwischen dem Davoneilenden und dem Bleibenden, das weite Perspektiven auftut. Golo, die Ohnmächtige im Arm: „Ihr hattet Recht, Herr Graf, es muß von uns Hier Einer bleiben." Ein Wort wie manches andere auch, wenn nichts als eine Offenbarung einer „reformistischen Idee", daß Golos echte Liebe im Vorrecht stehe zu Siegfrieds auf die Ehe sich gründendes Recht, ein Wort von tiefen Sinn im Zusammenhange des Organismus: Jeder muß für sich und durch den andern zum Schauen kommen. Wo sie auch zusammen wären, hier oder in der heißen Mohrenschlacht, es würde keiner weiterkommen, über seinen Kreis hinaus, keiner sich im „Erkennen" üben, keiner so im Irren herumgepeitscht werden, daß er zum Schauen käme. Und nun steigt der verdüsternde Brodem in dem einen auf, wenn der andere sich davon stiehlt. Mögen die Antriebe zu diesem Tun aus dem Eigenwillen und der Lust des Handelnden, aus einer Konvenienz oder „Anschauung" der Zeit, aus einem von der Kirche soufflierten Wunsch oder welcher Überredung sonst sich erheben, es wurde im entscheidenden Augenblicke Zusammengehöriges getrennt, das war gegen die Natur. Das war ein Tun, das nicht aus der Wirklichkeit der Dinge hervorging, sondern aus irgend welchen Voraussetzungen und Bestimmungen, nicht aus der reinen Anschauung entsprang, sondern einem Wirrwarr von Gefühlen, die um einen falschen Mittelpunkt schwirrten, sich entwand. Und wenn der andere in seinem Arm das Götterweib noch hält und ihre einzige Schönheit mit dem Gehalt unsterblichen Juwels in heißen Worten feiert und der „zweifelnd zwischen dieser Welt und jener Stehenden" zuletzt den Kuß raubt, den der Gemahl zum Abschied nehmen wollte, so schwanken die beiden Schalen erregt auf und ab. Die Einheit, welche Golo bisher, allerdings nur als Einseitigkeit der Kräfte sein eigen nennen

mochte, trübt sich, aber verloren ist auch jetzt noch nichts. Es scheint ja eben sein Beruf, seine Einheit mit Hülfe der Erkenntnis als eine erfülltere, höhere aufzubauen, und, das fangen wir schon an zu sehen, da geht es ohne Kampf nicht ab; was bisher Sühne heischt, wird seine Sühne finden. Aber mit dem Erwachen Genovevas beginnt der meisterhaft geführte Dialog, in dem die Reinheit Genovevas sich schlicht enthüllt und ihr Sein in dieser Welt zu einem Traum zu werden anfängt, Golo aber jenen Kampf mit dem „bösen Geist" beginnt, der uns in die Tiefen menschlichen Gemütes führt und Zusammenhänge mit dem Urgrunde aller Dinge bloßlegt, von denen außer wenigen besonders Begnadeten nur die die Lebensnot in reichstem Maße Erfahrenen ahnen. Es müßte über das Meistergebilde, das der Dichter von dem Entstehen und Aufkeimen der Leidenschaft in Golo entwirft, ihrer Entwickelung und Ausbreitung bis zum alles niedertosenden Strom und seinem Austoben ein eigenes Werkchen geschrieben werden, wollte man jeder Schönheit gerecht werden und auch dabei mit dem Schutt von Mißverständnissen, die über den Goldadern und -massen lagern, aufräumen. Das alles liegt nicht an unserem Wege, die wir der Idee nachspüren, die sich in dieser Dichtung ihren Leib gegeben. Aber eins wenigstens sei hervorgehoben: der goldige Naturbursche, der in der Eingangsszene aus seiner Eigenart heraus eine so glänzende Beredsamkeit entwickelte, hat in der neuen Not einer ungekannten Leidenschaft reichlich sein Inneres nach außen entladen, nur daß die Musik in Tonart, Rhythmus, Takt und Tempo allmählich eine andere Färbung annimmt. Es steht zu erwarten, daß in dem Maße, als die Not des Lebens wächst und seine Kraft sich nicht an Mohrenköpfen austoben kann, die Sprache das Gefilde werden wird, auf dem die Schlachten geschlagen werden, welche eine herbe Kunst verdüsterter Dialektik der Idee in seinem Innern angelegt hat. Was aber die Notwendigkeit des Augenblickes ist, erfährt er in dieser entscheidenden Stunde seines Lebens noch einmal aus seines Herren Munde durch den rückkehrenden Drago: „Sie soll in Allem Golo sich vertrau'n! Denk' ich an ihn, so wird mir leicht um's Herz." Zum reinen Schauen kam er noch nicht, die Leidenschaft ließ es nicht zu. Nun teilt sein Herr den Inhalt der Erkenntnis mit, das Sittliche in seiner Lage, sein Herr, der allerdings ums Sittliche in seiner eigenen Lage nicht gerade Bescheid gewußt,

dem die Erkenntnis so not tat und tut wie seinem Diener. So sind die beiden innig aufeinander bezogen, und nicht lange dauert es, so gibt der Diener hundertfach dem Herrn die Anregung zur Erkenntnis zurück. Aber auch zu Genoveva, der stillen Dulderin, steht er mit seiner Beredsamkeit, die bald zum Seufzen, Stöhnen, markerschütterten Aufschreien wird, im Gegensatz. Als aber jetzt Genoveva bestätigt, was Drago erzählt, Siegfried habe schon gestern Abend so gesprochen, „auch weiß ich es ja längst, wie Ihr ihn liebt, Und wer ihn liebt, den lieb' auch ich," da öffnet sich mit einem Schlag der Abgrund vor dem Manne. Doch stark wie er bisher sich gefühlt in seiner Kraft und doch auch wieder ohne echten Glauben und mit einer von außen gekommenen Gottesvorstellung benebelt ganz im Geiste seiner Zeit, ergreift er rasch ein starkes Mittel, Gott zu erproben, „den Schwindelrand des Thurms umwandeln will er," „der Dohlen und Eulen Nachtgezücht" auszunehmen und zu vertreiben, damit „weiße Tauben, morgenroth-beglänzt niederschau'n vom Thurm auf diese Heilige". Und wie auch Genoveva abmahnt im Namen Gottes, gerade deswegen muß er es tun. „Brech' ich nicht Hals und Bein zu dieser Stund', so leg' ich's aus: ich soll ein Schurke sein." Jetzt ist der Würfel gefallen. Denn er wälzt die Entscheidung, welche er auf Grund erkämpfter Erkenntnis im Innern und vom Innern aus zu lösen hatte, nach außen ab und bekundet damit, daß es ihm um die Forderung des Augenblicks, klare Erkenntnis und Herausarbeitung ihres Inhalts, gar nicht zu tun ist. Die Zeit und ihre Denk- und Fühlweise kann niemals als Entschuldigung dafür dienen, daß wir nicht zu der reinen Anschauung gelangen. Denn es handelt sich nicht um irgend eine Einzelerkenntnis, es handelt sich um die Summa alles Erkennens, um die erhabene Spitze, welche mit der Gattung und ihrem Einzelwesen, dessen „Begriff stets über es hinausweist", von vornherein gegeben ist, dessen Ausbildung freilich Sache des Individuums bleibt — um d i e r e i n e A n s c h a u u n g. Dieses höchste Gut haben erhabene Menschen aller Zeiten und Räume und aller Gesellschaftsschichten vom schlichten Arbeiter bis zum König, Krieger, Staatsmann und dem Dichter in einem Leben bewährt, das aufbaute und gestaltete. Das ist von keiner Wissenschaft und keinem Religionssystem abhängig, die zufrieden sein müssen, ihr Scherflein beizutragen, dem armen Menschenkind den Keim zu jenem höchsten Gut entwickeln zu helfen. Der eine

hat es von Geburt „aus Gnade“ fast in Vollendung, beim andern blitzt es ihm selber unbewußt „aus Gnaden“ durch, so mancher ringt sich in heiligem Bemühen durch zu ihm, den meisten muß ihr Streben schon für voll gerechnet werden. Was aber am Schlusse der Tragödie mit Flammenworten die Irrenden verkünden, das war vor dem Beginne der Handlung und während derselben sicherlich vorhanden. Auch ist einer in der Handlung, der von dem höchsten Gut „aus Gnaden“ ihm unbewußt Gebrauch macht. In kurzen markanten Strichen hat der Dichter in dieser meisterhaft geführten Exposition, die den ersten Akt umfaßt, eine wundervolle Stimmung in uns erregt, die Stimmung des frühen Mittelalters, die Handlung so vor uns hingestellt, daß wir klar in sie sehen, und bereits die Ideen so bestimmt an einzelnen hervorragenden Punkten dieser Handlung hervortreten lassen, daß wirklich kein Zweifel über sie sein kann. Und dabei war er so ganz großer echter Dichter, daß er sich dieser Idee so wenig bewußt war, daß er später sich eine andere einredete; nun wollte aber „dieser Schlüssel natürlich nicht alle Gemächer über und unter der Erde schließen“, daher der Mißmut gerade über dieses Werk, das, mit Recht, Ad. Bartels als dichterisches Erzeugnis über sein Erstlingswerk und überhaupt sehr hoch stellt.

Rasch führt der Dichter auch im zweiten Akt die Handlung dem Höhepunkte zu. Golos Gang um jenen Turm am schwindelnd steilen Absturz läßt seine Beliebtheit bei der Dienerschaft zu Tage treten, wobei schon Balthasars grenzenloser Egoismus sich verrät und die Affenliebe Katharinas zu ihrem ehemaligen Säugling in ersten, noch gewinnenden Strichen hervortritt — alles Züge, bedeutsam für den Gang der Handlung und die Idee der Dichtung. Mit Spannung sehen wir Golos Kommen entgegen. Erhitzt, fast fiebernd erzählt er sich noch einmal alle Daten seines Todesganges vor, und wir erhalten in die Irrgänge seines Charakters und Handelns immer tiefere Einblicke. Ein schauderhaftes Bild von menschlicher Verkehrtheit und Verkehrung alles Geraden und Gesunden tut sich dem reinen Blicke auf. Und hätten wir es noch nicht geahnt, nun tagt es vor dem Auge, auch dem blöden: dieser Dichter-Menschenkenner wird uns in furchtbare Abgründe führen, damit wir zu erfahren bekommen, wie es um die Erkenntnis bei den Menschen bestellt ist, und welche die Folgen sind, wenn in entscheidungsvollen Augenblicken das innere Auge getrübt

ist. Mit jedem Schritte vorwärts, zerrt eine Welt Golo zurück, aber er zwingt sich in den Tod, und dann erst recht, als er das Heiligenbild zitternd am Fenster winken sieht, erst recht „den Kuß, den er geraubt, zu bezahlen.“ Und welche Ironie des Schicksals: als habe aus dem inneren Blick, der, rein, den Gang und alles, was vorher ging und folgte, unmöglich machte, sich alle Klarheit in das leibliche Auge gestohlen, sein Blick ist fest, sein Tritt ist sicher wider Willen, und er kehrt zurück, „damit der Schurke in ihm reifen kann.“ Was der Mensch vermag, zeigt auch er; und fein deutet der Dichter auf die Möglichkeit hin, die Forderung der schweren Stunde zu erfüllen, dadurch, daß Golo auch jetzt noch sich in der Gewalt hat. Kaum hat er den Schluß gezogen, Genoveva lehre den „Staarmatz“ Siegfrieds Namen, damit sie ihn nicht vergesse, was auch die Amme Katharina mit einem schlechten Wort besiegelt, als er beschließt, „statt Vaterunser und Ave das Legendenbuch von den Taten seines Herrn jeden Tag zu beten,“ damit er „von dem Gedanken seiner Trefflichkeit durchbohrt, verschwinde in das leere Nichts“. Die Möglichkeit sich zu überwinden ist gegeben und damit sofort die Notwendigkeit, es auch zu tun. Der Keim liegt in ihm wie in jedem. Golos Blick und Kraft reicht gerade noch so weit, eine letzte Position zu halten; daß er dahin gestellt ist, die reine Anschauung zu erringen und mit ihr seine Kräfte zu läutern, erkennt er nicht. Das ist Schuld, sagen wir, die Urschuld, welche in seiner mit seinem Individuum gesetzten Maßlosigkeit liegt, bestimmt sich hiernach wie sie sich bei Siegfried bestimmte und bei Genoveva bestimmt.

Genoveva kreuzt seinen Weg auf ihrem Gang zur Messe. Ihre wunderbare Schönheit erfüllt ihn von neuem mit den Schauern seligster Entzückungen. Er zieht daraus den Schluß, daß der feig ist, welcher in diesem „vollen Strom die Lippen zusammenpreßt, daß kein Tropfe ihm den heißen Herzensbrand kühlt“. Sehr richtig wieder: die Schönheit will und muß geschaut und genossen werden. Daß es aber der eminent sittigende Gehalt des Naturschönen wie des Kunstschönen — ein Gehalt, der auch das Häßliche im Fortgange zu einem Schönen macht und ebenso in einem Satyr wie in einen Aphrodite wirkt — ist, welcher gestaltend in unser Leben dringt, zu der Anschauung kann sich Golo nicht durcharbeiten. Und doch liegt der Keim in ihm, in jedem. Denn wer „als Knabe einst mit edler Mühe den

holden Wohllaut aus Metall und Holz gelockt", sieht als Mann die Notwendigkeit sich vorgezeichnet, aus der rauhen Wirklichkeit der Dinge die Harmonie zu locken, die Gestalt. Doch wer als Knabe schon „das Instrument zerschlug, weil er aus ihm die wunderbare Todeswollust eingesogen", der kann leicht niederreißen, und das steht auch im Dienst am Weltorganismus, wenn das Aufbauen folgt. Nur folgt es schwer oder gar nicht, nach der Lage und der Art der Individuen, und wird dann zu Schuld im Sinne der Verschuldung. Und nun setzt bereits das Motiv ein, vorerst vorübergehend, daß er den heißgeliebten Gegenstand zu hassen anfängt, weil er ihn um seine Einheit gebracht, die allerdings vorerst nur Einseitigkeit war. Dieser Haß wird später Haß gegen sich selbst, und dies klingt in dem Augenblicke auch stark an. Von seiner schweren Not und höllischen Seelenangst und seinem verzweiflungsvollen Ringen legt jedes Wort beredtes Zeugnis ab, und schlichte Naturlaute werden Aufschreie seines wundgerungenen Herzens, die in unserem Herzen gründen, wie wenn er ihre Aufforderung in die Kapelle zu gehen beantwortet mit: „Gebt Euer Buch mir, und ich folg' Euch gern zu Beichtstuhl und Altar." Dichtung in ihrer höchsten Vollendung ist Welt- und Lebenserfahrung, und wem der ganze Gehalt eines solchen Wortes aufging, hat den reichen Segen des Unglücks und der Lebensnot erfahren. Und gleich der andere: „Ich bin ganz Wunde, und mich heilen, heißt mich tödten." Darauf ihm Genoveva die Wahrheit und in ihr, wie vorher Siegfried, die Forderung des Augenblicks eingehüllt verkündet: „Seine ganze Krankheit ist die Jugend, die in ihrer Kraft erstickt, Weil noch die Welt sie nicht zum Dienst berief;" daß diese Kraft nicht wachsen konnte nach innen an der Sonne reiner Anschauung. Und nun redet sie noch „praktischer" und wendet es auf das Leben an: „Wenn Gott den Frevelmuth des Jünglings schützt, So ist's ein Zeichen, daß er schon den Tag Im Auge hat, wo er des Mann's bedarf. Erkennt dieß still und beugt Euch demutvoll Und harrt, bis er Euch winkt, er winkt gewiß." Auch sie weist ihn auf die Forderung des Augenblicks, das Erkennen, in ihrer Weise. Gleich darauf weiht sie ihm das Schwert zu hart bedrängter Frauen Schutz. „Wenn irgend wo ein edles Frauenbild, Von einem ehrvergessnen Mann verfolgt, Nur kaum sich schnöder Übermacht erwehrt. . . . . Dann hat dies Schwert ein

Recht auf Blut.“ Nun ist es ihm als ob in diesem Augenblicke die große alleszeugende Idee als Allerheiligste selbst vorüberging und ihn angefaßt, so hat ihr Wort, die Notwendigkeit der Stunde ihm kündend, ihn getroffen. Aber sein Auge bleibt geschlossen, und seine Kraft wächst nicht in einen höheren Kreis hinein: er kann nur ihre Reinheit und Schönheit in schönen Worten feiern, welche zeigen, wie tief ergriffen seine Seele von dem Dufte dieses Kelches ist, aber zu Taten von innen und nach innen, Seelentaten, treibt ihn keine reine Anschauung, welche er nicht sucht, daher nicht findet. Es ist, als ob sein leibliches Auge zu übermächtig wäre und alle Kraft aufsaugte, wie es bei dieser „Jugendkraft“ wohl auch nicht anders sein konnte. Aber wie schwer die Not auf dieser Seele lastet und wie sie leidet darunter, daß sie das eine nicht erkennen kann, was not tut, verrät sie in dem ergreifenden Wort: „O, daß sie eine goldne Wolke jetzt dem trüben Kreis, wo man verlangt und wünscht, Enthöbe! .... Dieses Weib Ruft Sünd' ins Dasein, außerordentlich, wie ihre Schönheit, einzig, wie sie selbst.“ Es ist doch nicht damit getan, einzig auf das Anwachsen seines Egoismus hinzuweisen, weil er erst sich selbst töten wollte, nun bereits um Genovevas Tod fleht; aber man übersehe nicht das Anwachsen einer furchtbaren Seelenqual, die keinen Ausweg findet, die Folgen voll Verzweiflung, wenn in entscheidungsbanger Stunde die reine Anschauung fehlt. — Die Heilige ward Weib! Und weil er dies gesehen, und weil er gesehen, wie der andere fort sich stahl unter dem Deckmantel ihrer Ohnmacht, so jeder reinen Anschauung bar, daß er die Notwendigkeit der Stunde verkannte, glaubt er ein Recht auf Liebe zu diesem Weibe zu haben und mehr noch, im Fortgange seiner Leidenschaft, ein Recht, zu verlangen Liebe von diesem Weibe, und ein Recht auf sinnlichen Genuß dieses Weibes. Und das alles, weil die Heilige Weib ward, also weil Jenseits — Erde ward. Ein Motiv, ganz im Geiste jener Zeit, die alles „Gute“, „Reine“ und „Erhabene“ immer nur im „Jenseits“ fand, und doch ein Motiv auch, so ganz im Geiste des Christentums und seines Vorgängers, des Judentums, und anderer Religionssysteme, das es allgemein menschlich gemahnt. Wie kein anderer verstand es dieser Dichter, der Zeit das ihrige zu geben und in ihm das Allgemeinmenschliche zu spiegeln. Weil die Heilige Weib ward. Also das durfte sie nicht. Was bleibt dann

an der Heiligen? Eine Summa von Eigenschaften, genommen aus jedem beliebigen heißen Kopfe, ein Abstraktum; denn von denen dort weiß ich nichts, ich kenne nur die hier. Und die hier haben sich zu bewähren nach Maßen, die im Weltorganismus und insbesondere in der Lebensführung der einzelnen und aller klar verständlich für die reine Anschauung gegeben sind, minder klar verständlich für weniger erhabene Erkenntnis. Und klar ist allen in das Herz geschrieben: Gestalten, Aufbauen, — nicht Niederreißen, Vernichten; jenes ist das „Gute“, dieses das „Böse“. Ich wüßte nichts, was sonst noch an „praktischer Vernunft“ dem Menschen von vornherein für das Leben als solches mitgegeben wäre. Bewährt sich nun ein Weib als Gattin, Mutter, Schwester oder sonst in einem Berufe, so ist sie gut, geschieht dies in einem alle menschlichen Maße scheinbar übersteigenden Grade, so mag tief ergriffene Dankbarkeit und weihevolle Begeisterung wohl in dem Weibe gern eine „Heilige“ sehen, wenn das weiter nichts heißen soll als Mensch in höchster Kraft. Aber nur kein Hinaufleiern in „überirdische“ Sphären, von denen wir nichts wissen, nur keine Göttlich- und Heiligsprechungen, die erzeugen marklose Geschlechter. Wenn nun aber einer gar, weil er das hohe Glück genossen, ein schönes reines Weib täglich zu schauen, und, weil er sie bei sich schon „heilig“ sprach, ganz außer sich gerät, weil sie auf Erden sich bewährt, so zeugt das dafür, daß er jeder reinen Anschauung bar ist, denn war schon jene Kanonisierung Schwäche, so ist das „die Heilige ward Weib“ erst recht Schwäche aus Mangel an Anschauung, und der ganze Entwicklungsgang zeigt den Weg von dieser Schwäche zum Verbrechen anschaulich auf. Es wird also „die Kraft der Jugend“, die so wenig die Dinge und Menschen zu nehmen weiß, sich mit „Erkenntnis“ zu sättigen haben. Und die Natur ging, wie wir sahen, mit manchem Fingerzeig ihrem Sprößling an die Hand.

Sie tut es auch weiter. Sie zeigt ihm an einer neuen Erscheinung ein Bild der Schwäche, des öden Köhlerglaubens, der krassesten Borniertheit, welche die Sünde an das Licht des Tages treiben aus dem Abgrund niedrigster Instinkte, eine Volksmenge, welche einen Juden würgt, während in der Kapelle im Hintergrunde die Messe gelesen wird. Diese Erscheinung ist ganz im Geiste der Zeit, aber sie hält unserer Zeit ein Bild von sich im Spiegel vor, und gibt ein Jude nicht die Veranlassung, so etwas

anderes, die furchtbarste Verworrenheit zu offenbaren, immer die Folge des Mangels höherer Erkenntnis. Diese Szene fügt sich wie von selbst in den Gang des Ganzen ein und erscheint geboren von der großen Idee des Ganzen, also nicht bloß eine Notgeburt zur Kennzeichnung der Stimmung. In dem wüsten Durcheinander dieses Haufens erblickt Golo sein Bild, falls er sieht, in dem Juden ganz besonders seine totale Verkehrung, nach der die besten Eigenschaften mißgeboren hinaustreten in die Welt. Eine leidenschaftliche Entsagung, eine nach Wunden trunkene Sucht Kreuze auf sich zu nehmen, ein fast Abscheu erregendes Überwinden seiner selbst — das alles um eines eingebildeten hohen Zieles willen: also verkanntes Ziel und verkannte Mittel. Eine Entsagung, welche in ihrer Maßlosigkeit Egoismus wird, weil sie sich offenbar wohl tut und unfrei ist und ihre einzelnen Posten aufrechnet, doch bleibt sie wie ihr Träger schauerlich groß auch in dieser Verkehrung. Diesem Wüten gegen sich liegt ein Haß zu grunde, der unbewußt sich gegen sich selbst, bewußt gegen andere kehrt, um durch deren Untat das große Ziel zu erreichen. So wendet sich Golos Haß gegen sich und die andere, peinigt sie, um sich zu strafen, denn ihre Qualen sind seine Pein, der Christen Qualen sind des Juden Freuden; aber sein Ziel bereitet nur durch die Erreichung als solche ihm geistigen Genuß, Golos Ziel ist zunächst persönlichster Sinnengenuß des Weibes, das er dann zertritt, freilich wächst er rasch darüber hinaus; dabei geißelt er sich fortwährend auf dem Wege zu dem Ziel, das er will und vor dessen Erreichen ihm so sehr graut, daß er mehrmals sein Leben ausspielt. So wirft sich der Egoismus und die Entsagung zwischen Mittel und Zweck herüber und hinüber und erzeugt ein grauenvolles Bild menschlichen Elendes, ein Bild der Verworrenheit, welches seinen Grund in dem Mangel der reinen Anschauung hat. Golo wird aber ganz direkt von dem Juden bestimmt: erst beschützt er ihn gegen die grausam zutalpende Menge, „jedem Sünder fühl ich mich verwandt“, und „Dir wird kein Haar gekrümmt“, dann haut er mit dem Schwert nach ihm und gibt das Zeichen zu seiner Tötung. Golo ist gereizt durch die Aufzählung der Leiden des Juden, welche den seinigen gleichkommen, physisch sie übertreffen, sein Egoismus möchte nicht an sie glauben, so sehr der Jude den Beweis erbringen kann. In seiner maßlosen Gier nach Blut und Wunden stellt der Jude

eine Einheit dar, die Golo ihm mißgönnt. Daher der Fluch dieses aufgerichteten Wahrzeichens ihn doppelt reizt. Er fühlt es, er wird dem Fluche nicht entgehen, denn es liegt in diesem ganzen Wesen eine Größe, deren Gehalt, ob positiv oder negativ, zu messen und zu verstehen Golo in seinem Zustande alle Aufforderung und Maßkerben hat. Die Szene ist in der Ökonomie der Tragödie tief begründet, und wenn der Dichter, nach vielem Sträuben, sie für die Aufführung herauswarf, so gehören solche und andere „Nachgaben" an die Schwäche der Menschen zu den Leiden des Dichters. Die blutlüsterne niederträchtige Menge, die reine Herrin im Beichtstuhl für Sünden, die sie nicht kennt, nach einer Erkenntnis ringend, die ihr nicht werden kann, von einer Erkenntnis weit entfernt, die sie haben müßte, und die nicht zu haben Schuld ist. Weltabgeschieden wie sie ist, wird unter den Augen der frommen Frau ein grausamer Mord vollbracht. Ich komme darauf zurück. Dazwischen steht Golo, dem hat die eben erlebte Szene nichts gesagt, nichts zu erkennen gegeben, nicht in sein Inneres geführt. O es muß schwer sein, furchtbar schwer Mensch zu sein. Nachdem er den wohlfeilen Wunsch geäußert, der Fluch des Juden möchte die Welt zersprengen, und mit dem Worte „Nur Gottes Mitleid hält sie zusammen" nach Art aller Geistes-Sitte-Schwachen soweit von der Wahrheit entfernt, daß es zu diesem Zusammenhalt unseres Wirkens und unserer gestaltenden Kräfte mit bedarf, beschäftigt er sich mit der beichtenden Genoveva, deren einzige Sünde es war, „aus goldnem Rahm in eines Mannes Arm niederzusteigen." Selten ist in einer Dichtung die „Reflexion" so naturnotwendig, im Charakter und Tempérament des Helden so tief begründet und vom Gang der Handlung so stark gefordert gewesen wie in dieser Tragödie. Denn selten hat sich ein Mann so zwischen seinem Ziel und seinen Mitteln befunden wie Golo, so viel Kraft der Jugend und so wenig Erkenntnis der Absicht des Schicksals. Schließlich legt er die Entscheidung in — ihre Hand. Er will das Schwert auf sich zücken, das sie dem Schutze der Frauen weihete, wenn — sie es gebeut. Übersieht man die ganze Bewegung, so kann es nicht verborgen bleiben, daß er sich von der Forderung des Augenblicks immermehr entfernt und immer tiefer in den Sumpf watet. Dazu auch dies: erst stellt er die Entscheidung, da ihm die klare Anschauung dazu mangelt und er sie nicht erringen kann, Gott an-

heim, nunmehr einem Menschen; vielleicht gar noch einem Ding oder Tier?

Noch ist das Böse in seinen Gedanken geblieben. Für die Persönlichkeit begründet es keinen Unterschied, ob Gedanken- ob Tatsünde, die feinfühlige hat an der Gedankensünde schwer zu tragen. Aber für den Weltorganismus fällt es in das Gewicht, ob zerstört wurde, oder die Tat im Menschen blieb. Vergessen wir auch nicht, daß die Tat weniger lang Golo angehörte, wenn nicht gerade dieses „Heiligenbild" ihm gegenüber stand. Jedenfalls zerstörte er an sich bis jetzt genug, das ist schlimm; aber noch nichts im Weltgetriebe. Noch hielt er in heißem Kampfe an sich und suchte zu überwinden. Mit der Ankunft der alten Hexe Margaretha auf dem Schlosse ändert sich seine Haltung. Wie lange er noch ohne deren Eingreifen mit sich gerungen, und ob er zum Angriff auf Genoveva übergegangen, sind müßige Fragen. Seine Handlungen bleiben ihm. Ebenso ist dem Unterschiede, er stelle das aus dem Guten abgeleitete Böse dar, Margarethe das Naturböse, keine tiefere Folge zu geben. Die Natur in ihrer großen Einheit kennt Gut und Böse nur als Gestalten und Zerstören, und auch das Zerstören, also das Böse, ist in ihr nur um des Gestaltens, also des Guten willen da; alle ihre Erscheinungen sind vermittelst uns geheimnisvoller Beziehungen unter sich in Verbindung, also auch mit dem Menschen, auf den sie eminent sittigend an sich und durch die Kunst wirken. Aber sittliche Eigenschaften der Natur unterzuschieben, jene Sittlichkeiten, welche die Menschen zu ihrem Hausrat brauchen und unter sich ausgemacht, ist beleidigend für sie, wenn sie der Kleine beleidigen könnte, er kann infolgedessen auch nichts „Sittliches" aus ihr holen — bei ihrer eminent sittigenden Wirkung! Wenn ich also Margaretha als Naturböses annehme, so geschieht es in dem eben angegebenen Sinne des Menschlich-natürlichen. Von diesem Standpunkte aus war es ein Vorteil, daß der Monolog Margarethens in der Wiener und Weimarer Theaterbearbeitung „Frau Gräfin, Ihr seid rein . . . . Ich war noch reiner, denn ich war ein Kind, geherzt . . . . mein schön Gesicht . . . . Ich ging — (schlägt sich auf die Brust) So komm' ich wieder", wegfiel in der gedruckten Tragödie, er gab der Naturgewalt noch mehr des Individuellen als sie schon hatte bei Hebbel; es war aber ein Nachteil auch: denn nun wurde

der Anschein erweckt als sei ein Naturböses a priori als „Unsittliches" ebensogut da als ein Naturgutes als „Sittliches" — die alte Geschichte von den zwei Wurzeln, die doch Hebbel, mit Recht, selbst bespöttelt —, während es von vornherein nur ein Naturgutes gab, denn im Anfang war die Gestaltung am Stoff; ja ich möchte das Einreißen der Natur nicht ein Böses nennen, denn die Natur reißt, doch nur um des Aufbaues willen ein. Nur das eine muß gleich betont werden: Genoveva forderte Margarethen. Die Tragödie als Darstellung von menschlichem Leben, so wahr es in diesem nicht bloß Gute gibt, sondern auch Böse und haltlos hin und her Schwankende, verlangt die Margarethen und Katharinen letztere eine Abart des Bösen, also auch Böse. Wohl gemerkt: Gut und Böse in diesem Ausschnitte der Natur, den man „menschliches Leben" nennt und der uns ganz besonders angeht, nicht in der großen Natur an sich; wie dieser Gegensatz, wenn es überhaupt einer ist, da ausschaut, weist eben die durch Natur- und Kunstbetrachtung geläuterte Anschauung auf, insbesondere gerade diese Tragödie. Denn diese Tragödie will die Idee der reinen Anschauung an einem besonders hervorragenden Fall, welcher den Widerstreit zwischen Gut und Böse zum Gegenstand hat, versinnlichen. Das Gesetz des Lebens verlangt also die Margarethen und Katharinen. Aber auch die Genoveven insbesondere brauchen sie. Und unsere „Heilige" erst recht. Die Erde trägt keine Heilige, sondern Menschen, die zu gestalten, aufzubauen, zu wirken, zu schaffen haben. Dazu gehört sehr oft, daß man sich die geistigen und sittlichen Kräfte abringt. Und besonders mit gewissen Kardinaltugenden, die das Christentum sich gern auf das Konto setzt, der „alles überwindenden" Liebe und der „warm bettenden" Barmherzigkeit ist es eine eigene Sache. Erdensaft ist oft ein recht widerlich herber, ja ekler Saft, so will es unserm Gaumen dünken. Und wer in Liebe und Barmherzigkeit wirken will, der muß ihn schlucken. Wer nur in „glatten Fällen" „hilft", wer den nackt auf der Planke Angetriebenen aufpackt und in ein Prokrustesbett wirft, der „wirkt" nicht. Jeden nach seiner Individualität anfassen, „sich den Kopf zerbrechen" über den Gescheiterten, sich von seiner Überzeugung sogar etwas abringen, das ist rechter Anfang vom „Mitleiden", von Liebe und Barmherzigkeit. Wer aber so eingeschworen ist auf seinen „reinen"

Kreis, so eingeschworen auf Liebe und Barmherzigkeit, daß er den vor heißer Liebe Hingeworfenen und Stammelnden nicht verstehen kann, blöde mißgestaltete Toren aufnimmt in sein Haus, der tritt aus seinem Kreis heraus, verletzt seine Lebensordonnanz, wenn er die alte Vettel aus Abneigung wegstößt, verletzt diese Ordonnanz sofort wieder, noch schwerer, wenn der einzige Grund und Stern dieses seines Kreises, das Gewissen, sich regt und doch die Abbitte und freundliche Zusprache nicht geleistet wird. Da wissen wir auf einmal gar nicht, ob diese Liebe und Barmherzigkeit nicht gewährt wurden, weil es dem Herzchen so wohl tat, also aus lieber Selbstsucht, ob diese Reinheit nicht erhalten blieb, weil sie nicht geprüft wurde. Ein jedes Ding, ein jeder Mensch, eine jede Eigenschaft bewähren sich voll erst an ihrem Gegenglied und finden da erst ihren über allen Zweifeln erhabenen objektiven Maßstab. Genoveva ladet schwere Schuld auf sich in dem Augenblicke, wo sie Margarethen aus Abneigung wegstößt. Daß es nicht etwa aus dem Gefühl einer von der Alten drohenden Gefahr geschieht, beweisen V. 1095—98 und „Nein! Diesem Weibe bitte ich Nichts ab". Soviel aber sehen wir: stand Erkenntnis ihr zur Seite, dann trank sie auch diesen Erdensaft und rückte der reinen Anschauung näher. Nun muß sie es leiden, daß gleich ihr nächstes mildes Wort und Werk an Drago begeifert wird und Ausgang wird unendlich langer, schwerer Leiden. Denn sie hat ihr Mitleiden und ihre Reinheit erst zu bewähren in einem Läuterungsprozeß, wenn wir sie glauben sollen. Denn „die Tugend ist ganz wie ein anderer Staat, In den der eitle Mensch sich spreizend hüllt; Beflecke ihn: der Träger wirft ihn weg". Und die alte Hexe darf doch nicht recht behalten. Freilich für die Katharinen und das ganze Hofgesinde, so wie wir es bis jetzt kennen lernten und noch weiter kennen lernen, ist „die Tugend ganz wie ein anderer Staat", das ist bald lau, bald warm, bald kalt, bald heiß und kennt kein Gutes, das folgt den Trieben, wie sie nicht in der Natur an sich echt wirken, sondern im Menschen durcheinanderspuken. Selten klärt sich da einmal einer wenigstens in etwas ab, und nur wohl, wenn das Schauen eines erschütternden Schicksals ihn so durchschüttelt, daß einmal sein inneres Auge aufspringt. Das vegetiert und treibt und tut so hin, folgt wie jede Masse seiner Schwere, das tropft zur Erde wieder und vergeht, wird Dung. Aber der

Organismus braucht den Tropfen reineren Öls, und damit der sich ablöse aus dem Schwalg, kommen entweder die großen Gestalter von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk, oder die kleinen von Zeit zu Zeit in kleineren Kreisen, oder die Margarethen, die nur auflösen und zertrümmern, aber nur um die Reizer auf die Idee zu machen und den Keim zum Gestalten, der in jedem liegt, in einigen wenigen zum Blühen und Fruchttragen zu bringen. Wem die Not des Lebens den Blick, wie es fällt, auf die Natur oder ihre Darstellung von Meistershand, die Kunst oder beide zugleich lenkt, der hat Aussicht zur reinen Anschauung und damit zum Gestalten zu kommen. Dazu dienen die Margarethen trefflich, nicht bloß „zum Würgen der Unschuld", das die Masse gewiß auch versteht. So ist Margarethens Eingreifen in den Gang der Handlung von der Natur, soweit sie die Haushaltung von des Menschen Leben umfaßt, gefordert. Das Gesindel braucht sie. Die Szenen, in denen sich Margaretha „zu schaffen macht", sind von hoher Vollendung und legen Zeugnis ab von des Dichters tiefer Kenntnis des Lebens und der Welt, da ist jeder Zug geschaut und jeder Ausdruck, jedes Wort prägt den Gedanken, die Empfindung in ein Zeichen, welches „steht für alle Zeiten". Namentlich ist da das Gespräch zwischen Margaretha und Katharina V. 1160—82 hervorzuheben, wo der Dichter des Lebens Elend, Verworfenheit und Schwäche so wahr nach der Natur zeichnet, daß diese Darstellung ergreifend und durch ihre Kunst immer erhebend wirkt. Auch stört die Individualisierung der Hexe nicht, wenn man, und dazu zwingt die dichterische Größe, sich auf seinen Standpunkt, den einzig richtigen, der Legende gegenüber stellt. Das Recht zu seiner Anschauung des Märchenbildes werden wir noch besonders erhärten.

Aber die Gestalt des Golo forderete vor allem diese Wurzelauszieherin, diese Anzapferin, diese Schaffnerin auf Himmel und auf Hölle. Er kommt ihr wie gerufen, und ihm fehlte noch gerade sie. Sie hat sich eben die Abfuhr von der Gräfin geholt. Ihr giftiger Blick geschärft zur feinsten Witterung, die einzige in der Tragödie, die immer „hell blickt", doch nur die eine Seite der Dinge sieht, die reine Anschauung in der Verkehrung; für alle in der Tragödie, so parador es klingen mag, die wandelnde Mahnerin, das Auge aufzuschlagen und zu schauen, weil wir nun einmal auf Erden sind. Das Veilchen gepflückt, zer-

pflückt, das er der Gräfin schenken wollte, weil bei ihrem Anblick der „Frühlings“-Saft sich um so mächtiger rührt. Das trübt seinen Blick nur um so mehr und er wünscht sich den Tod, d. h. die Kraft, die ganze Frühlingswelt zu vernichten. Es treibt und drängt in ihm, und sehen wir auf den Kampf, den er bisher gekämpft, so ringen wir selbst die Hände verzweiflungsvoll: das Böse kann im Keime nicht erdrückt, „es muß als reife Frucht geschüttelt werden“. Und doch der Kampf dagegen so notwendig wie das Aufbauen. Der Alten Wort vom „Liebestrank“ zündet im stillen. Es überkommt ihn noch einmal die Erinnerung an das, was er war, die verlorene Einheit, daß er nicht in „seine Wurzeln zurückkriechen“ kann. Da übermannt ihn die Verzweiflung, er will sein Haus dem Funken überlassen, „der über Nacht in lichten Flammen aufschlug, Feuer macht ein andres aus jedwedem Ding“. Die Sehnsucht nach der Einheit, und kann es die des Mannes nicht sein, so wenigstens die des Schurken, hat es nicht nur mit dem Widerstreit zwischen Gut und Böse zu tun, da blitzt ihm unbewußt die reine Anschauung hindurch, daß, trotz aller Zweiheit in der Erscheinungen Flucht, dem Menschen gesetzt ist, eine Einheit zu sein und nichts widerlicher und nichtiger ist als ein Schwanken zwischen Aufbauen und Zerstören. Doch ehe er sich zum Letzten entscheidet, faßt ihn sein gutes Geschick noch zweimal an der Locke. Aber so ganz einfach sind die Erscheinungen nicht, sie haben immer zwei Seiten, und alle Weisheit besteht darin, das Ganze im Lichte des Augenblickes zu sehen, ohne daß es sein ihm innewohnendes Allgemeine verliert. Das vermag nur ein hoher Grad von Erkenntnis, mit letzter Treffsicherheit die reine Anschauung, welche den Willen zur Gestaltung in sich schließt. Der Ritter Tristan kommt mit einem Brief von Siegfried an die Gattin. Das stachelt Golos Liebe zu glühender Eifersucht gegen den Gatten. Aus Ritter Tristans Munde erfährt er, was Gattentreue ist. Bedeutsam richtet er seine Erzählung gerade an Golo. Unter Umständen, welche einen Verstoß gegen die eheliche Treue in den Augen der meisten „verzeihlich“ gemacht — setzte er geradezu sein Leben aufs Spiel — hat er sie bewährt. Dies für Golo. Für Genoveva, welche vor Tristans Erscheinen in brünstigem Gebete „die Seele kreuzigte“ und mit der Bitte um Rückkehr des Gatten die um Vertilgung

„des Feindes der Christenheit“ verband, ja jene von dieser abhängig machte, dies: „Von solchem hohen Edelmuth besiegt, Schwur ich mir unter Tränen glüh'nder Schaam, In einem Heiden nie noch jetzt den Feind, In ihm Fatimens Bruder nur zu seh'n.“ Und nimmt man dies, wie man muß, für eine Korrektur einseitiger Ansicht der Dinge und Menschen, in Zeit und Religionssystem begründet, so ist es für Golo und Siegfried nicht minder als für das Gebete plappernde grausame Hofgesinde gesagt. Die Anschauung, daß jene Züge nach dem Morgenlande im Sinne eines Weltgesetzes waren, kommt hier nicht in Betracht. Aber ein Moment in dieser Erzählung weist noch ganz besonders auf die Notwendigkeit der Läuterung unserer Erkenntnis hin. Fatime hat sich's abgerungen, was sie nach ihrer Verschmähung durch den Ritter für den Ritter tat. Sie beharrte nicht auf einem Sein, das Gegebene wurde ihr Stoff, den sie zu formen suchte, und darüber wurde sie selbst; das alles, weil ihr Auge die Lage durchdrang. Ihr Auge! Ein Gewissen hatten ja jene, ihre Glaubensgenossen, nach der Ansicht der Christen nicht, und von einem Gewissen redet Fatime nicht. Dieses Moment an Fatimens Handlungsweise ist gewiß wieder für alle, insbesondere für Golo und Genoveva. Die „Heilige“ kann dabei an Margarethen denken und an der ganzen Erscheinung die Anschauung schärfen, deren sie alsbald in furchtbar ernster Lage bedarf. — Wenn diese Erscheinung auf den sittigenden Gehalt aller Schönheit geht, so nimmt die nächste ihren Ausgang von der Form. Der Maler bringt Genovevas Bild, das mit Siegfrieds Weggang allen Reiz für sie verliert, viel lieber will sie des Gatten Bildnis um sich haben. Golo spricht auch hier die Wahrheit aus wie bei der Liebe, schade, daß sein inneres Auge noch lange nicht ganz geöffnet ist. Wohl wäre es ihm und ihr und uns allen nur gut, wenn sie und wir „in das Geheimnis ew'ger Schönheit sich versenkten“, wenn wir ihre „Züge fort und fort nachbildeten“. Der Stoff, an dem wir uns versuchten, ist jeden Tag gegeben, und bei redlichem Bemühen braucht „der öden Qual das Herz nicht zu erliegen, daß es uns unmöglich sei“. So quillt die Schönheit in das Leben als einzig gewaltige sittigende Macht und wirkt Personen bildend und, selbst Gestalt, gestaltend. Aber so weit dringt Golos Blick bei weitem nicht, er regt zur reinen Anschauung nur an, die er nicht finden kann und doch so

nötig braucht. Vielmehr reizt die hohe Schönheit nur seine Sinnlichkeit und bringt den glühend heißen Trieb zum allesvernichtenden Ausbruch. Nun wird sein verwirrter Sinn nur noch verworrener und, zunächst zum Bild, ergießen sich die heißen Massen, selbst das keusche Ehebett überflutend, in einem reißenden Lavastrom, alles zertrümmernd und begrabend. Wie einer anderen Welt, einem andern Gesetz untertan, steht die „Heilige“ starr und sieht untätig in den Feuerbrand hinein, welcher ihr Eheglück verschlingen wird, keine Waffe als die sanften Öle von dem Tische ihres Gottes. Da wirft er ihren Gatten in das Flammenmeer, ihr Ideal, und giert mit lüsternem Feuerzüngeln nach der Statue, die erstarrend steht. Endlich — Leben? nein — sie stürzt hin und betet um den Tod. Und jeder Erkenntnis der Forderung des Augenblickes los und ledig, ruft sie bei seinem versengendheißen Liebeswerben nicht das Schwert herbei, das, noch in nächster Nähe weilend, zwar nicht geweiht von ihr, doch rasch gezogen würde, „zu schlimm bedrohter Frauen Schutz“. Und von seinen Armen heiß umschlossen, weiß sie nichts anderes mehr als die aufquellende Unschuld unter ihrem Busen einzuschießen und den heiligen Laut zu stammeln „ehr' in mir die Mutter, denn ich bin's!“ Und schließlich die gänzliche Unbeholfenheit der Heiligen in dem tief tragischen Schluß der Szene, wo sie nichts ist als eine ausgebrannte Stätte, deren Reste der durchblasende Sturm zerbröckeln wird. Wir zittern wegen der gänzlichen Verlassenheit dieser „Reinen“ von jeder Erkenntnis dessen, was zu tun in einer Stunde, in welcher noch nicht einmal besonders schwere Entscheidungen zu fällen waren. Es ging ihr jede Fähigkeit zu einer Entschließung ab, sie war und hatte nichts als Beharren auf ihrem Sein, sie vermochte den Stoff, der sich ihr bot, nicht zu gestalten, darum wurde sie auch nicht. Meisterhaft der Zug, daß sie ins Kloster gegangen wäre, wenn sich nicht der Schatten ihrer Schwester vor der Pforte blutig aufrichtete; dann „verirrte“ sie sich auf diese Erde und in die Arme eines Gatten, in dem sie einen andern, den Himmel, sieht und liebt, um widerstandslos von einem andern in die Arme gerissen zu werden. „Wohl Euch, daß keiner kam. Ich schweige!“ ist mit dem vorausgegangenen (Genoveva zu Katharina) „Habt Ihr's gesehen?“ die Bankerotterklärung des „Heiligen“ auf Erden. Also die „Heilige“ braucht, um ihrem Grundsatz zu

leben, die Zustimmung einer bodenlos verlogenen Vettel. Die Erde will und braucht kein Heiligtum und keine Reinheit, welche nach anderen Maßen eingerichtet sind als sie darbietet, und darum darf sie auch die Kunst nicht haben bez. nur um ihre Nichtigkeit durch Handlung aufzuzeigen. Die Reinheit auf dieser Erde muß durch Formen an ihrem Stoffe bewährt werden, und ohne Lehm und Schmutz, Quetschungen und Wunden geht es da nicht ab. Über den Fortschritt der Menschheit brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen, aber darauf beruht viel, daß das Einzelwesen wird an dem und durch das Gestalten, das braucht der Weltorganismus. Daß es aufs und fürs Ganze werde, dazu legte sich die alles durchdringende und formende Idee in ihre Einzelideen auseinander und erzeugte sich in deren Widerstreit Schuld und Verschuldung des mit Erdensaft getränkten Individuums. Dazu ist die Erkenntnis, in ihrer höchsten Spitze die reine Anschauung ebenso sehr Mittel als Zweck. Diese Tragödie ist wie keine darauf gestellt, die Notwendigkeit der reinen Anschauung aufzuweisen. Wir haben es bisher im großen Zuge ihrer Handlung wie einzelnen, ja kleinstem Gliede derselben gesehen, und es steht jede Szene, jeder Charakter, ja oft der einzelne Ausdruck durch jene Idee so fest verankert in dem Grunde des Ganzen, daß nichts „gestrichen" werden kann.

Denn es kann in einer Tragödie, welche die Notwendigkeit der reinen Anschauung am Gange ihrer Handlung nachweist, gar nicht genug ins einzelne gegangen werden, damit recht viel Erdensaft quelle. Und so bekommt aus der Naturnotwendigkeit ihrer Idee heraus der Aufbau der Handlung einen Reichtum an Gliedern und diese Glieder legen sich auf Grund jener Idee in leicht übersehliche abgerundete und runde Flächen mit rundherausgearbeitetem Beiwerk zusammen, daß im Geiste jener Zeit wirklich nicht von Gothik wie mit Recht am „Götz", sondern von Frühromanisch die Rede werden muß. So wenig drängt sich, jener Idee gegenüber, etwas spitz hervor und will allzusehr ein Besonderes sein. Und auch die Maße und Rhythmen der Sprache stellen sich in den Dienst dieses Baustils. Denn zu dieser Rundheit der Glieder gesellen sich eine gewisse Härte und Eintönigkeit, welche sich besonders in den durchweg männlichen Jamben und ihres hier und da holprichten Ganges aufweisen lassen, denen sich manche ähnliche Ausdrucksweise mischt. Sollte

hier eine gewisse Unbeholfenheit vorliegen, so wurde der Mangel zur Tugend. Der Geist der Zeit war ein ewiges Ringen, und die Gegensätze, namentlich des Weichen und Harten, lagen dicht beieinander, oft in einer Persönlichkeit. „Welch' ein Gemisch von rauher Tapferkeit und schwärmerischer Weichheit, Grausamkeit und Milde, Trotz und Demut, kühnem Aufbrausen und weichmütigem Entsagen, ein Chaos von schroffen Gegensätzen erfüllt die Epoche". Ist es nicht als habe Lübke in diesen Worten das Menschenpaar Golo und Genoveva gezeichnet? Und wie eine Charakteristik Golos liest es sich: „Aus der naiven Übereinstimmung mit der Natur riß die christliche Lehre den Menschen zum Gefühl des Zwiespaltes, indem sie ihm ein höheres geistiges Gesetz gab, dem gegenüber die angeborene Natur als ein Sündhaftes zu bekämpfen war. Dadurch kam eine Unruhe, ein Gefühl der Nichtbefriedigung in die Gemüther, dadurch ein Wechsel zwischen wildem Gelüst und reuiger Zerknirschung, aber auch glühende Hingebung und begeisterter Aufschwung". Mag die treffliche Charakteristik erst von einer späteren Zeit gesagt sein, im Entstehen begriffen war damals das „Gemisch". Und wie jeder Zug dieses Zeitgeistes auf den Golo paßt, so ist diese Charakteristik eine vorzügliche Rechtfertigung der reichen Selbstbetrachtung, seiner Reflexionen und seiner „Metaphysik". Mögen Gefühl der Kraft bis zum Bersten der Adern und die Not der Zeit hier und da einmal ein geringes Zuviel wie bei Holofernes hervorgerufen haben, soviel sehen wir jetzt schon: es ist der Golo ein ganzer Kerl wie Holofernes, beide aus ihrer Zeit heraus, und die Tragödie ein so lebenswahres Spiegelbild ihrer Zeit, daß es nicht nötig ist, auf gewisse Lebensumstände des Dichters zur „Erklärung" der oder jener Mängel hinzuweisen, die meistens eben Tugenden sind, hat man die Idee der Dichtung erfaßt. Daß den Dichter aber gerade dieser Stoff ergriff, darüber gilt das bei der Judith (S. 18) Gesagte. An diesem Urteil darf mancher spätere Ausspruch des Dichters, welcher, wie das so oft geht, die Fühlung mit seinem Werke verlor, nicht irre machen.

Indem der Dichter die Handlung der „Legende" von der heiligen Genoveva dichterisch gestaltet, tritt aus der Tragödie die Weltansicht jener Zeit hervor, aber auch zugleich die Vergänglichkeit derselben, da sich allüberall die Aussichten eröffnen

auf eine reinere Weltanschauung, welche auf der reinen Anschauung beruht und als vollkommenste alle philosophischen und religiösen Systeme in sich als aufgehobene enthält. Eine gewaltige Perspektive! Das Recht zu dieser Behandlung stand dem Dichter zu: wie es des wahrhaft ästhetisch Genießenden gutes Recht und Pflicht ist, die echten Kunstwerke vergangener Zeiten als mit dem geistigen und sittlichen Gehalte seiner Gegenwart irgendwie erfüllt zu sehen, so darf dem Dichter das Recht nicht verkümmert werden, aus der Ablagerung der Jahrtausende einen wertvollen Stoff, aus dem ihm die Gegenwart entgegenschaut, auszugraben und in künstlerischer Gestaltungskraft seinem und dem künftigen Geschlechte hinzustellen. Von einer „Vergewaltigung“ des Stoffes kann da keine Rede sein.

Die Idee der reinen Anschauung muß aber aus einer Handlung um so leichter hervorgehen, als in ihr auch der Widerstreit zwischen Gut und Böse verkörpert ist, jener gewaltige Gegensatz des Aufbauens und des Zerstörens, der so alt ist wie die Welt. Im Grunde genommen erst bei den Menschen ein Gegensatz; denn im Anfange war das Gestalten, das Gute, wie denn der Gegensatz in den Urgrund aller Dinge führt und mit dem Gestalten seinen Anfang und sein Ende erreicht. Die Natur ist immer die Eine und Große, welche ein „Zerstören“ nur um des Gestaltens willen kennt. Erst bei den Menschen beginnt der Ausbau des Gegensatzes, welcher alsbald mit einer Hülle von sittlichem Dunst umgeben wird. Einigen Großen unter ihnen ist es trotz dieser Hülle gelungen, in ihren Gestaltungen annäherungsweise die Keilschrift jener Urzeichen auszudrücken. Die Tragödie Genoveva erregt auch das Gefühl: im Anfang war das Gestalten, das Gute; und das Gestalten war bei der Idee und die Idee war das Gestalten. In die irdisch begrenzte Bestimmtheit eines Menschen eingeschlossen, kommt das Gestalten nicht rein heraus und will erst erworben und ebenso erscheint das Gute gefälscht und muß geläutert werden. Zerstören an sich ist das Böse, aber bei der Wertung der Persönlichkeit ist immer die Frage, folgt dem Zerstören wie in der Natur das Gestalten? Denn wie die Natur die Glieder ihrer scheinbaren Gegensätze in unendlichen Spielarten abtönt, so ordnen die Zerstörer im stillen oft währeud des Einreißens schon die Steine zum Neubau. Andererseits haben manche „ge-

baut", und ihr Bau schien geradezu in sich selbst zu zerfallen. Im Anfange war also das Gute, genauer der Keim zu einem Guten, zum Gestalten da: die Tätigkeit des Pfalzgrafen, die Ehe der Gatten. Jede Einrichtung hat ihre Daseinsberechtigung durch fortwährendes Wirken am Stoffe dieser Erde zu erweisen. Wie sehr der Wurm der Zerstörung bereits in dem pfalzgräflichen Glückszustande saß, wird an einem hervorspringenden Punkte später zu zeigen sein. Nun erzeugt sich Schlag auf Schlag aus einem Guten ein Böses, aus einem Schönen ein Häßliches, ganz allgemein gesprochen aus einem Positiven ein Negatives; und immer ist die Ursache eine Verkennung der Forderung des Augenblickes aus Mangel an Anschauung. Wir werden sehen, wie das Böse sich wieder in das Gute aufhebt. Siegfrieds Wegzug in die weite Ferne wegen einer kirchlichen Satzung bei aller Aufforderung seines Eheglückes zu bleiben. Außer anderen kleinen Zügen die Haltung Genovevas bei Golos Turmumgang, die Weihe seines Schwertes, Momente, bei denen Genoveva zu gestalten sucht, wenn auch unzulänglich, Genoveva im Beichtstuhl, die Botschaft des Gatten an Genoveva, Genovevas Bild und alle Wirkungen und Folgen aus diesen Momenten auf Golo und in der Handlung. Endlich Genovevas schlecht angebrachte Versuche, den Brand zu löschen. Da ladet die „Heilige" von neuem schwere Schuld auf sich aus Mangel an reiner Anschauung. Und den Juden nicht zu vergessen: war der Sinn seines Strebens an sich gut, so verkehrten sich Zweck und Mittel durch ihre furchtbare Maßlosigkeit ins Gegenteil. Endlich die blindzutalpende Menge mit ihrer Unsumme von Schlechtigkeit und Boshaftigkeit; und doch zeigt der Dichter an Caspars Wandelgang die Möglichkeit und damit die Notwendigkeit, daß das „Gute", die „Güte", das „Gut" auch für jene Menge ein a priori Gegebenes und deshalb wieder Herzustellendes war. Überall, wohin wir blicken, Verkehrung des Guten in Böses aus Mangel an Erkenntnis, wollen wir nicht immer die höchste Stufe: die reine Anschauung nennen, und daher Schuld und Verschuldung. So wandeln die Menschen, was in der ewigen Großen Natur eins ist, in zwei um; die alles gestaltende Idee zieht es im Gange der Tatsachen wieder in eins zusammen. — In diesen Zusammenhang gehört aber noch wenigstens der Hinweis auf einen Punkt, auf den ich oben schon hindeutete. Wir treten nunmehr in die Gesindestube ein

und sehen das gemeine Treiben des ganzen Hofgesindes und werden Zeugen der geradezu tückischen Schlechtigkeit, welche zuletzt kalten Herzens die allezeit gütige Herrin in das Turmloch wirft. Nehmen wir dazu die an dem Juden bewiesene Roheit, behalten wir einige besonders im Auge und sehen wir auf Hans und Balthasar bei der Ausführung der „Exekution", so bleibt auch nach Abzug der in den Vorurteilen der Zeit begründeten Borniertheit ein solches hohes Maß von Schlechtigkeit, daß wir uns fragen müssen, wie war es möglich, daß an dem Hofe so braver Christenleute ein solches Sammelsurium schlechter Kerle und Weiber sich Stelldichein geben konnte? Das Christentum mußte doch in dem Verlaufe der Zeit wenigstens einige annehmbare Leute gezeitigt haben, aus denen der Graf sich die besten auswählen konnte; zudem gaben tägliche Andachten Anlaß zur „Besserung". In dieser wahllosen Aufnahme von jedem an den Hof spricht sich ein bedenklicher Mangel von Erkenntnis aus, und nicht minder in dem Umstande, daß diese Banditen unter den Augen der Herrschaft raufen und morden. Insbesondere muß der Blick der Gräfin gar zu sehr „nach oben" gerichtet gewesen sein, sonst konnte eine Natter wie Katharina, welche aus ihrer Abneigung gegen „den Engel" gar keinen Hehl macht, nicht so lange Zeit tagtäglich um die Herrin bleiben. Dieser Mangel an Erkenntnis und an gestaltender Kraft ist Schuld und muß gebüßt werden. Wenn Golos Umgang um den Turm Genovevas religiöses Gefühl so tief verletzt, warum wird er ihm nicht einfach untersagt? Warum wird nicht, bei der tiefen Abneigung Genovevas gegen sie, für Margarethens Vertreibung aus dem Schlosse gesorgt? Diese Züge und andere mehr, von denen nicht der schlechteste ist, daß die Gräfin bei offenen Türen schläft, sind in dem Charakter dieser Frau begründet und fließen aus ihrem Mangel an Erkenntnis. — Mit dem Gewissen hat das alles nichts zu tun. Und von dem Gewissen wird in dieser Tragödie so wenig die Rede als in irgend einer. Das ist aufgefallen und hat zu den Vorwurf des Mangels an „echter Sittlichkeit" in dieser Tragödie geführt. Und gewiß: in einer Tragödie, deren Handlung den Widerstreit von Gut und Böse ausspricht, in welcher noch dazu die Motive vom stellvertretenden Leiden und der Erlösung anklingen, und welche von mancher Seite als „christliche Tragödie"

bezeichnet ward, könnte das „auffallen". Aber eine „christliche Tragödie" ist ein Unding, und keine tragische Anschauung vermag sie zu erzeugen. Und eine Tragödie, deren Idee in letzter Instanz die reine Anschauung ist, weist auf einen „Himmel" hinaus, welcher das Gewissen weit unter sich läßt, und der seine Realität gleichwohl gerade in dem Widerstreite von Gut und Böse bewährt. Solcher Stellen wie V. 1095—98, wo sich die Reue über ihr Verhalten gegen Margaretha bei Genoveva regt, sind kaum noch viele vorhanden. Allüberall, wo es sich regen könnte, verhindert das Gewissen nichts. So auch im fünften Akte Hansens und Balthasars vorübergehende Regung dem Kinde gegenüber; nichts als eine tierisch-instinktartige Bewegung; auch Tiere weinen. Golos Betrachtungen hängen wie gezeigt von einer ganz anderen Weltanschauung ab. Siegfried verwirft seine Handlungsweise als übereilt, und der Ausdruck mancher Empfindung könnte auf Regung des Gewissens gehen; das ist aber nur im Sinne des damaligen Zeitgeistes; um was es dem Grafen zu tun ist, mehr oder weniger unbewußt, geht jedem, den Voreingenommenheit nicht mit Blindheit geschlagen, klar hervor, auch wenn er es nicht selbst so deutlich an hervorragendster Stelle in IV, 6 ausspräche: „Mein innres Auge tut mir nicht den Dienst!"; das wird später noch des näheren aufzuweisen sein. Schließlich verdankt er die Erweckung seines Gewissens nur dem „inneren Auge"; dann brauchen wir aber jenes nicht. Mit einem Worte: das Gewissen hindert Personen, deren ganze Erziehung auf das Gewissen gestellt ist, nicht, in Schuld und Leiden zu fallen, während eine Erkenntnis der Forderung des Augenblicks sie davor bewahrt hätte; und demgemäß weist die Dichtung auf eine Weltanschauung hinaus, welche das Gewissen nur noch als aufgehobenes Moment hat, deren Gesetz die reine Anschauung ist. Da wächst ein neues Menschengeschlecht heran: Sie haben die alles gestaltende Idee in sich hereingenommen, und damit Glück und Unglück, Leben und Tod, Sein und Werden und finden in der Kunst die Bindung in Freiheit durch Lebenserfahrung — die Religion. Das ist dem rein Schauenden das Morgentor, welches, wenn die Tragödie sich schließt, sich auftut.

Wenn der Dichter einmal beiläufig bezeichnete als die Idee „die christliche der Sühnung und Genugtuung durch die Heilige" und gleich von vornherein bemerkt: „Das Drama hat den Fehler

der Idee . . . und das ist freilich der ärgste Fehler, den es haben kann“, so hatte er sehr recht, wenn das die Idee der Dichtung wäre, und nicht minder, natürlich nur unter dieser Bedingung, hätte ein bekannter Literarhistoriker recht, wenn er von der Stelle V. 2880—2904 „die Zeit ist um, wo der befleckte Ball der Erde neu entsündigt werden muß“ sagt „nichts davon bemerkt zu haben“. Aber diese Stelle fügt sich samt der „Entsühnung“ in das Ganze ein als ein Baustein im Sinne der Idee der reinen Anschauung. Ich wüßte auch nicht einen Menschen zu nennen in der Tragödie, der entsühnt würde, alle büßen in ihrer Weise, was zu sühnen ist, „entsühnen“ sich also selbst. Eine Entsühnung auf ein Leben im Jenseits gibt es in einer ernst zu nehmenden Kunst nur als eine in eine höhere Weltanschauung aufzuhebende Form der Lebensäußerung unter anderen, Motiv unter andern, nimmermehr als eine Idee von perspektivischer Bedeutung, die in der Handlung sich den Ausdruck gibt. Nach diesen Bemerkungen ist leicht einzusehen, wie der Dichter nachträglich in einen Irrtum verfallen konnte, welcher mit seiner in der Idee des Tragischen sich ausdrückenden Weltanschauung in grellem Widerspruch stand. Daß „die Idee der Entsühnung durch eine Heilige“ sich in der Dichtung nicht verkörpert, ganz abgesehen von der obigen grundsätzlichen Verwerflichkeit, geht schon daraus hervor, daß dann gut über die Hälfte der Dichtung gestrichen werden müßte, der „tolle Klaus“ in der Tat „toll“ blieb und Züge wie der mit dem Messer und noch ein Dutzend anderer, jetzt von hoher symbolischer Bedeutung, gemeine belanglose Effektstückchen würden. Die Idee der Entsühnung kann natürlich künstlerisch gestaltet werden, wenn — sie auf der Erde bleibt. Eine Entsühnung des Erdballs kann — wenn es so etwas überhaupt nur gibt — immer nur die nimmerrastende Arbeit aller Menschen auf die reine Anschauung sein. Wenn dann Ad. Bartels als die Idee der Dichtung bezeichnet: „Die in die Welt getretene Schönheit reizt, als sie sich der irdischen Liebe empfänglich zeigt, das Begehren der frischen Jugend und führt sie zu Verbrechen und Untergang, muß aber dafür selbst einen langen Marterweg durchmachen“, so muß jedem ästhetisch Genießenden die Bedeutung dieser Ansicht in die Augen springen. Und auch in diese Ausführungen fällt etwas von ihrem schönen Schein. Aber — es reicht nicht zu. Und auch diese Ansicht ver-

langte die Aufgabe eines wertvollen Teiles der Tragödie. Unter anderem käme der tolle Klaus kaum zu seinem Rechte. Die ganze Episode des Juden, ja selbst Ritter Tristan und Fatime und vor allem fast die Hälfte der Gedanken und Empfindungen Golos müßten fallen. Denn diese breite Anlage des Untergrundes im ersten Akte und des Suchens nach Erkenntnis der Forderung des Augenblicks und der reinen Anschauung überhaupt würde diese Idee wie ein zu weites Gewand umschlottern. Aber gern bekenne ich, die Hingabe an diese Idee bereitete manchen Einblick vor, und ich bedauere die Erörterung darüber abbrechen zu müssen.

Für den weiteren Entwickelungsgang ist es hochbedeutsam, daß Margaretha die Führung zunächst an sich zu reißen scheint und daß sie gerade an das Schweigen Genovevas ihre Zettelungen knüpft, Golo aber bleibt in der Tat seine Selbständigkeit, wenn auch Margarethas listigerer Sinn einige ganz besonders heimtückische Anschläge macht, welche bei der blindzufassenden Menge Erfolg haben müssen. In der Hauptsache stellt sie sich als das schon lange in Golo unbewußt wühlende, nunmehr aber ihm plastisch gegenüber tretende Böse dar. Und dieses Böse trägt so sehr Genovevas Züge in der Verkehrung, prägt so sehr jedes Zeichen derselben in sein Gegenteil um, daß sie Genoveva gerade gegenüber liegt. Wenn Genoveva durch ihre ganze Haltung und das Schweigen schwere Schuld auf sich geladen, so ging alle Schuld aus der Einseitigkeit ihres Ideals hervor, aus dem Übermaß ihrer eigenen Idee, die sie der Forderung des Augenblicks gemäß nicht zu gestalten wußte. Diesem Übermaß ihres Pathos tritt dasjenige Margarethas gegenüber, welche ganz Tun ist, aber nicht gestaltet, sondern nur zerstört. Genoveva und Golo erkennen nicht das Notwendige, was zu geschehen, Margaretha erkennt es, aber nur von ihrem einseitigen Standpunkte des Zerstörens aus, und das ist nur insofern zweckmäßig, als es die Geschäfte der alles gestaltenden Idee indirekt und mittelbar besorgt, was aber nicht ihr Verdienst ist. Die Anstelligkeit der Alten zu jedem ekelhaften Geschäft, die Art, wie ihr und ihresgleichen in dieser Handlung wie in jeder alles „nach Wunsch" geht, zeigt so recht, wie sie nur im Dienste eines Höheren steht, der alles durchdringenden Idee, welche in denselben Augenblicken ihr Walten offenbarte, als Genoveva Golo „halt" — „ich rufe nicht" — „ich schweige" zurief, wie da, wo sie „diesem Weibe nichts abbitten" konnte.

Und da ist es denn nur ganz in der Ordnung dieses Widerstreites zwischen Gut und Böse, wenn sie Golo zukrächzt: „Wenn sie besteht... schlachte Dich selbst als erstes Opfertier. Doch — versucht sie erst und seht, ob sie's verdient. Das tut Gott selbst. Er reichte keiner noch die Palme dar, die er zuvor in Flammen nicht geprüft" V. 1685—91. Da habt Ihr Recht, bekräftigt Golo diese Logik, gegen welche von ihrem Standpunkte aus wirklich nichts einzuwenden ist, nur daß wir alles, was wir im Dienste „Gottes" tun, auch für uns tun, also verantworten müssen. Denn mit dem Erdensaft tranken wir die Notwendigkeit und die Freiheit so sehr zu gleichen Teilen, daß der Persönlichkeit auf alle Fälle genug Spielraum bleibt, und wäre es ein letzter verlorener Winkel dieser Erde, wo wir auch nur in Gedanken wirken, die alles durchdringende Idee ist auch da bei uns und hebt unseren großen Gedanken auf, um ihn zur rechten Zeit und am rechten Orte gestalten zu lassen. Der Monolog Golos, welcher dem Gespräche mit Drago vorhergeht — Golo erteilt dem Alten den Uriasauftrag, der ihn und Genoveva fällt — ist ein Gewebe aus zwei Motiven: nur immer vorwärts, vorwärts, um sich als ganzen Kerl zu bewähren, und das andere, das immer von neuem anbohrt, ob denn der Weg der richtige sei, die uneingestandene Sehnsucht nach einem Tropfen Erkenntnis: „Ich treib' die Sünde bis zum Äußersten, Nur, um zu sehen, ob's auch Sünde war." Und kann er „sie erniedrigen in seinem Arm", dann „wird sie wie eine Fackel sein, die Gottes Schöpfung schrecklich mir erhellt". Aber schon auf dem Wege zu seinem Ziele tagt es ihm: „Schurk! Schurk! Sie ist jedwedem wie ein Licht. Man kann es löschen, doch beflecken nicht!" Dieses Thema: sie ist rein, ich bin ein Schurke, mir ist gesetzt, sie zu erproben; ich treffe sie, um mich zu treffen, da ich mich hassen muß; doch ich hasse auch sie, die mich in diese furchtbare Entzweiung geworfen hat, dieses Thema ändert sich immer wieder kehrend in allen erdenklichen Tonarten ab. Verworfen dieses Gemüt, aber man denke bei diesem Worte wie vorhin bei gut und böse ja nicht (ausschließlich) an moralische Qualitäten: eine Verwerfungsschicht mit eingetriebenem Keile dieses Gemüt, dieser Kopf. Der Dichter hat einen ergreifenden Naturprozeß gestaltet, vor dessen niederwerfender Größe der Tragik und ihrer sittigenden Macht alles verschwindet, was an die moralischen Konvenienzen erinnert.

Und alles ist ein einziges gewaltiges Irren aus Mangel an Erkenntnis der Forderung der entscheidungsschweren Stunde von dem frommen gräflichen Paare bis herab zu dem letzten Knechte. Nur daß, wenn der Hans und Balthasar und ihresgleichen erscheinen, die gemeinste moralische Konvenienz ausreicht und diese Schurken Hausrecht hier erhalten durch die Gesellschaft des Oberschurken und durch die Verklärung ihrer Lumpen zu Gestalten durch den „Mond“ Genoveva. Wie der Dichter dieses Gesindel in sich sich scheiden läßt, so hebt sich Caspar aus dem Haufen ab durch tieferes Gefühl, mehr Bildung und Erkenntnis, aber auch mehr Initiative zum Handeln. Nach aufrichtigen Zweifeln vor die scheinbare Tatsache gestellt, kommt es mit Blitzesmacht über ihn und im raschen Zorne sticht er den „Betbruder“ nieder, den er gerade für ehrlich genommen. Mit Caspar aber, der mit allen andern in demselben Nest gesessen und dieselben Bildungselemente genossen, ist, mit Hinblick auf den Zeitgeist, ein Maß dafür gegeben, was, unbeschadet seiner Eigenart, jedem möglich und damit gesetzt war. Wie die Blasen des Sumpfes verschieden schillern, so hat der Konrad, der Hans, der Balthasar seine eigene Art und Farbe; das können wir hier nicht weiter verfolgen. Es sei wenigstens auf den cynischen Egoismus Balthasars hingewiesen, in dem sich Golos Selbstsucht erkennen könnte. Aber wie er das Schöne nicht zu schauen vermag, so daß es ihm ein Lebensquell wurde, so vermag er auch das Häßliche nicht so zu sehen, auf daß es sein Leben fördere, trotzdem Margaretha gar fleißig ihm die Spiegel vorhält, so noch nach Dragos Tödung: „Freut Euch! Ihr habt Glück! Wenn er's nicht thät, so mußtet Ihr es thun!“

Doch Genoveva sucht unser Auge vor allem. Ihre Haltung der Menge gegenüber und ihrer frechen Anschuldigung ist individueller, einen Schritt selbstbewußter als gegen Golo und sein leidenschaftliches Andringen. Dort war die Frauenwürde bedroht; auch verletzt, stellte sie sich wieder her. Hier ward sie in die Gosse gezerrt: dazu das Frauengemach, das Bett, die Dringlichkeit der Gegenwart und des in und mit ihr geschändeten Gatten Name. So wahrt sie die Würde der Frau und Herrin, heißt das eingedrungene Gesinde gehen, was sie zweimal tun muß, wodurch Frühergesagtes über das Verhältnis von Herrschaft zur Dienerschaft weitere Bestätigung erhält, hat den Laffen „nichts

zu sagen“ nach Dragos Tödung und, auf das tödlichste beleidigt, tritt sie mit Würde unter sie und spricht die hochbedeutsamen Worte: „Glaubt was Ihr seht. Nur bitt' ich, glaubt Nichts mehr, Als was Ihr seht. Ihr brachtet Lichter mit, Gebt mir ein Licht.“ Genoveva leuchtet gegen das Bett. Worte und ein Bild von einer Schlagkraft für die ganze Lage und die Menge, von einer Verheißung für Genovevas geistigen und sittigenden Gehalt und einer Dringlichkeit und Tiefe für die Idee der Dichtung, daß in diesem Augenblicke die Gottheit selbst durch das Gemach zu schreiten scheint und solche Schärfe und Fülle des Ausdrucks bei geringstem Kraftaufwande nur vereinzelte Male sich noch findet bei großen Dichtern. Doch war es vorerst für sie ein Blitz nur, und das: „Führt mich, wohin es sei, nur führt mich hin, Wo ich dies Blut nicht seh!“ läßt sie treu ihrem Pathos erscheinen und von neuem der Erkenntnis der Forderung der Stunde und der gestaltenden Kraft ermangeln, so daß sie von neuem schuldig wird. Auch die „Schwere in ihren Gliedern“ gerade an diesem Abende in Anschlag gebracht, so lag doch zu viel Aufforderung in dem ganzen Vorgange selbst zum gestaltenden Handeln, daß sie schon Dragos Tödung verhindern mußte. Später rettet sie den Schuft Balthasar, da erzieht sie sich. Aber weit entfernt sie zu „duldend“ gehalten zu haben, hat der Dichter auch in diese Gestalt ein Stück wahres Leben gebannt. Von jener Tatkraft an, welche verzweifelt schließlich an den Hindernissen dieser Welt aus der Welt läuft, über die „Holdseligkeit der Gesinnung“, welche mit der Pflege der „Elenden“ sich genug tut, hinweg zu jener Bequemlichkeit, welche von naheliegenden Tugenden die Maske borgt, um nicht am Stoffe dieser Erde formen zu müssen, findet alles, alles, alles, was nichts sich abringt, was Schweiß, Blut scheut bei dem Gestalten in dem Thon der Erde ein Spiegelbild in Genoveva, und auch dafür, „wie man es lernt“ — zu gestalten. Gab doch Elise Bensing das nicht zu verfehlende Bild dafür, wie Adel des Herzens mit Bilden im Thone dieser Erde sich vereinigt. Alles was aus seiner Frommheit heraus wirken möchte und sich bei schwierigeren Aufgaben den Schweiß nicht abringen kann und doch das heiße Bemühen hat, es zu lernen, blickt auf Genoveva.

„Erscheinungen“ — d. h. Bilder „er“ stehen und „stehen“ für etwas hinter ihnen — treten vor die Personen der Tragödie und uns hin mit der Dringlichkeit des Augenblicks und wollen er-

kannt — geschaut sein, ohne daß wir uns durch „Funkenspringen“ irren lassen. Erkenntnis der Forderung der Stunde, im höchsten Grade: die reine Anschauung, brauchen wir, brauchten der wegziehende Graf, Golo vor dem Bilde, der Haufe, als ihm Genoveva vorleuchtet, und sie selbst. Und der Haufe hätte um so mehr „glauben“ sollen „was er sah“, als wenig Zeit vorher der „tolle“ Klaus ihnen glauben lehrte, was sie sahen. Wo das innere Auge ganz unbewußt sich einmal öffnet, da rückt es die Dinge fast zu nahe, und von der Erscheinungen Gewalt getrieben, will der Mensch das unglaublich Scheinende sinnlich erproben, gleichsam mit dem leiblichen Auge das innere bewähren; so oft das Kind; so der tiefgründige Forscher und Schauer in übermannenden Augenblicken, wo das zu intensiv gewordene den letzten holden Schimmer um das Ding zerätzt. Der tolle Klaus schneidet sich mit dem Messer in die Hand, um seine Schärfe schauen zu machen, Empedokles stürzt sich in den Krater des Aetna, um sich der dunklen Naturkraft zu vermählen.

Wie es heißt, Gott wendet sich an das, was elend und gering, so hat der „tolle“ Klaus aus Gnaden das, was die andern so notwendig brauchen, ihnen aber fehlt und nicht kommen will, weil sie sich nicht darum bemühen, die Erkenntnis der Notwendigkeit der Stunde. Aber so ganz ohne all' Verdienst und Würdigkeit, daß er die herrliche Gabe so ganz unbewußt aus sich gibt, daß sie ihm selbst gar „nichts nützt“, und andere sie nicht beachten. Klaus wirft wie oft die Künstler sein Bestes hin, und andere müssen es finden. So sagt er allen das, was sie vor Schaden bewahrt: sich zu überzeugen. Aber das echte Gold so versteckt, daß es des Schauens bedarf, um es zu finden. Ein Spitzbubenwort der alten Hexe nimmt er aus ihrem bösen Munde auf. Ihre eigenen Silben — es kommt alles aus demselben Urgrund und in allem ist dasselbe — ihren satanisch-cynischen Ausbruch macht er zum göttlichen Ausspruch. Dabei nimmt er aus ihrem Worte „Augentrug“ blos „Trug“, womit er seinen Spruch beginnt, als wolle er der Alten schnödes Gebahren erst gebührend kennzeichnen, sodann wiederholt er jedes ihrer Worte abgebrochen, tropfenweise dem Hörer zuzählend und schließt schnell mit „überzeugt Euch“. Das ganze ein genialer Zug, von der Natur selbst ausgehaucht. Der ganze Akt konnte nicht gut anders als mit einem Selbstgespräche Golo's schließen. Denn nach solchen Taten,

wo das Herz der Menschheit still zu stehen scheint, müssen wir hören, ob die brutale Gewalt Endziel oder nur Durchgangspunkt ist. Kein Wort der Befriedigung über den für seine selbstischen Ziele über alle Erwartung günstigen Ausgang der schwarzen Einfädelung, kein Wort über weitere Pläne und deren Ausführung als die an die allgemeine Betrachtung, daß der Mensch und folglich der Mord an ihm ein Nichts sei, anknüpfende Mahnung, nun auch das „weniger als ein Mord und also weniger als ein Nichts" zu vollbringen. Also bei der Stange bleiben und nicht umfallen, geradeaus zur Einheit vordringen. Auch diese wenigen Verse haben ihren uneingestandenen Grund und Ausgangspunkt in dem unbewußten Ringen nach Erkenntnis.

Dieses Golo erfüllende Ringen nach Erkenntnis verknüpft insbesondere den dritten und vierten Akt. Denn das Traumbild, das er alsbald hat, welches sein und Genovevas Blut ihm aus ihren Adern fließend zeigt, ist eine Fortsetzung des Schlußmonologes des dritten Aktes: es wird ihm ein „Sporn" weiter fortzuschreiten. „Nun waren Haß und Liebe ausgesöhnt...... Ein uranfänglich-all-umfassendes (Gefühl) zog...... mich hinunter in die Nacht, wo man vergißt." Wie er sein Erkennen nicht fassen und Genoveva nicht rein schauen kann, so narrt ihn ein Traumbild und wird Ausgangspunkt verhängnisvollster Entschließungen. Nur daß sein Bild ungerufen kommt, im Grunde genommen eine plastische Darstellung dessen, was er sehnt, sonst wie der Herr so der Knecht: auch Siegfried läßt sich ein Bild vorgaukeln und faßt furchtbare Entschlüsse auf Grund desselben, da ihm die Erkenntnis mangelt. Daß es aber mit dem „Wollusttraum" nichts war, zeigt ihm sofort die aufblitzende Erkenntnis. „Namenlose Angst erfaßte mich, Als ich erwachte und das düst're Bild Beleuchtet sah von des Bewußtseins Strahl." Aber er kann sich das Notwendige nicht abringen: sie soll Siegfried abschwören wie ihn. Und wieder sieht er ein Bild, diesmal in Wirklichkeit: Genoveva in reinster Schönheit. Soweit sein leibliches Auge reicht, sieht er sie, ja schon verinnerlicht, seine schöne Darstellung der Erscheinung deutet darauf hin; aber seine Selbstsucht zieht die Schranke, über die kommt er nicht weg. So ruht sein Blick nicht ruhig auf der Erscheinung, er „glaubt nicht was er sieht", und immer irren ihn die „Funken", die er „springen" sieht. Nun er den echten Lebensquell wieder verrauschen läßt, kommt seiner

Selbstsucht rasch das Bild des achtlos von der eben sich erschließenden Blume wegreitenden Siegfried zu Hülfe. Und ihrer Schönheit antwortet er mit der Zumutung, sich von dem Gatten abzuscheiden. Die herrliche Form strömt ihren wundervollen Gehalt in die Worte aus: „Es gibt nur Einen Mann, Der mir vertrauen muß, Denn Einen nur Ließ ich hinab in meine Seele schau'n!“ Und von dem Erdenstachel schwer verletzt, findet sie endlich die gebührende Entgegnung, die den Schurken dahin weist, wohin er gehört: auf die Kniee, um Verzeihung zu bitten. Dieser Offenbarung des höchsten Lebensgutes antwortet er mit neuer Verruchtheit, um sie zu beugen. Verruchtheit! Schlägt doch Erkenntnis auch in dieser seiner Nacht noch durch: er weiß, „nicht Hochmut sprach aus ihr, nur das Vertrau'n, das Menschliche in mir zu wecken.“ Das Menschliche! Brot, Wasser, Stroh ist seine Antwort. Dann reißt er sich los und stürmt hinaus und wirft sich, dem auch Natur in ihrem Götterkleid den tiefen Blick zur reinen Anschauung nicht öffnen konnte, dem umkehrenden verwundeten Hirsch entgegen, um sich aufschlitzen zu lassen. Doch so wird nichts entschieden! So kommt in jedem Zuge, weil sein Blick nicht auf den Grund und Zusammenhang der Erscheinungen durchdringt vor dem Nebel, den grenzenlose Selbstsucht braut, sein Tun verzerrt heraus, und niemals bringt er es zum Gestalten. Und weit entfernt das zu wirken, was echte Mutterliebe schaffen müßte, treibt die verzogene Dienerin gemeine Affenzärtlichkeit, dem Unhold ihren Schelmenarm zu leihen und die Heilige zu plagen mit der bösen Niedertracht, die nicht genug gesparte Milde und zu wahllos ausgestreute Werke der Nachsicht groß gezogen. Der ward die Neigung zum Gericht, jede Ungezogenheit ihres Pflegesohnes zu bemuttern, so trübte sie noch mehr den schon trüben Blick. Statt das Los der allezeit nur allzu gütigen Herrin nach allen Kräften zu lindern, wie sie auch anfangs wollte, wird sie die tückische Peinigerin und reizt die alte Hexe, ihren Giftzahn in die Leidgestalt zu schlagen. So nährte sich das Böse an dem Bösen und ward, je älter um so härter und nahm die Knochen und die Sehnen einer Alten an, ein Denkmal, daß sich Menschen selber setzen. Nur weil Menschen sind, ist das Böse, das in der großen Natur nicht ist. Und was gut von Natur, wird erst bei Menschen schlecht oder böse. Der große Dichter hat das einfach, wahr und

groß gegeben: einem von einer Kirchensatzung eingebildeten guten Werk zu liebe läßt der Pfalzgraf seine Gemahlin in entscheidender Stunde in Stich. Golo, nicht mehr reine Natur und noch nicht durchgeistigte Natur, sondern in dem von Kirchensatzungen geschaffenen Zustand, der leicht zur Verwirrung neigt, entbrennt von Liebesglut zu seiner Herrin. Diese, bemüt auf Grund solcher Satzungen ein Ideal herzustellen, stürzt sich und ihr teure Wesen in eine furchtbare Not. Eine verhätschelte Dienerin läßt in ihrer boshaften Schwester das Böse in das Schloß ein, die Gräfin verletzt sie, aber weist sie nicht hinaus. Golo in seiner grenzenlosen Selbstsucht braucht sie, das ganze kirchlich gesinnte schlechte Hofgesinde vertreibt sich die Langeweile mit ihr. Margaretha aber, die einzig „Hellblickeude", umstrickt alle, zuletzt auch noch den Grafen, und, wissend daß „Gott niemand die Palme reicht, den er nicht geprüft", hält sie sich berechtigt, bei allen, insbesondere Genoveva das sich dem Menschen einbildende Böse zu machen, ist aber in der Tat in getreuer unbewußter Ausführung ihres Satzes von der Palme nur immer die Reizerin auf und zu Gott, die Einbildnerin der reinen Anschauung von der alles gestaltenden großen Idee. Das Böse ist niemals etwas aus sich und für sich, mag es auch einmal einen besonderen Vorgang veranlassen, es ist immer erst aus dem Guten, wie es bei Menschen ist, abgeleitet und immer nur um des Guten willen da. Das drückt dieses hohe Lied mit geradezu bildnerischer Vollendung aus, indem die Handlung von der heiligen Genoveva die Idee des Widerstreites von Gut und Böse widerspiegelt. Und gerade in dieser Szene folgt aus einem Guten ein Böses.

In dem Augenblicke, wo der Widerstreit von Gut und Böse und das Ringen nach Erkenntnis sich mehr verdichtet, tritt Golos Persönlichkeit stärker in den Vordergrund, seine Betrachtungen ergießen sich weiter, und das epische Element verlangt mehr Raum. Das letztere hat der Dichter einmal selbst getadelt, und angesehene Kritiker haben ihn vor sich selbst in Schutz genommen und einer oder der andere hat wohl gesagt: sollte sich die Tragödie nicht zu sehr ausdehnen, so war die epische Behandlung gewisser Teile der Handlung und namentlich der späteren Entwickelung von Golos Charakter unvermeidlich. Eine gewisse Schwäche der Komposition läge immerhin vor, würde sie auch gern nachgesehen wegen der Schönheit der in Frage stehenden

Partien oder der hohen Bedeutung des Ganzen. Hebbel braucht aber solche Nachsichten nicht; was er braucht, ist Verständnis und Versenkung in seine Werke. Wie der Gang dieser Handlung von Natur beschaffen ist, die Verknüpfung derselben und ihrer Träger durch Darstellung elementarer Motive und der Idee der reinen Anschauung mit dem Urgrund alles Seins, so ist es eine besondere Schönheit, wenn starke epische Elemente gerade auf das „Uranfänglich-Allumfassende“, auf das Entstehen und Zusammenhängen mit dem Uranfange alles Seins und Werdens hinweisen, Vorgänge des Gestaltens, Kreißen der Natur, Ausbrüche aus ihrem Schoße, deren Darstellung bei allen Völkern nicht anders als episch geschah. Aus demselben Grunde, aus dem in dieser Dichtung die mystischen Elemente betont werden, und nunmehr ganz besonders hervortreten, aus demselben Grunde drängen sich die epischen und mythischen von selber auf. Mit dieser Schönheit hängt auch die andere zusammen: wir sehen zu Anfang des vierten Aktes — auch wieder in epischem Reflexe — Genoveva im Kerker die heilige Pflicht der Mutter erfüllen, „das Gespenst“, „. . . . . die Brust dem stummen Bettler reichend, der sie nicht ergriff, weil sie verwelkt und trocken war“, und erfahren dann erst Zug um Zug, wie sie zu „Wasser, Brot und Stroh“ kam, so kommt der lange Zug der Zeit mit seinem Wandeln und Bleichen der Menschen Form und Farbe heraus und hebt sich die Gesinnung als Feste in diesem Fließen und Verrollen stark und mächtig ab. Eine hohe Schönheit in einer Dichtung, wo das unbewußte Führen und Geleitetwerden zur Erkenntnis und reinen Anschauung ein langzeitliches Element in die Handlung bringt, welche daher ein weites Ausschreiten und doch Mitnehmen von Vielem lieben muß. Sehr zum Unterschied von andern Handlungen wie z. B. in Maria-Magdalena, wo kurze dröhnende Schritte schallen und die Handlung am liebsten in einem Sonnenumgang sich erbricht. „Die Margaretha triebs so weit, daß keine Umkehr möglich ist!“ Das schüttelt uns und Frost macht Mark und Bein gefrieren, welche Leiden legten Schicht um Schicht sich in der langen, langen Zeit — „Siegfried, reite schnell!“ — auf die Seele dieser Dulderin. Und nach einer Weile noch einmal (V. 2635—40) dieselbe schrille Disharmonie auf das Menschengeschlecht. Der Dichter kannte die Menschen, er wußte, daß nichts so leicht und sehr die grausame Bestie in ihnen weckt als die Jagd aller auf ein Wild,

das sie straflos speeren können. Sie haben sie auf einen Stand versetzt, daß sie die Tiere um ihre Geschicklichkeit beneiden mußte. Nun klingt es als ein öder Nachzügler, wenn ich noch anführe, daß der Dichter mit diesem Epischen hier uns auf das Sehen Genovevas spannt und in ihrer wirklichen Erscheinung eine Steigerung liegt.

Welchen nur erdenklichen Qualen Genoveva preisgegeben, erfahren wir sofort, als der aus Straßburg rückkehrende Caspar, wohin er die nimmer Ruhe findende Margaretha auf Katharinas Betrieb begleiten mußte, berichtet, daß dort der Graf an seiner Wunde krank darniederliegt. Da fragt gleich Katharina ängstlich, ob nicht sofort Margaretha zur Pflege des Kranken sich angeschickt? Und als Caspar dies bejaht, ist sie „ruhig". „Sie ist klug Und haßt die Gräfin wie die Nacht den Tag. Gewiß, sie baut uns vor. Sie that's schon hier. Hat's doch kein Mensch im Schloß, kaum nur ich selbst, Erfahren, wann die Schwang're niederkam." Ein Blitz, welcher einen Abgrund ungemessener Leiden vor unseren Augen auftut. Golo reitet sofort nach Straßburg ab, um Siegfried zu erproben und nach der Rückkehr vor die Leidbewährte treten zu können mit dem blanken Schwert: „Edle Frau, dies schickt der Mann, Den Ihr in Eure Seele schauen ließt, Er zeigt Euch jetzt, wie fest er Euch vertraut." Das Übel wie das Böse und der Tod sind so allgemein, daß sie notwendig sind. Und der Gedanke, das Allgemeine und Notwendige erleiden, damit der Weltorganismus ist, wenigstens ein notwendiges Glied in der ganzen unendlichen Kette sein, wenn nicht immer durch Gestalten, so durch Leiden, dieser Gedanke ist groß und beruhigend und führt den Blick in den unendlichen Weltenraum, wo sich Welten über Welten nach einem Maß türmen, dessen Dasein unzweifelhaft und jeden Tag erfahren wird, dessen Gesetz aber nur geahnt werden kann, wenn jedes Kunstwerk auch eine Vorstellung von ihm gibt. Wie die Welt, die Natur, ein Stern zusammengesetzt sind, ihre Regel, kann ich nicht wissen, so kann ich auch ihren einzigen Widerschein auf Erden, das Schöne, in keine Regel fassen, ich weiß aber bestimmt, dort wie hier wirken und werden gewirkt von der Idee gestaltete Maße, und auch die Elemente brausen einher nach Gesetz und Maß. Solche Gedanken führen zur Erkenntnis und zum höchsten Gut der Menschen, zur reinen Anschauung. So wird Genoveva ganz anders als bisher durch die furchtbare Notwendigkeit in ihrer Lage unter der Erde auf

die Erkenntnis der Forderung der Stunde geführt. Sie ist Mutter! Eine Welt von Entsagen, aber auch von Handeln liegt iu dem Naturlaute. Und wie ist dem Weibe jeder Schritt und jede Leistung für ihr süßes Gut erschwert worden. Wunderbar die Wege, welche zur Erkenntnis führen: dort muß ein „ideal" veranlagter Jüngling Verbrechen auf Verbrechen begehen, um zur Erkenntnis zu gelangen, hier muß eine Frau, welche in Religionsübungen und Werken, die ihrer Neigung wohltun, aufgeht, Mutter in einem Turmloch werden, um zur Erkenntniß geführt zu werden, sie bekommt es zu erfahren, daß Leben noch etwas anderes ist als nach Neigung tun, und daß es Pflichten gibt, die nur erfüllt werden können, indem wir ein Stück unseres Eigen daran geben.

Furchtbarstes tragisches Geschehen lastet auf Golo, der „seine Tat bergan wälzt und dem es recht ist, wenn sie herunterrollend ihn zermalmt". Die Erkenntnis steht immer wie ein Gespenst scharf hinter Golo und blickt ihm über die Schulter in sein verpfuschtes Konzept, das sich nie gestalten will, und doch kann er der Erkenntnis nie habhaft werden, wie auch von hinten vor der Schatten ihrer Gestalt sich nach vorn wirft und er ganz in deren Schatten sitzt. Und das Ringen nach Erkenntnis treibt ihn vorwärts. Die Selbstsucht gewiß auch, und in früheren Stadien mehr; aber sie tritt zurück, wenn sie auch materiell antreibendes Anlagekapital bleibt, das ungebrochen einmal herausgenommen werden soll. Aber jedes bessere Geschäft verlangt mehr als Anlagekapital und Kapital überhaupt. Und so ist ihm die Erkenntnis im ganzen wie im einzelnen die halb eingestandene, meist aber ihm verhüllte Führerin: bald will er wissen, wie Siegfried das Geschehene aufnehmen, bald wie Genoveva in einer neuen Phase sich zeigen, bald wie ihm ein Vorhaben ausschlagen wird; und das alles trotz aller Selbstsucht mit der Uninteressiertheit, welche sagen kann, mir ist's recht, wenn meine Tat mich zermalmt. Und gleich wieder ein neues Stückchen unfreiwilliger Erkenntnis: „Was kann noch gut geh'n, Weib? Ich wollte sie erniedrigen. Das war der einz'ge Weg, Der mir noch blieb, mich wieder zu erhöh'n," V. 2280 u. ff. —95. „In seine Wurzeln zurückkriechen kann er nicht". Nun will er nach seiner Anlage gern ein ganzer Mann sein, eine Einheit. Die alte Basis war zu schmal für's Leben. Die neue, durchgeistigte Natur, auf welche ihn die schöne Erscheinung führt,

wenn sie rein wirken kann, kann er nicht finden, dazu ist er nicht mehr reine Natur genug, seine Triebe sind im Kampfe und gebrochen, er hat ein Element in sich aufgenommen durch Umgebung und Erziehung, das ihn mit der Natur an sich entzweit. Nun kann er den reinen Blick nicht erzeugen, der auf den Dingen gelassen ruht, und sich aus einem Kampf und Widerstreit nicht ganz zurückbringen, der an seine Wurzel rührt. Nun mußte es in dieser elementaren Phase seiner Entwickelung auch gerade die höchste Offenbarung der Natur bez. ihres Widerscheines, der Kunst, sein, der er begegnete, freilich nur weil er sie gerade brauchte, nämlich die Schönheit; und alles Schöne verlangt unweigerlich geschaut und in's Leben dargestellt zu werden, und das läßt ihn nicht wieder los, nicht eher als bis er seine Forderung erfüllt oder geendet hat. Diesen unaufhörlichen Widerstreit statt der Einheit empfindet er furchtbar, und da er nicht als Persönlichkeit enden kann, will er es als ganzer Schurke; das aber ist gegen die Natur, die kein Böses um seiner selbst willen kennt, und so sieht er sich immer wieder auf das Schöne geführt, das seinen Gang immer wieder durch aufdämmernde Erkenntnis berichtigt. Und auf den rechten Weg kommt er nicht, daran hindern ihn die die Natur in ihm verfälschenden Einbildungen. So schwankt er unstet zwischen beiden Einheiten hin und her, von denen die eine nur eine „eingebildete“, die andere die natürliche, gegenständliche, objektive ist. Sowie er vor das Schöne trat, sprang dessen reiner Strahl auf ihn zu, er fängt ihn nicht auf, er speit nach ihm. Hilft nichts, der reine Strahl springt immer wieder, und Golo ist bereits so weit, daß er sich „ihrer unwert nennen muß“, d. h. er zweifelt daran, zu einer Einheit zu kommen. Sein Erkennen erhellt auf einen Augenblick ihm deutlich seine Lage. Aber rasch lockt es von der andern Seite und es reizt ihn, zu erkennen, wer denn Siegfried ist. So ist es ihm um einen materiellen Erfolg nicht zu tun, so daß er, ehe er seinen Herrn „grüßt“, noch meint: „Er haut vielleicht mich in den Sand! Dann nutz' ich meinen letzten Odemzug Und decke sterbend den Verrath ihm auf.“ Selten ist die Entzweiung und „Verworfenheit“ so wundervoll als künstlerische Einheit, so aus einem Gusse dargestellt worden. Und wie der Kampf und Widerstreit an diesem Manne reißt und zehrt, erfahren wir aus Siegfrieds erstem Wort: „bleich und abgehärmt als käme er aus der Gruft.“

Diese Einleitung legt ihm die ersten Worte in den Mund und erleichtert es ihm, die niederträchtigste aller Fälschungen seinem arglosem Auftraggeber beizubringen. Er gibt ihm nach einigem Einleitenden in wenig Worten die volle Ladung. Siegfried glaubt zu träumen. Erst ein schweres Krankenlager mit Wundfieber hinter sich, nun der plötzliche Besuch aus der Heimat mitten in der Nacht, und Nachrichten, so abenteuerlich-grauenhaft wie aus einer andern Welt. Dann nach vollständigem Erwachen der schwache instinktive Versuch des Sich-Erwehrens und dann kein Mühen um Erkenntnis. Rasch ward vergessen, was Genoveva dem Gatten war und bedeutete, und in die Gosse gezerrt die keusche Enthüllung ihrer Mutterschaft, vertrübt die beiden Leuchten des Charakters eines Menschen, die Dankbarkeit und die Heiligkeit des Mutterlautes. Liest man nach dieser Szene die zwei ersten Szenen des ersten Aktes, so gönnt man diesem Schwächling das Los, das er sich selbst bereitet. Es war ein Grund, der nicht stich halten wird, wenn einmal gewogen wird, Golo zu glauben, weil er von seinem Geschlechte, der Frau nicht, weil sie ein Weib, das er nicht auskennt. Aber trotzdem gibt sich der Grund im Geiste des Mannes, der sagen konnte „ich bin ein Mann, also habe ich ein Recht auf ein treues Weib", und eben in dem Augenblicke dem Weibe seine Treue bricht, und im Geiste der Zeit, welche das Weib so wenig selbständig und hoch schätzt, daß ihm ein Generalbevollmächtigter in Abwesenheit des Mannes zur Seite steht, an dem sich alle zu wenden haben und — dem das Weib des Herrn „vertrauen darf". Ein Zug der Zeit, welcher dem Intriguenspiel Tür und Tor öffnete, aber auf der pfalzgräflichen Besitzung noch den besonderen Grund in der Weltabgeschiedenheit dieser „Heiligen" haben mochte V. 125—145. Wer dem „holden Wunder, das mit dem Ernst der Zeitlichkeit nur spielt", keine schweren Lasten aufzulegen wagt, an denen es den Ernst des Spieles erweisen kann, schätzt es sehr gering ein. Krankte an solchen und ähnlichen Ansichten jene Zeit und jene Welt, dann war es des Dichters heiliges Recht und Pflicht, ihr in einem Spiegel ihre Flecken zu zeigen. Läßt man die ganze Szene unbefangen auf sich wirken, dann kann man nicht zweifeln, daß auch für Siegfried wie schon am Anfange der Tragödie so in diesem Verlaufe alles in der Erkenntnis beschlossen liegt, und daß er auch dieses Gefühl hatte. Er schafft sich mit jenem Schein-

grunde das redliche Streben nach Erkenntnis vom Halse und froh ist er, daß der alte Diener Drago der Vater von dem Kinde ist, denn — — nun kann er dem Manne, treu wie Gold, Golo, voll glauben, denn auf den Alten „fiel die Lüge nicht". Diesem Zuge steht an Güte der Wortschwall nicht nach, mit dem er seinem Gram, mehr noch irgend ein aufdämmerndes Ringen nach Erkenntnis unterdrückt. Als dann der Graf von der alten Hexe sich das Siegel auf Golo's Goldbarren setzen lassen will, blitzt Golo einmal wieder die Erkenntnis auf: „Wie scharf der Teufel sieht!" Aber ein Grauen vor dem Bunde mit dem „Teufel" befällt ihn nicht. Die weitere Erkenntnis kommt ihm nicht, daß das nur Böses sein kann, wozu der Teufel seinen Arm leiht. Denn in den Taten seines zerrütteten Gemütes sieht er kein Böses. Sein Taten erscheint ihm rein pragmatisch, auf Erfahrung ausgehend, und unter diesem Gesichtspunkte ist auch das Zermalmen unter seinen Taten zu fassen. Das Sittliche, wie wir es haben, hat er nicht, daher auch nicht das Gefühl, das wir mit dem Bösen haben. Nur die schreckliche Entzweiung, die „Verworfenheit" im eigentlichen Sinne des Wortes, läßt ihn ein Zermalmtwerden wünschen, natürlich mischt sich da mit hinein leise das Wehe, das ihm dies Wehetun dem herrlichen Geschöpfe bereitet, dies Schlagen ohne Endzweck. Das ganze Gespräch zwischen Herrn und Knecht, besonders aber in der zweiten Hälfte von V. 2435 ab, ist eine prächtige Leistung und selten ist eine köstlichere Selbstironisierung und Ironisierung des „Nächsten" gefunden worden. Und wie dem echten Tragischen das Komische so nahe liegt, daß die Münze mancher Handlung so dünn ist, daß das Gepräge der einen Seite nach der andern widerscheint, so möchte man lachen bei diesem Abschlachten des „holden Wunders, das mit dem Ernst der Zeitlichkeit spielt". Jetzt wird sie gespielt, ausgespielt, verspielt. Lachen, wenn der Graf seine immer treffenden Glossen macht „Ich glaub's, Dir lag der Argwohn fern!" „Du warst ein Kind" usw; wenn die auf Halbpart ausgehen, denn was der eine dem andern gibt, bringt der ihm entgegen, das Schlechte, den Menschen mordenden Argwohn. Dabei steht Golo vorerst sittlich höher als der Graf, denn jener ringt unter Schmerzen nach Einheit und Erkenntnis, und mit jeder Lüge schlägt er sich selbst. Aber die erste und letzte Empfindung ist doch: der Menschen Leid faßt uns an, wie zwei Männer von guter Anlage so entsetzlich

um die Wahrheit würfeln. Diese „herbe" Tragödie hat der Handlungen mehrere, die tiefer greifen als wenn der Held bei andern zum Schafott abgeführt wird. Wenn Golo das Ganze mit dem Worte abschließt: „Er ist ein Mann, wie sie ein Weib. Und ich? —" So liegt in dem Aufschrei wieder ein Moment, welches all die Greuel von Lug und Trug unter eine andere Beleuchtung rückt. Selbst ein Siegfried, welchen er wie einen Teig knetete, erscheint ihm in der Einheitlichkeit eines Begehrens als ein „Mann"; nur weil die Taste gleich den erwünschten Ton gab und fortklang, erscheint er ihm beneidenswert und wert mit Genoveva in einem Atemzuge genannt zu werden. Und allerdings kommen für das zerrissene Gemüt Golos beide darin überein, daß sie eins sind in sich und insofern rein, während er hin- und hergeworfen und verworfen das nicht will was er will, zwar mit der Hartnäckigkeit eines vir propositi tenax strebt, aber mit der Zerfahrenheit eines Weislingen, Eduard, gar nicht die Vollendung des Gebäudes sehnlichst wünscht.

Bei Siegfried ist inzwischen eine nur zu begründete Reaktion eingetreten: das Licht der Erkenntnis flackert auf und ringt nach Leben. Er kann sich sein Weib nicht in des Dieners Armen denken. Da wäre es das Einfachste, das Notwendige zu tun. Er wollte ja in aller Kürze, „morgen schon", nach Hause aufbrechen. Warum nicht alles selbst erkennen? „Glauben, was man sieht", wenn man nicht glauben kann, was man nicht sieht. Das war der Würde des Herrn angemessener als sich das Frauenbild im Schmutze vorführen zu lassen. Wenn nun einmal kein Vertrauen da war, so konnte die Erkenntnis der Forderung der Stunde wenigstens so weit reichen. Dann fiel der ganze Hokus-Pokus bei der Hexe zu Boden. Wie aufgeregt er zu der Alten kommt, zeigt der Zug, daß er sofort nach einem Sessel ruft und, als sie ihn bringt, nicht niedersitzen will: „Laßt! Laßt! Wer sagt Euch, daß ich sitzen will?" Sein Ärger, daß das Geschehene sein Erkennen anruft und über dies Erkennen geht: „Hat Gott das Recht, Gescheh'n zu lassen, was kein Mensch begreift?" Das trübe Licht, das in ihm aufflackerte, ist verloschen, und statt nach Erkenntnis zu ringen oder auch nur nach Hause zu hasten, muß das „holde Wunder" „Meisterin im Heucheln wie im frechen Laster" sein. Und wenn von Ferne in seine Nacht hinein der keusche Flügelschnee des Engels noch einmal schimmert, so streift

er ihn ab, denn Golo „ist ein Mann! Und sie ein Ding, worin nichts Folge hat, ein Weib". Also sein Nichterkennen geht über den einzelnen Fall hinaus und gründet mit in der Nichterkenntnis der Geschlechter untereinander. Welche Ironie! Bei Genoveva, wenn auch im kleinen Kreise, hat alles Folge, und fanden wir sie in bedeutenden Momenten nicht folgerichtig und daher schuldig, so war das eine in der Sache begründete Inkonsequenz, subjektiv war sie immer sie selbst, während der Gatte ganz unfolgerichtig ist und also erst recht schuldig. Er bekommt nur Folgerichtigkeit im Bösen, die aber ist nichtig wie das Böse selbst. Und das bekommt er zu erfahren auf Schritt und Tritt, wie er zum äußersten schreitet. Zunächst packt ihn in Margarethas Nähe ein Wirbel, und in einem furchtbaren Ausbruche, der Sonne, Mond und Sterne, Gott und Welt und alle Ordnung der Schöpfung anruft, verwirft er sein Weib, denn so lange alle Gestirne alte Bahnen wandeln, „entschuldige dich keiner". Diese Voreingenommenheit in einer Sache, wegen deren Bekräftigung er kam, verhindert alles Erkennen. Erschüttert über diesen Wechsel alles Menschlichen und seiner selbst nicht mächtig, (V. 2645) schreit Golo von seinen Knieen zu dem Herrn empor, „Herr Graf, ich log!" Aber weit entfernt sein Erkennen anzuregen, wird er dem Grafen nur zum Fallstrick, der die flüchtige Regung des Lichtes in sich sofort mit mächtigen Gründen erstickt, er will und muß es glauben, weil es Drago war d. h. weil es töricht ist und so ist ihm jeder fernere Grund das Törichte zu glauben recht statt zu ringen nach Erkenntnis, und das ist schwere Schuld. Da Siegfried an „dieser Männerbrust vor der Verzweiflung Schutz sucht", hat Golo es nun schon leichter noch einmal zu wimmern „ich log". Und eine furchtbare Wahrheit liegt in seinem Wort „mein Widerruf bewirkte nur, daß er es um so fester glaubt", er, der „einen tiefen Blick hinab in ihre Seele tat" V. 152—155, eine furchtbare Wahrheit für das Menschengeschlecht: in großen weihevollen Stunden gaben wir einem uns ganz einnehmenden Gefühl Ausdruck in den Lauten unserer Muttersprache, und Geister werden ausgesandt, uns zu versuchen, ob jenes Gefühl auch aus dem frommen Schrein lauteren Gemütes stammt und wert war, in dem Heiligtum der Sprache verewigt zu werden, wehe uns, wenn wir nicht stand halten. Wer so gefühlt und so gesprochen wie Siegfried, dem mußte, auch kränker als er war,

die Gattin immer, als Frevlerin erst recht, eine Fahrt wert sein. Aber der schwache Mensch ist in seiner Hülfsbedürftigkeit nur immer zu folgerichtig: der Mann zog aus um eines kirchlichen Zweckes willen, als er ins Herz des Weibes den ersten Blick getan und dies sich ihm erschlossen ganz zum ersten Male, derselbe Mann reitet nicht nach seinem Weibe, als sie scheußlich beschuldigt wird. Sein Knecht sah ihn ganz recht: „Gemächlich schreitend, und den Stern der Welt An's Knopfloch heftend, wie'n Vergißmeinnicht." Nun sitzt er wieder brütend da und steht bald wieder auf: „Mein innres Auge thut mir nicht den Dienst!" Nein, gewiß nicht; wo soviel Staub darüber liegt, da blickt das helle nicht. Auch ist es gerade nicht sein Dienst, darzustellen auf Befehl ein Bild, wie es gerade der menschliche „Geist braucht". Aber höchst wertvoll das Geständnis, das ihm entschlüpft: sie wissen also etwas vom inneren Auge, die von damals, und der blinde Mann vor uns ruft es an in dieser Stunde höchster Not, zum Schergendienst zwar, aber er ruft es doch an. Und wie um zu beweisen, daß er von seinem Strahle noch nichts gespürt, ergießt er sich in jenem Wortschwall, der die Ehrlichkeit des Redners mehr in Frage stellt als der ärgste Gegner tun kann, um damit zu schließen, daß der Mann auf alle Fälle dem Geschlecht in sich genug tun müsse. Nun müßte ihn die Art, wie Margaretha ihre Ware herstellt, zum mindesten stutzig machen. Von ihrem Anpreisen abgesehen, der Spiegel weiß nur das Schlechte zu enthüllen, und von sich selber sagt sie „Ich weiß nur so viel, als der Teufel weiß". Das ist verdächtig. Denn die Natur weiß von solcher Einseitigkeit nichts, auch nicht ihr letztes Stück, die Menschen. Sie kennt die Menschen und die Dinge und erkennt von ihrem Bösen aus die „Forderung der Stunde": der Gatte kommt nicht mehr so sehr zum Erkennen, sondern um sich sein „Vor"urteil bestätigen zu lassen. Nun treibt die Alte geradeso ihren Jux mit ihm wie erst der Knecht. So, wenn sie den Grafen einen Mann nennt, „den keiner zu belügen wagen wird, die Blinden, das versteht sich, nehm' ich aus. Hier Euer Freund hat Augen, wie ich seh . . . . . ." 2691—95. Die prächtige Bosheit, welche darin für die beiden Männer mit der starken Brust liegt, fühlen sie nicht, und fühlt Golo wirklich die Satire auf sich, wenn „die Blinden den Grafen belügen dürfen" und „wenn man Einem traut, So traut man Einem mehr schon als

man soll", so darf er jetzt nicht auffahren. Und wie sie „den Grimm" des Grafen auf sein Weib recht wohl „erkannt" hat, so sagt sie ihm gerade das, was ihn nur noch gieriger machen muß, sein Weib zu „sehen". Nun mutet sie ihm zu, nicht an den Weltenschöpfer zu denken, sondern „nur an Ihn, vor dem seit Anbeginn Sie bebt und oft im Krampf zusammenzuckt, Wenn er ihr Innerstes mit Krallen packt". Wenn noch nichts, diese Zumutung, die diese Menschenkennerin stellen darf, macht ihn zu einem schweren Schuldigen, denn sie bestätigt, daß er gar nicht um Erkenntnis gerungen, die Gattin bereits verstoßen, auch nicht um der Erkenntnis willen hergekommen. Und dasselbe besagt ihre Beschwörungsformel, welche alle „Segenshauche" aus dem Kreise „bläst", dagegen „den Zweiten, der dem Ersten Leiber macht, der alles Werdende im Ei beschleicht und alles Blut verdirbt" anruft und „das Böse" von ihm zu sehen fordert, eine Formel, welche anzuhören „das Gewissen" dieses frommen Herrn nicht dulden sollte. Der aber ist so sehr „bei der Sache", sein Weib geschändet zu sehen, daß er nichts mehr sieht als das Bild, kein Auge und Ohr hat dafür, daß es selbst seinem Verführer schaudert und daß es den wieder von selbst so überkommt (V. 2645), daß er den Schauder nicht meistern kann; daß er der Hexe wilden Teufelstanz nicht sieht und nicht hört das höchst unchristliche Wort „Bös ist Gut und Gut ist Bös". Ein Spruch, der die Verkehrung der Wahrheit bedeutet, welche die Tragödie uns an entscheidenden Stellen gezeigt und zeigen wird, daß das Böse kein Selbständiges, sondern aus dem Guten, wie es bei den Menschen, sich ableitet und sich in das Gute wieder aufhebt. Doch ist die Vergangenheit schon viel, streckt sie sich in die Gegenwart, so wird sie alles, meistert sie die Zukunft: so zeigt der Zauberspuk dem Grafen seine Gemahlin ohne das schöne Haupt und setzt auch in diesem Stande seiner „Erkenntnis" das „es gefällt mir" unter des Grafen rohen Wunsch. Nun ist es aber genug. Der Geist, den sie gerufen, wächst über sie hinaus und grinst ihr als Teufel entgegen. — Sie schlägt sich: „Ich thu mir weh, damit Du's fühlst und weichst. — Der Teufel! Noch der Teufel! O! O! O!" Sie fällt zu Boden, alle Lichter erlöschen, von Margaretha geht ein rotes Leuchten aus. Golo will reden und kann nicht. — Es war notwendig, sich die ganze Stelle zu vergegenwärtigen, um die Handlungsweise des Grafen in dem

rechten Lichte zu sehen. Er hat von allem nichts gesehen, d. h. er war so ganz bei seiner Rache oder Strafe, die er sich auch schon vorgenommen, V. 2657, noch ehe er der Gattin Frevel gesehen. Er, welcher alle und jede Aufforderung hat, wenn er überhaupt kommen darf, jedes Atom des Auges anzuspannen und jeden Sinn gefesselt zu halten auf jede Einzelheit des Bildes und sein Ganzes, um den Geist der Erscheinung zu erkennen, ist so wenig dabei, daß er nur eben das nackte Stoffliche davon trägt; das Wie, Warum und Weil, was vorging und was folgte bleibt ihm ganz verschlossen und darum alles. Aber welche tierischen Triebe weckte der ganze gewaltige Vorgang in ihm von Golos erstem Erscheinen bis zu dessen Wegritte! Da ward in einer einzigen Sturzwelle weggerissen, was christliche Kultur in dünner Anpflanzung emporgezogen, und mit dem Pflänzchen schwamm dahin der bessere Teil der Erde und was blieb war ratzenkahle Fläche und harte Kruste — Rohes: „entgötterte Natur". Der Ausbruch gemeiner Sinnlichkeit hat sich im Worte festgelegt, es braucht hier nicht noch einmal angeführt zu werden, wir alle haben es zu unserem Schmerze erfahren, wessen wir fähig sind. Wohl uns, wenn wir es erkennen. Nun gibt der Mann das Richtschwert und den Siegelring dem andern Manne, das Weib und Kind zu „richten". Wie wenig begründet dies Erkenntnis ohne Erkenntnis, wie wenig würdig dies Gericht, wie wenig achtbar dieser Richter, zeigt noch sein Nachwort. Ein besserer brach zusammen, wenn er zu urteilen wagte, und preßte in der Hände Ringen der Menschheit ganzer Schmerz — der tritt noch nach dem Bilde, das am Boden liegt. Armer Mensch — schwacher Mann!

An Margaretha ist getadelt worden, und der Dichter hat selbst eine dahin gehende Bemerkung gemacht, daß sie zu individuell gehalten sei. Hat sie der Theatermann Dingelstedt doch gar in Beziehung zu Golo setzen und jung sein lassen wollen. Gegen letzteres wäre nicht soviel einzuwenden und ebenso wenig gegen seine Bemerkung, daß das dämonische Feuer jung erhält. Aber zu vieles weist auf eine sehr lange äußerst bewegte Vergangenheit hin, welche die Jugendfrische des Geistes nicht angegriffen hat, aber an dem Körper nicht spurlos vorübergegangen ist. Wenn er sie aber mit „a bissel Liebe zu Golo" ausstatten wollte, gleichsam in der Meinung auf a bissel mehr oder weniger In-

dividualismus käme es nun nicht an, so gab er nur zu erkennen, daß er für diesen Individualismus kein Verständnis hatte, weil er in die Idee der Tragödie nicht eingedrungen war, was ja auch seine übrigen oben schon berührten vorgeschlagenen Kürzungen beweisen. Was Margaretha sein will und ist, verspüren wir von ihrem ersten Auftreten an, und sie fällt auch nicht ein einziges Mal aus der Rolle, die sie hier auf Erden zu spielen hat. Es war dem Dichter nicht allzu schwer, sie in größere Dunkelheit zu hüllen und ihr Werk mit; sie gleichsam unmittelbar aus „der anderen Wurzel", aus der das Böse stammen soll, hervorgegangen sein lassen. Der Dichter hätte sie dann mehr dem Volksglauben gemäß dargestellt, welcher, gemäß dem christlichen Kirchenglauben, welcher dies so braucht, und weil es dem Volke so faßlicher ist, von der Zweiheit ausgeht und in sie eingeht. Aber der Dichter war von dem Dualismus nicht anders als von einem Übergangsstadium überzeugt. Seine große tragische Idee verträgt sich nur mit der Weltanschauung, daß in der großen Idee alles beschlossen liegt bez. Fragen, auf die er selbst noch keine Antwort wußte, finden diese Antwort in jener Weltanschauung, mit welcher allein alle Erscheinungen der Natur und des Lebens in Einklang zu setzen sind, weil sie aus der Wirklichkeit von selbst hervorblitzt. In einer Tragödie, in welcher, indem an der Handlung der Widerstreit von Gut und Böse sich aufweist, sich bewährt, wie es um die reine Anschauung bei den Menschen bestellt ist, kann nicht einer höchst zweifelhaft berechtigten Volksüberlieferung zuliebe an einem Glauben festgehalten werden, der in sich wenig oder gar nicht begründet ist. Wenn in dieser Tragödie sich Schritt für Schritt der Handlung das Böse als aus dem Guten entstehend und in es wieder sich aufhebend sich aufzeigt und das Gute als das Erste und das Letzte sich bewährt, so ward die Legende von den zwei Wurzeln hinfällig. Wenn aber in dem Urgrund aller Dinge und in der Natur nur das Gute ist und das Böse erst mit dem Menschen beginnt und wiederaufhört, so kann eine jenem Urgrund unmittelbar entstiegene Alte nur als ein krasser Widerspruch, welcher die Einheit des Kunstwerkes umwirft, wirken. Sollte sie keine nur zwei- bis dreimal flüchtig vorüberhuschende Hexe sein, so mußte sie immer einmal mit dem Menschen begonnen haben, und der Dichter tat recht daran, darüber keinen Zweifel und sie sich daran

erinnern zu lassen, daß sie auch einmal „Kind“ war und „auch einmal ein Kind in den Bach geworfen.“ Es sind genug Züge noch vorhanden, welche uns daran mahnen, daß Kräfte in uns tätig sind, von denen wir keine Rechenschaft geben können, die sich nicht fassen lassen. Die an sich guten Kräfte und Säfte der Natur laufen durch ein mannigfach verschlungenes Röhrenwerk, ehe sie in der Retorte Mensch zusammenfließen. Daß er gewisse dieser Säfte als böse in einem beschränkt moralischen Sinne bezeichnet, hängt mit der Mangelhaftigkeit seiner Anschauung zusammen; aber so wie er ist, braucht und verbraucht ihn die Natur und der Weltorganismus, und darum ist auch dieser Zustand gut. Eine gewaltige Stütze erhält aber diese Weltanschauung und die Anschauung dieser Tragödie „im Anfang war das Gute“ durch eine Volkstradition und einen Volksglauben, welcher viel älter als alle Vorstellung von Hexen und Unholden und bösen Wesen und viel allgemeiner über die ganze Erde verbreitet ist, die Vorstellung von einem Paradies am Anfang des Menschengeschlechtes, wo kein Böses und Schlechtes und keine moralischen Besonderlichkeiten, sondern nur Gutes, Schönes und Wahres war. Die Erkenntnis dann der Einzelheiten und ihr Haften an den Einzelheiten läßt die eine Überlieferung die Ursache vom Abscheiden des Bösen vom Guten werden — immer natürlich nach menschlicher Auffassung. Der aber steht eine höchste Erkenntnis gegenüber, welche die Totalität der Erscheinungen übersieht, die reine Anschauung, welche unter anderem auch den Menschen mit seiner mangelhaften Auffassung aufhebt. Der Dichter tat also mit seiner Weltanschauung ebensowenig — wie schon oben nachgewiesen wurde — der Legende Gewalt an, wie er mit den Besonderheiten auch nicht die Einheitlichkeit einer Gestalt wie Margarethas gefährdete. Er erfüllte das Gesetz, das im Alten lag.

Läßt man den Blick auf jenen Besonderheiten und ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen ruhen, so hat es auch Margaretha mit der Erkenntnis zu tun, z. B. auch ihres Wesens, und sie hat Erkenntnis der Einzeldinge und Menschen, aber sie ist, wie schon gesagt, nur einseitig daher unecht, und vor allem mangelt ihr die Anschauung des Ganzen. Das bekommt sie jetzt zu erfahren. Erst grinst ihr des Teufels Larve entgegen, zeigt ihr ihren Meister und zugleich ihr Inneres. Sie weiß,

daß sie schlecht und böse ist, und spricht es zu verschiedenen Malen aus. Als ihr aber ihr Inneres zugleich in ihrem Meister vorgeführt wird, da ergrimmt sie, denn ein Erkennen wider Willen verletzt des Menschen Hochmut. Sie erkannte sich so genau, daß sie es ausspricht, daß die Wurzel aller Übel unter den Menschen, „Tugend-Neid", „Haß der Unschuld" sie trieb, die Unschuld zu würgen. Das Bild schlägt durch bis in den letzten schmutzigen Winkel ihres Inneren. Das empört sie. Sie kann es nicht ertragen, so schlecht und böse zu sein, sie wird von wütendem Haß gegen sich und den Meister erfüllt und schlägt sich „Ich thu mir weh, damit du's fühlst und weichst." Die gewordene Erkenntnis peinigt sie. Welch tiefwahres Bild des Menschen! Und Golo schlägt Genoveva und in ihr sich selbst, und nur deswegen, weil es ihm weh tut. Zwei Handlungen, als Zeichen gesetzt dafür dem Menschengeschlecht, daß das Gute das Ursprüngliche und Ausgehende, das Erste und das Letzte, das Eigentliche weil in der Natur auch bei den Menschen ist, sie mögen noch so sehr dagegen wüten. Nun durchschüttert es sie so verzweiflungsvoll, daß sie in wenigen Augenblicken der Erkenntnis von Haß und Wut gegen sich und alles zum tiefsten Mitleid gegen sich geführt wird und in den Ruf ausbricht: „O wär' ich noch einmal ein Kind!" und ihr ganz unbewußt der Laut entfährt, der alles in allem enthält: „O Gott!" Da erscheint ihr ein Geist aus jener Welt, die immer und überall ist, in Drago's Gestalt. Ein neues Zeichen auf die Erkenntnis, das über das vorige so weit hinaus ist, daß es jenes in sich aufhebt, ein Zeichen auf die Erkenntnis der letzten Dinge. Den Geist will sie nicht hören und nicht sehen. Es hilft ihr nichts. Die letzte und höchste Erkenntnis reizt sie zu unbändigster Wut und Raserei, denn sie ist so ganz gegen sie und ihr unbekannt. Es hilft ihr nichts. Zuerst bekommt sie zu erfahren, daß über ihr und ihrem Meister noch ein Höherer steht, der ihr und ihres Meisters Tun nur zugelassen zu seinem Zweck und ihr in letzter Instanz zu befehlen hat V. 2854—64. Die wundervolle Antwort Margarethas ganz aus ihrem Kern heraus: „Das lügst du, denn du bist ergrimmt auf mich!" legt ihm subjektives Belieben unter und erinnert an Genovevas Belieben und ihr „Nein, diesem Weibe bitte ich nichts ab." Doch darauf wird ihr sofort die Erkenntnis, daß das Gesetz des Weltorganismus kein persön-

liches Belieben, sondern nur ein Gestalten um seiner selbst willen kennt, menschlich und dem Geiste der Zeit gemäß ausgedrückt in den goldenen Worten, welche alle Selbstsucht aufheben: „Ich kenne die nicht mehr, die gegen mich gesündigt, die nur, die ich selbst gekränkt. Wohl mir, wenn mir was zu vergeben blieb!" Und der tiefen Wahrheit muß sie sich beugen, dieser hohen Erkenntnis, wenn auch widerwillig und noch ihr Belieben einmischend, gehorchen. Aber auch das bleibt ihr nicht. Eine dritte und höchste Erkenntnis wird ihr, und sie muß sich fügen und knirschend ihre Neigung hinunterwürgen, die greuliche Selbstsucht, die ihrem Tun zu Grunde liegt, welches die Idee in ihren Dienst bannt. Natürlich spricht der Geist in dem Alphabete jener Zeit. Denn wir dürfen wohl dem Dichter die Weltanschauung zutrauen, welche ihn erkennen läßt, daß nicht im Jenseit ein Donnerer wohnt, welcher „die Erde zermalmt", wenn sie nicht „entsündigt" wird, daß nicht um der Reinheit eines willen in Wirklichkeit alle bestehen, der von dem Überschuß seiner guten Werke den andern allen abgibt. Wohl aber tut sich im Geiste dieser hehren Dichtung eine Weltanschauung auf: wir haben gemäß Erkenntnis und Erfüllung der Forderung der Stunde zu wirken und durch unser Gestalten in und am Erdentun an der Erhaltung des Weltorganismus zu schaffen. In und am Erdentun, also gemäß unserer Individualität, welche gewahrt wird, wie denn z. B. Margaretha tun muß, was das Weltgesetz verlangt, aber ihre Eigenart behauptet und am Schlusse des Aktes hoch aufgerichtet dasteht. Denn wenn diese ihre Besonderheit nicht gelten sollte, die Besonderheit des Bösen in diesem Falle, dann brauchte der Weltgeist, die Mutter-Idee, ihr Tun nicht zuzulassen und im besonderen könnte ein Blitzstrahl sie verzehren, wenn sie, V. 2910—20, ihre ganze Eigenart aufruft gegen die „Heilige", wenn sie den Erdensaft, wie er Arom, Temperament, Geschmack und Charakter in ihr nur gerade gewonnen hat, noch einmal sammelt zu einem starken Angriff auf sie. Wenn aber die Eigenart des Bösen sich so wahren darf, dann darf es die des Guten auch. Im Dienste des Ganzen stehen bricht nichts der berechtigten Eigenart ab, denn die Besonderung liegt im Nutzen des Ganzen. Aber der Neigung und dem Belieben nachhängen, wenn sie der Forderung der Stunde widersprechen, das führt zur Versumpfung und hebt die Besonderung

auf. Darum mußte Genoveva in dem Turmloch Mutterpflichten erfüllen, darum darf sie, muß sie jetzt Golos Schläge leiden, um des Kindes und seiner und ihrer Zukunft willen, welche an ihrem Gestalten hängt. Wer aber an dieser Erde Thon wirkt und in ihm gestaltet, dessen Gestalt wirkt reinigend auf die Menschen, ihr Gestalten belebend, und dadurch „erlösend". Das aber führt unmittelbar in den fünften Akt über.

Denn es ist doch sehr bezeichnend für den Gang der Handlung und die Idee der Tragödie, daß die Schergen für die Ausführung des Mordes gedungen werden, ehe noch der Oberscherge, von seinem Standpunkte aus, die Notwendigkeit letztens bestimmen kann. In einer Viertelstunde schon sollen sie am Turme sein und auf ihr Zeichen wird er ihnen die Sünderin übergeben. Wie nun, wenn sie sich Golo noch zuletzt fügte und in seinen Vorschlag willigte, mit ihm zu entfliehen? Weiß er genau, daß sie es nicht tun wird, oder übergibt er sie den Schergen dann erst recht, noch ehe er sie zerpflückt, nur weil sie eingewilligt? Wie aber in dieser Tragödie alles auf die Erkenntnis im einzelnen wie im ganzen gestellt ist, das bekommt Golo und wir mit so nebenbei an dem durch eine „Absicht wundervoller Art vergoldeten Diebstahl" des Balthasar zu erfahren. Golo beugt der letzten Möglichkeiz vor, daß Genoveva durch das Lied von ihrem Leidenswege die beiden Henker zur Erkenntnis brächte und sich das letzte Kreuz erspare. So ist Genoveva dem Anschein nach — um einen Tressenrock verkauft.

Dem Anschein nach! Denn des „Himmels reinster Blick entzündet eine Hölle", schreibt Hebbel bei der Lektüre von Müllers Genoveva in sein Tagebuch bez. Golo zu einer Zeit, wo er noch gar nicht daran dachte, den Stoff dichterisch zu gestalten, „tragisch ist das Schicksal Golos, der durch sein edles Gefühl, Blüte des Daseins wie Genoveva selbst unabwendbarem Verderben zum Opfer fällt." Damals legte sofort seine wunderbare dichterische Anschauung den tief ergreifenden Widerstreit von Gut und Böse fest. Wir haben die Verwirrung in Golos Gemüte entstehen und zu einer Revolution sich ausbreiten und diese Revolution geradezu zu einer Verwerfungsschicht erstarren sehen. In dieser einzig furchtbaren Lage, welche wie ein Keil sich in die Masse seiner Triebe und Leidenschaften hineintreibt, muß er unablässig ausforschen,

klären, scheiden, betrachten, immer Vedette schlagfertig zu Pferde im Aufklärungsdienste, um zu erkennen. Denn was er nicht als Mann sein kann, will er wenigstens als Schurke sein — eine Einheit. Abgesehen davon, daß das Böse wie wir schon sahen, niemals eine Einheit sein kann, eine schlechte Vedette. Denn diese Vedette sieht beständig nach den geisterhaften Silhouetten am Horizonte aus und übersieht ganz den „toten Winkel" in nächster Nähe. — Jetzt erfahren wir auf einmal (V. 3026 ff.), daß es mit der Hinrichtung Genovevas gar nicht sein Ernst ist: er wird seine eigene Anklageschrift Genoveva, im rechten Augenblicke aus dem Busche heraustretend, überreichen und „sich an ihrer Statt dem Rächer-Eisen beuten". Aber: „Weißt Du gewiß, daß es Dein Ernst nicht ist?" Wie leicht wendet sich das Eisen in seiner Hand gegen das leidenschaftlich geliebte Weib in glühendem Hasse. Und da dämmert eine schreckliche Erkenntnis auf: „Je schrecklicher das ist, je eher kann's Gescheh'n." Wer kennt sich aus? Wer weiß, was er vermag? Und wie ein Vogel, der noch ängstlich hin und her flattert, bis er fällt auf immer: „In allen Sinnen drängt's. Gott zieht Umsonst den Faden an, der lose noch An's letzte Ende der Natur Dich knüpft, Du denkst: gleich bin ich frei! und haust ihn durch." Ach ja! Den Faden zur Natur, daß wir ihn verlieren! Wie das letzte Gute in ihm sein mattes Auge aufschlägt. Wie wahr die Erkenntnis: „gleich bin ich frei! und haust ihn durch," gesagt unserem Zeitgeist und seinem übertriebenen Individualismus. Doch nützt das alles nichts. Er sieht den toten Winkel nicht und fühlt nicht, daß da der Sturm vorbereitet wird. Dann überkommt es plötzlich uns und schlägt ganz anders aus, als wir es planten. Nun steht es da auf dem Papier, und das raubt ihm die Einheit als Erzschurke auf immer; kann er dafür in die alten Wurzeln zurück? Gleich wieder das Sehnen nach der Einheit in einzig düsteren Lauten: Die mit der unerhörten Tat gewonnene Einheit ein mit dem Preise des Entsetzlichen bezahlter Unschuldszustand V. 3045 ff. „des Bewußtseins Kreis zerbräche," aber ein Unschuldszustand, welcher sich nicht auf Freiheit, sondern auf Erstarrung gründet. In dem Maße als Genovevas Bild noch reiner sich bewährt, mischt sich seine Verstandestätigkeit in seine Herzenssache, was bei seinem Endziel gar nicht anders sein kann. Schließlich überwiegt sie, und unter den fürchterlichsten Zuckungen

des aufgewühlten Innern werden die Kräfte des Gemütes vom Verstande an- und aufgefressen. Die Öde wird errechnet und V. 3055—57 ein Bild wie das des ewigen Juden stellt sich her — eine Erhabenheit, welche Schauder weckt. Das Böse in höchster Kraft wird immer errechnet; auch dies ein Beweis dafür, daß das Böse abgeleitet ist. Dieser ganze Prozeß, welcher die ganze Menschheit so gut wie derjenige Richards III. und derjenige Macbeths im höchsten Grade angeht, ist in jedem einzelnen Zuge dem Leben abgelauscht, ein Meistergebilde dichterischer Gestaltungskraft.

Turm — Genoveva — In einer Nische, in einige Kleider der Mutter gewickelt, das Kind — Ein Wasserkrug. . . . . . „Als hätt' ich Tod und Leben, Welt und Grab Und alles Wandelbare hinter mir, Als braucht' ich nur die Augen aufzutun, Um das zu schauen, was kein Mensch noch sah. Dann schrie mein Kind. O Gott!" Eine ergreifende Parallele zu ihren Zuständen in den ersten Akten: Dort auch „alles Wandelbare hinter sich", aber mitten im vielgestaltigen Leben ohne Kraft zu gestalten, daher schuldig; hier scheinbar dem Leben entnommen „alles Wandelbare hinter sich" nunmehr wirkend und gestaltend unter schwierigen Umständen: das letzte Stück des Kreislaufes, den sie vollenden muß. Die Erkenntnis der Notwendigkeit geht ihr auf; jetzt darf sie „alles Wandelbare hinter sich" haben, weil sie ihre, unsere Bestimmung erkannt hat, im Thon der Erde zu wirken. Nun machen wir mit ihr Stationen durch. Golo tritt auf, sie bleibt gelassen. Das Richtschwert: sie mag es nicht sehen; sie weihte einst ein Schwert, es wurde zerbrochen, damit sie in Schmach und Schande käme; sie wird aber seinen Anblick ertragen lernen, aus dem Eisen der Erde gemacht, ist es notwendig wie die Pflugschar. Siegfrieds Verrat wirft sie ganz nieder „Er hat mich so geseh'n, wie Gott mich sieht. In dieser Stunde fängt mein Elend an." Sie ruft seine reine Anschauung an, er hat sie schwer getäuscht. Wie handelt er ganz anders als er geredet. Ganz niedergeworfen vergißt sie wohl im Augenblick ihrer Aufgabe und bietet sofort ihr Haupt dar. Doch wird sie sich ihrer Aufgabe, der Pflege ihres Kindes, noch erinnern und es zu erfahren bekommen, daß es sich nicht so leicht stirbt. Mancher hat, von seinen Nachbarn und dergleichen aufs schwerste gereizt, schon stundenlang mit dem Tode paktiert,

dann abgeschlossen; ein Gedanke an ein Teures, das zurückblieb, und er kehrte um und wirkte. Golos Antrag, mit ihm zu fliehen, ruft sie ins Leben zurück. Wenn sie nun spricht von „des Leibes Schönheit, die zum Fluch ihr ward“, so ist das zu verstehen in dieser bitteren Lage. Aber die Stelle bewährt auch die Mangelhaftigkeit der menschlichen Anschauung. Denn diese ihre Schönheit wird der Anlaß, daß sie nach und nach zur Erkenntnis der Notwendigkeit geführt wird, sie wird Golo zur Führerin auf seinem Gange und endlich ist sie für alle die Gestalt, der sie, sie mögen wollen oder nicht, ins Gesicht schauen, mit der sie sich auseinandersetzen müssen. Daher scheint wohl Golo dramatisch im Mittelpunkt der Handlung zu stehen, Genoveva aber steht mit ihrer sittigenden Macht in der Tat in dem Mittelpunkte der Handlung, die Schönheit als Reizerin zur reinen Anschauung. „Auf der Szene stehen Golo und Genoveva ohne Anteil nebeneinander.“ Nun wer nur einigermaßen in die Handlung und ihre Idee gedrungen, der wird jenen Kritikern sagen, was später Hebbel auf einen ähnlichen Einwand Kühnes bez. Brunhilde und Siegfried antwortete, Golo ist ganz voll von Genoveva, wie alle ganz voll von Genoveva sind, am meisten Margaretha. Und nun ihr Kind. Das holde schlummert und mahnt sie an ihre Aufgabe. Aber wenn sie nur leben darf um den Preis der Schmach, so will sie lieber sterben, da der Gatte es befahl, das Kind wird an Fremden eine bessere Pflege finden als an den vertrockneten Brüsten der Mutter. Der Ausdruck einer das ganze Mitleid der Menschheit herausfordernden erbarmungswürdigen Lage und einer an Entsagung und Verzweiflung reichen Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, welche im herzzerreißenden Jammer sich abscheidet, um besserer Pflege Platz zu machen. Aber die Idee hat es noch anders vor. „Das Kind stirbt mit.“ Ein neuer furchtbarer Schlag. Der Vater will es so, der Bastard darf nicht leben; derselbe Vater, von dem sie eben sagte, ich liebe das Kind, weil es ihm gleicht. Ein harter Schlag, härter noch als der von des Gatten Verrat. Und nun bricht der ganze Mensch so menschlich schön hindurch: das Hängen an dem Leben; was hat das Weib in dieser Zeit vom Leben erfahren, und doch soll das Kind dem Leben erhalten bleiben als wäre es das Gut, der teuerste Schatz. Aber der Vater soll auch das Kind sehen — sein Ebenbild. Und um dem Kinde diesen Schatz

zu erhalten, der ihr so viel Bitteres gebracht, kniet die Heilige vor dem Schurken. Wenn das Leben solch ein hohes Gut, dann ist es nur um des Wirkens und Gestaltens willen, und dazu brauchen wir die Erkenntnis des Notwendigen. „Kannst Du küssen auch?" Um diesen Preis darf sie ein künftiges Leben nicht erhalten, so kostbar es sei; an dem ihrigen weiß sie was sie hat, an dem künftigen steht das, kommt die Preisfrage in Betracht, nicht so durchaus fest, daß sie das Kleinod, den Kern dieses ihres Lebens opfern sollte. Da überreicht er ihr das Blatt, das seinen Verrat enthält und zugleich mischt er Gift in den Wein. Aber sie reicht ihm den Wein nicht, sondern betet: „Führ mich nicht in Versuchung, Herr, mein Gott." Nach der christlich bestimmten Ansicht der Dinge und Menschen darf sie sich nicht rächen, hat doch der Heiland so schwere Schuld der Menschen getragen. Jenes Stück des Gebets und das Gebet selbst sind so hoch wie derjenige, der es zuerst gebetet hat, und in ihnen steckt ein Gehalt, welcher mit jeder Weltanschauung, auch der höchsten, derjenigen dieser Tragödie, bestehen kann, denn Christus ist weit hinaus über das Religionssystem, das sich nach ihm nennt. Sie darf und jeder darf so beten wie sie in solcher Lage. Ob sie mit dem Gebet nun den herkömmlichen christlichen Inhalt verband, ob das „Versuchung" sich auf „Rache" bezog? Jeder, welcher dem Charakter der Genoveva aufmerksam gefolgt ist, wird es ganz ausgeschlossen finden, daß sie in diesem Augenblicke wie überhaupt in allen Stadien ihrer Entwickelung das Gefühl der Rache empfunden hat, nicht einmal Haß. Bloße Floskel kann bei Genovevas und des Dichters Charakter das Gebet auch nicht sein. Wenn sie ihm den Wein gereicht hätte, würde das Schriftstück von Golos Hand sie vor allen glänzend gereinigt haben. Worin lag da die Versuchung? Nach meinem Gefühl in einer Richtung, welche mit der Weltanschauung dieser Dichtung in innigstem Zusammenhange steht. Wie weit sie dabei bewußt oder unbewußt handelte, darüber läßt sich streiten. Ganz allgemein gesprochen: Die Überreichung des Weines hätte Genoveva eine sofortige Verbesserung ihrer Lage geschaffen, eine Bequemlichkeit. Sie war nur um den Preis von Golos Tode zu erreichen. Wir werden an Golos Schwert erinnert. Und doch sind beide Lagen ganz verschieden. Dort konnte Genoveva halt! rufen; der Pfalzgräfin blieben noch genug Mittel, sich von

dem Lästigen zu befreien. Daß sie diese nicht in Anwendung brachte, war Schuld, da sie als Gräfin, Gattin, Mutter zu wirken hatte. Jetzt gießt sie den Wein aus. Sie fühlt, sie darf um den Preis von Golos Tod sich nicht befreien. Sie will den Tod ihres Peinigers nicht, also dauert die Peinigung noch fort. Die bringt ihr und dem Kinde den Tod; auf alle Fälle, falls der Tod nicht sofort kommt, neue Arbeit, neue Qualen, weitere Aufgaben, weiteres Wirken und Gestalten. Mit dieser Andeutung des Pragmatischen begnüge ich mich. Aus diesem geht hervor, daß das „Führe uns nicht in Versuchung“ sehr wohl seine erfüllbare Bedeutung in der Scheu vor dem Abwälzen von Unbequemlichkeit, in der Liebe zum Wirken findet, also positiv „Halte mich am Gestalten, Aufbauen, Herr mein Gott“, also nicht so sehr eine „sittliche“ Auffassung, als eine pragmatische im Weltorganismus begründete mit ausgezeichnet sittigender Wirkung. Nun zieht Golo das Fazit und findet „Man trifft sie, wie man eine Saite trifft! Die Antwort ist ein wunderbarer Ton. Durch's Foltern ward sie immer schöner noch, Vielleicht ist sie am schönsten, wenn sie stirbt.“ Da ist gleich die wunderbar aufbauende Gewalt, welche von der Gestalt ausgeht, in bestrickend schönen Lauten ausgesprochen, wie sie nur die Schönheit eingeben kann. Und nach den Worten sieht es aus als habe er die Gestalt geschaut. Aber Golo faßt das Geschaute immer nur in die Form, der Gehalt aus seinem Leben bleibt aus. Bei dem riesigen Stoff, der ihm vorlag, erst recht hätte die Gestalt ihn zum Gestalten anregen müssen. Die Macht der Gestalt erweist sich an ihm in all seiner Sprödigkeit und Verworfenheit insofern, als er auf die Einheit geht und es ihm um Erkenntnis zu tun ist. Aber wegen seiner Selbstsucht wird ihm die höchste Erkenntnis, die reine Anschauung, nicht zu teil. Ein meisterhaftes Gebilde von der Verrottetheit der Menschen, die sich aus Selbstsucht oder sonst einem dumpfen Trieb vor der Schönheit verschließen. Auch Siegfried redet schöne Worte von der Gestalt, aber ihm ist es gleich gar nicht um Erkenntnis oder gar reine Anschauung zu tun. In seiner Selbstbefriedigung in kleinstem Kreise ist er die Einheit, der man die Anerkennung versagt, denn ihr ist nicht die Marke des Kampfes aufgeprägt. Genoveva gießt den Wein aus: „Auf solche Taten folgt ein solcher Lohn!“ Es ist fast als sei er sich in diesem Augenblicke

auch nicht einer Spur von Egoismus bewußt — von einem Beschönigen seiner Taten vor sich selbst kann bei ihm durchaus die Rede nicht sein — und als trage er das Amt der Vorsehung, welche „keinem die Palme ungeprüft reicht", so sachgemäß gemessen ist der Ausdruck. Bemerkenswert, wie sich die Treffsicherheit seines Ausdruckes für die Lage und sein Verhältnis zu ihr steigert und geradezu plastisch rundet, nun es zu Ende geht und durchaus nichts mehr zu hoffen steht. Als komme er der reinen Anschauung immer näher. „Kaum, daß sie gehen kann!" sagt der gemeine Balthasar, wie eine Löwin umschlingt sie das Kleine, als einer der Knechte es tragen will. Diese ihre Abführung zum Henkersplatz nimmt sie stillgelassen auf sich. Sie kann nicht anders als glauben, daß es ihr letzter Gang ist. Auch Golo glaubt, nun hat sie die letzte Station hinter sich, wenn sie am „Richtplatz" ankommt. Denn er wird sich dann als den Verräter und Erzbösewicht vor Zeugen entlarven und Siegfrieds Richtschwert auf sich fallen lassen. Der kleine Monolog nach ihrer Abführung soll auch ein Fazit ziehen, aber aus seinem Konto. Dieses ist das reine Gegenglied zu dem Fazit aus ihrem Handeln. Dort „die Antwort ist ein wunderbarer Ton", hier eine schrille Disharmonie, zerstückt, zerpflückt, zerbrochen und verrückt, der Widerhall von dem zerschmetterten Krug, der Mißklang, der sein Inneres widerhallt. Die Disharmonie, weil er sein „Schurkenrecht" nun doch nicht bis zum höchsten Gipfel führen kann. Er muß sie frei geben. Und denkt nun an den schwachen Mann, der bald erscheinen und — die Blume von neuem am Knopfloch befestigen wird. Er muß erkennen, daß er auf diesem teuren Wege die Einheit nicht erringen kann, zum letzten fehlt dazu ihm Kraft. Da ist die zerrüttende Entzweiung vollständig, nun ist ihm das Leben, schon längst unerträglich, ein Ekel geworden, den er nicht mehr schlucken mag. Licht ward ihm in letzten Zeiten manchmal, nun wird ihm hohe Erkenntnis, ja wir müssen ihm den Ruhm lassen, sich gewissermaßen auf diese Erkenntnis erzogen zu haben, denn von einem gewissen Augenblicke ab trat seine Selbstsucht zurück und niemand glaubte mehr, daß es ihm darauf ankam, seine Lust am „Eheweib eines andern" zu büßen. Schlägt er sich in Genoveva aus Haß, weil er zerrüttet sein muß, so scheint er andererseits darum zu wissen, daß er zum Reizer Genovevas auf die Idee

bestellt ist, zu ihrem Führer zu der Erkenntnis der Forderung des Augenblicks, wie sie zu dem seinigen und dem aller in der Tragödie. Aber bald wird ihm die Erfahrung, daß seine eben gewonnene Erkenntnis noch nicht die höchste ist, noch nicht die Erkenntnis, daß er in der Tat nicht gewußt hat, wie es mit ihm steht. Sein furchtbarer Ausgang ist noch ganz anders als aus Verzweiflung geschehen aufzufassen, das bekommen wir zum ersten Male an Katharina zu sehen. Er verhöhnt sie grausam für ihren letzten „guten Rat", den sie auch jetzt noch aus greulichstem Egoismus und schlimmster Affenliebe gibt. Die hat „den Engel, den gar unbequemen Vetter", gewiß abführen sehen von einem Winkel aus und hat sich die Brust geschlagen und das Haar gerauft, aber das einzig Notwendige tat sie nicht. „Unschuldig" wie sie jetzt schreit, brauchte sie nur zu rufen und sich vor „dem Engel" auf die Knie zu stürzen. Aber eine Liebe, welche sie selbst liebte, hinderte sie daran. Wieder kann sich eine Person in der Dichtung nicht das abringen, was gerade die Besonderheit setzen und Öl für den Weltorganismus werden würde. „Zum Brunn' hinab."

Inzwischen gehen die andern ihren Gang, und die alles gestaltende Mutter-Idee fließt gelassen weiter, und wir werden wie bisher so jetzt besonders Zeugen ihres mit gelinder Macht zwingenden Fließens. „Ein grausam-wilder Platz" wo „halbverfaulte, Gerippe der Bauch von Schlangen wimmelnd" angetroffen werden, so zeichnet chsi dies Stück Natur in dem Gemüte dieser Menschen. Aber Selbstsucht hat den besonders habgierigen Balthasar den Umweg über die „Bärengrube" nehmen lassen, ohne die geringste Rücksicht auf den jammernswerten Zustand der leidenden Genoveva mit dem Kinde; Selbstsucht, die Eigenschaft, welche alle Personen dieser Tragödie an der Erkenntnis der Forderung der Stunde hindert. Und Hans ruft gleich „Halb Part!", um gleich darauf das Erbarmen der Katze mit der Maus, wenn sie sie losläßt, zu zeigen, wenn er von Genoveva, die sich auf einen Baumstumpf gesetzt, sagt: „Sie ist so still als wäre sie schon tot. Das dauert mich," oder wenn ihn „die Unschuld des Kindes" dauert. Aber noch einer hat die Schloßherrin wegführen sehen, das „Menschentier", der „tolle" Klaus, und die Stimme der Natur hat in ihm gesprochen, und wäre es zunächst nur in einem Gefühl von Dankbarkeit für die holde Frau, welche ihn aus der Wildnis in

ein Heim gebracht. Er sucht zunächst dem Kleinen die Lage möglichst freundlich zu gestalten und ihm diesen neuen Raum auf dieser Erde von seiner besten Seite zu zeigen, durch schöne Blumen auch dieses „grausame wilde“ Stück Natur in seinen Sinn zu schmeicheln. Die Henker aber macht er auf die Zeichen des Himmels aufmerksam; die erschrecken auch darob, und holen sich den traurigen Mut zu ihrem Henkeramt erst wieder aus der „Tafel der Gebote“, die auch den „Ehebruch“ verbieten. Aber ein jeder hat seine Stunde, und keinem schlägt sie voll aus, welchen nicht der abgemessene Ton des Pendels und der ruhige Gang der Zeiger mit dem Glockenzeichen an jeder Station, endlich der tiefe Atemzug des Aushebens vor dem Ausschlagen mahnte. So haben die in ihrem „Mitleide“, den Zeichen des Himmels, jetzt endlich wieder in der Abneigung den Urteilsspruch zu vollziehen, Mahner und Warner gefunden, welche sie auf die Erkenntnis dessen, was diese Stunde von ihnen will, hinweisen. Sie wollen die Ausführung der Hinrichtung auf den „Tollen“, den „Narren“ schieben. Wieder Untreue und Selbstsucht. Das „schieben's auf den Klaus“ klingt fast wie Schuldbewußtsein. Der Böse hat für nichts einen so feinen Geruch als für die Unschuld; seine Witterung für seines gleichen und dessen Eigenschaften ist, so lange es sich nicht um „Halb Part“ handelt, die allgemeine, aber er fühlt ganz genau, wo es sich um Würgen der Unschuld handelt. Nun kommt die vorletzte gräßlichste Station: um dem Kinde das Leben zu erhalten und zu rechtfertigen, daß sie dem Gemahle allerdings Verzeihung gewähren kann, reinigt sie sich vor dem Auswurfe der Menschheit von einer Schuld, die sie nicht beging. Dabei zugleich in der Verteidigung ihrer Frauenehre dem schönen menschlichen Zuge zum Leben und zur Erde folgend, welcher Antigones und ihrer reinsten Folgerin, Agnes Bernauer, Scheiden von der Erde unter ganz anderen Umständen besonders noch verklärt. Diese Henker glauben ihr natürlich nicht, hat doch Golo gegen solche „gift'ge Fabeln“ vorgebaut, und finden in diesen von einer qualvollen Lage abgepreßten Lauten reiner Weiblichkeit nichts als die gemeinen Versuche, sich der „Strafe zu entziehen“. Das fordert ihre „Tatkraft“ heraus. Dem Narren das Richtschwert! So gebührt sich es in dieser Narretei. Menschen haben schon oft dies Schwert geschwungen, gelenkt hat es das Schwergewicht in den Tatsachen. Letzter Augenblick für Hans: Klaus schwingt

das Schwert in drohender Stellung und ruft „Du sollst nicht tödten!“ Hans besteht auf seinem Schein; der aber ist falsch; nun hat er es; statt Genoveva durchsticht ihn der Tolle: „Ew'ger Gott, bist Du's?“ ruft tief erschüttert Genoveva, und wir halten den Atem an ob der Nähe des Heiligen. Sie rettet Balthasar das Leben vor dem wütend eindringenden Narren. Man sollte nicht glauben, daß zwischen Hans' Tod und dieser Lebensrettung noch mehr als eines Augenblickes Atemholen läge. O eine Welt liegt da! Balthasar ruft dem Tollen zu, dessen Wort im Munde umdrehend „Du sollst nicht tödten, und Du tödtest selbst?“ Das ist es eben. Klaus würde Hans nicht tödten, wenn es nicht eine Forderung der Notwendigkeit wäre. Er verletzt also das Gebot nicht. Das sagt vier Dinge: zum ersten Klaus ward in diesem Augenblicke vom Strahle der reinen Anschauung getroffen und gestaltete in der Erkenntnis des Notwendigen. Das trifft Genoveva so mit heftiger Gewalt der reinen Anschauung, daß sie unmittelbar aus diesem die alles gestaltende Idee hervorleuchten sieht: „Ew'ger Gott, bist Du's?“ Sodann Gebote müssen ihre Erfüllung finden im Geiste der Wahrheit. Was aber Wahrheit ist, sagt uns die reine Anschauung. Ferner Balthasars Zwischenruf bedeutet auch für ihn den Tod, denn er hat das Notwendige noch nicht erkannt und wird sich seiner Durchführung widersetzen. Diesmal steht Genoveva nicht starr wie Golos wahnsinnigem Liebesrausch gegenüber und bei Dragos Ermordung. Sie fährt dazwischen und rettet dem Knechte das Leben. Den aber läßt der große Augenblick gemein und damit endlich bringt die Idee zum Ausdruck, daß ihr nichts Feindliches auf Erden und in der großen Natur überhaupt ist, daß sie in allem lebt, webt und ist, und wir erleben es, daß sie, wie sie eines Klaus sich bediente, einen Balthasar noch einige Augenblicke braucht, um ihn dann aufzugeben. Für den war der große Augenblick ein letzter Ankergrund, welchen er nicht erkannte, seine schwere Schuld. Auch darin offenbart sich die große Idee, daß der um einige Grade noch gemeinere Balthasar Hans überlebt, welchem der große Augenblick sich vielleicht eingebildet hätte; auch hat er ja gerade Bedauern mit Genovevas Lage und der Unschuld des Kindes gehabt. Und doch hat er nichts gewirkt! Darum verflucht! Das führt uns in ein wunderbares Mysterium der Natur im Menschenleben. Was da nicht gestaltet, ist böse; eine Stufenleiter haben die Menschen für ihre Zwecke erfunden, die

große Idee und ihr Ausdruck, die Natur, wissen nichts davon. Genoveva aber erkannte das Notwendige, als sie sich zwischen Klaus und Balthasar warf. Ihr „gutes Herz“, ihr „frommer christlicher Sinn“, oder gar „ihr Gewissen“ kommen nicht in Betracht, jedenfalls nicht als ausschlaggebende Faktoren. Sie waren in allen den Fällen auch nicht vorhanden, wo sie das Notwendige nicht erkannte und schuldig ward. Wären jene Gefühle die Treiber, so hätte sie ganz anders gesprochen, die Heilige hätte ganz andere Akkorde ihrer Harfe entlockt. Was aber sagt sie? „Ich rettete das Leben Euch — Bringt Ihr mich um?“ Die eben noch die jüngsten Ereignisse abschloß mit dem „Ew'ger Gott, bist Du's?“, schreibt vor die neuen: „Ich will leben!“ Leben! Was das aber heißt, ermißt sie sofort mit der Witterung des durch's Leben für's Leben geschärften Instinktes. Auf Balthasars „. . . . . Nimmermehr dürft Ihr in's Schloß zurück!“ ruft sie so rasch „O immermehr! Dort harret mein, was schlimmer ist, als Tod.“ Zunächst Golo mit seinen Peinigungen. Daß sich dessen Bild mit Schreckenszügen eingeschrieben, ist begreiflich. Aber seine Absichten sind doch nunmehr zu vernichten. Auch wäre Siegfrieds Rückkehr wohl zu beschleunigen und der Sachverhalt aufzuklären. Unmöglich wäre das nicht und damit, da Genoveva als gute Christin doch verzeihen wird, der Anlaß zu einem Familienfreudenfest gegeben, bei dem der Kleine wohl einen anderen Namen bekommen wird als „Schmerzenreich“. Das Leben in der Fülle seiner Erscheinungen birgt auch solche reine weiße Blasen. Die Strudel zu verfolgen, welche sie aufwerfen, ist auch des Schweißes der Edlen wert. Aber die edelste unter den Unsterblichen, welche die tiefsten Blicke in das ganze Weltall getan und darum einer jeden Handlung Ausgang nur mit gewaltigen Aussichten gibt, die tragische Muse, bannt nicht das Lachen, den Humor, welche Gottes sind, aus ihrem Gefolge, wohl aber vom Wochenschluß, dem jüngsten Gerichtstag, und sie verzichtet da nur auf die Tränen und das Blut, wenn sie in einem Leben voll von Entsagen und lohnlosem Wirken stündlich rinnen. Dies noch der Preis, um welchen der Tod abgekauft wird. Genoveva hat dem Gatten verziehen, aber sein kann er ihr und sie ihm zunächst nichts mehr; sie ihm jetzt gewiß das Rührstück, das Händeringen, Tränen und schöne Reden hervorruft, dann wird es, in Gold gefaßt, vergessen und bei besonderen Anlässen

hervorgeholt. Diese Gestalt aber muß wie alles Schöne sein und in aller Personen der Handlung Leben und unser aller Leben quellen. Darum muß Genoveva — unsere schwache Anschauung verlangt es — ihre Schönheit durch Wirken für sich und ihr Kind so gestalten, daß diese Schönheit für jeden ein Lebensquell werden muß. Wie die Verhältnisse lagen, war das nur möglich so, wie es geschieht. Was war das Leben ihr, als sie in's Kloster sehnte, was ist es ihr, wie sie den Wald sucht. Daß, wenn die Stunde schlägt, so oder so die Schönheit geschaut wird oder ihr Bild sich langsam aber sicher den Menschen einbildet, dafür wird die Idee sorgen, welche Bewegung und Formen in allem ist. Was dem einen Zittern und Beben der Kreatur ist, weil er des Judaslohnes verlustig geht oder gar für seinen elenden Schädel fürchtet, ist für das Kind der höheren Erkenntnis Entschluß voll Leben und Wirken. Und wenn der gemeine Selbstling noch den Bettel seines Lebens zusammenrafft, um zu zerstören, schießt das Kind der reinen Anschauung auch sein Letztes und Bestes ein, um zu gestalten am Weltorganismus, das „Wirf weg, damit Du nicht verlierst" des Dichters erfüllend. So findet der welterschütternde Erlösergedanke, der Christus am Kreuz, in der Idee von Friedrich Hebbels Dichtung Genoveva seine höchste Erfüllung.

Während die Schönheit der Natur zurückkehrt, um sich neu zu kräftigen für ihr Wirken unter den Menschenkindern, bangt und ringt der Natur einst hoffnungsreicher Sohn um die Erkenntnis und das Ende. Dort wo er sich richten und das Menschenkind lösen wollte, wartet er und harrt der Stunde. Nun harrt der Rechenkünstler, und je länger er dasteht, steht der starke Trank des hochgemuten Vorsatzes ab, bald ekelt ihn der abgestandene, und, bebend, daß die Rechnung nicht stimmte, erzählt er sich ein Märchen vor, daß Natur und Kunst identisch setzt, die er bisher vergebens sich bemühte zu vereinigen, aber nur im Traume gleichsam, dumpf vor sich hinbrütend, seiner unbewußt; wie sollte ihm auch plötzlich werden, was nur Zeugnis reiner Anschauung sein könnte. Getreu seiner Vornahme, sich zu treffen, wenn er Genoveva trifft, das Gute in ihm zu schlagen, um sich wehe zu tun, muß die echte Reue „die Missetat, die sie verdammt nachdem sie erst halb getan, ganz tun, und bläst in's Höllenfeuer, statt es feig mit Tränen auszulöschen, selbst hinein". Denn das muß dem Wesen, das der Grimm der

Reue anfaßt, entsetzlich wehe tun, so gegen sich zu handeln. Er müßte also Genoveva morden lassen. Indem er alles nur auf sich bezieht, offenbart er wieder seine Selbstsucht; indem er Böses tut, obgleich es ihn schmerzt, handelt er gleichsam im Namen der Idee, Genoveva zu prüfen und zum Gestalten zu reizen, also sachgemäß. Vielmehr aber will er Genoveva lösen durch seine Hingabe; da findet er, daß es für das Erbarmen mit ihm zu spät ist nach solchen Taten, daß er den innern Ekel durch neue Schuld nicht steigern kann d. h. in die alten Wurzeln kann er nimmermehr zurückkriechen. Das Letzte auf der „Schurken"-Bahn zu tun, hat er nicht die Kraft, aus ist es mit der heißersehnten Einheit, er pendelt in der öden Mitte und wird ausgespieen. So stößt er das Leben von sich, und dieses Leben hat keinen Preis mehr. „Das ist Dein Ende, Trotz!" Doch bleiben ihm noch zwei Trostgründe: mit allen seinen Taten hat er es dahingebracht, daß „Gott ihm recht tat und Gott allein recht hat!", und daß er mit „sich selbst bekannt" geworden ist, „ich weiß jetzt, wer ich bin". Das ist Erkenntnis, nach der er rang; aber mit beiden Erkenntnissen ist er noch nicht fertig. Der ganze Monolog eine wahrhaft plastische Darstellung der in Golo geschehenen Verkehrung, der Verwerfung, dem Resultat der in ihm vorgegangenen Revolution. Endlich erfährt er durch Balthasar die Ermordung Genovevas. Balthasar weidet dabei die letzten fetten Anger seiner Selbstsucht ab, wobei er, wie so oft der Böse, wider Willen humoristisch wird, da er Golo zu fangen wähnt, der sich längst selbst gefangen. Nachdem Balthasar noch einmal den verlogenen Herold schlimmster Taten gemacht, vollzieht Golo das gerechte und doch so ekle Henkeramt an seinem Helfershelfer. Doch außer sich vor Schmerz, daß es mit seiner Berechnung nichts war und er die Ermordung der Unschuld durch seine maßlose Selbstsucht verschuldet hat, verliert er die eben gewonnene Erkenntnis gleich wieder und knirscht gen Himmel „Du! Du! Ich nehm' mein Wort zurück! Das ist nicht recht!" Er irrt sich. Es ist so gekommen wie er gewollt, und noch besser. Genoveva wird zu einer geläuterteren Anschauung und zu einem immer tieferen Wirken, er zu einem letzten Aussichtspunkt und Siegfried und Caspar vom aufdämmernden Sehen zum klaren Blicken geführt. Gott hat immer recht, muß immer recht haben, denn er ist nicht der eingebildete Popanz im Jenseits, mit dem man bald

schön tun, bald schmälen, bald gleichgültig sich stellen kann; er ist die alles gestaltende Idee, die in allem lebt und webt und ist und in der wir leben, weben und sind, der wundervolle Fluß in allem Geschehen. Schon hat dieser Fluß, er ist so einzig unbegreiflich wundervoll, in seinem Fließen so ganz leise mit gelindem Zwingen, was unten floß nach oben bewegt. Von dem fahlen Zwielicht der Sonne bald hier bald da behuscht, ist der Graf in seine Marken eingeritten, hat sein Gebiet in unstet galoppierendem Ritte durchquert und voll banger Erwartung das stolze Erbteil seiner Väter betreten. Gleich wirft sich vom Brunnen her die aufgelöste Katharina verzweiflungsvoll dem Grafen vor das Pferd, dessen Tritt ihren Schädel spaltet. Das war ein grelles Aufleuchten, das auch die stolzeste Sicherheit ins Schwanken bringen mußte. Dann der Maler, welcher gleich dem Herrn das von der Gattin bestellte Bild des Gatten überreicht. Endlich der am Richtplatz liegende Knecht, von dessen Tod der Hausmarschall keine andere Rechenschaft gibt als „Ich warf Euch diesen Knecht zu Boden . . . . . Macht Euch bezahlt." Aber er rührt das von Caspar gereichte Richtschwert, „sein Schwert" nicht an und spricht zunächst ruhig gefaßt: „Ich strafe niemals einen Menschen mehr, Seit ich in's Innre der Natur geschaut. Auch sie, wenn sie noch lebte, stürbe nicht." Diese Erkenntnis kommt sehr rasch; trotzdem steht sie fest und ist ehrliche Überzeugung. Der „Blick ins Innre der Natur" tut sich oft plötzlich auf und ist deshalb nicht weniger tief. Das lag schon alles unten und ließ den Gatten schon beim Abschied die Gattin „sehen wie sie war"; noch aber erfaßte es den ganzen Menschen nicht, es war weit entfernt vom Schauen. Aber es gibt Stunden, welche den ersten Farbenschmelz, die Reife, die im Innern langsam gekocht war, mit einem Male heraustreiben. Und wenn er wieder so besonders schön und uns, abgesehen von unserem Wissen, aus dem Herzen redet, wir fühlen jetzt, es ist ein fester Grund gelegt, und, da die Gattin nicht zurückkehrt, kann das Sehnen nach der Schönheit eine letzte Reife zeitigen. Der große Dichter und Menschenkenner verkennt das Bedürfnis nach langsamem Ausreifen des Menschen so wenig und ist so wenig überzeugt von der Wahrheit, daß einer einmal bekehrt, nun ununterbrochen aufwärts klimmt, daß er den Grafen noch lange nicht in abgeklärter Reine zu dem Henkersknecht Balthasar sprechen läßt. Dem Golo aber gibt der

verwaiste Mann die Anwartschaft auf „Hab und Gut und Pfalzgrafschaft und Stand“ und — — „Urlaub, vielleicht daß Du vergessen kannst“. Dann geht er langsam ab — ohne Abschied. So scheidet er sich nicht ganz gebührend von der „treuen Männerbrust“ des Golo; mehr Anschauung aber war zunächst nicht möglich. Golo aber, der nur mit Mühe von Caspar durch Hinweis auf den leidenden Zustand des Grafen und durch sein Versprechen „Genoveva zu rächen, wie er sie rächen würde, wenn ich ihm die Untat beichtete“ von der heftigsten Selbstanklage zurückgehalten wird, steht auf das tiefste durchschüttert da. Sein Herr, einst sein Ideal, durch dessen Taten Aufzählung statt Vaterunser und Avemaria er einst von seiner verderbentragenden Leidenschaft sich zu heilen versuchte, läßt ihn ohne Lebewohl ziehen. Dann vollzieht er an sich das furchtbarste Strafgericht: er sticht sich beide Augen aus. Den zweiten Teil des Strafgericht, den Blinden, nackt an einem Baum gebunden, den „Ebern, Bären, Schlangen, Aaren preiszugeben“, erspart ihm Caspar, indem er ihn tödet. Die Einheit und die Erkenntnis wie sie vorgetäuscht verschwunden, dafür verzehrt der Feuerstrahl der reinen Anschauung, daß alles eitel und nichtig und zu spät zum Gestalten, sein Irdisches, und die Idee, sein Juwel, kehrt zur Mutter-Idee zurück. Nun es Erkenntnis war, wenn möglich die reine Anschauung, die ihm „der Kind und Mann“ zugleich V. 77 notwendig, nun er das innere Auge nicht aufgeschlagen, wie es notwendig war, auch nicht einmal das versucht, was dazu führte, die Selbstsucht gebändigt, reißt er sich die leiblichen Augen aus: „Die Augen hier, die viel zu viel auf sie und viel zu wenig auf den Herrn geschaut“.

Die Tragödie hat die Handlung, welche in der Legende von der „heiligen Genoveva“ steckt, ihrem Gehalte nach vollständig erschöpft; ihr Ausgang läßt darüber keinen Zweifel, wie dies Spiel gemeint ist. Wir tragen, tief erschüttert und gehoben, diese Dichtung in unserem Herzen. Wenn nun trotzdem der Dichter 1852 in Kühnes „Europa“ ein „Nachspiel zur Genoveva“ erscheinen ließ, manchem Wunsche nachgebend, vor allem menschlicher Hülfsbedürftigkeit entgegenkommend, so war das an sich nicht notwendig und daher ein Beginnen, daß besser unterblieben wäre. An diesem Urteil ändert sich auch nichts, falls „der Dichter selber schon früher daran gedacht“. Es ist daher nur zu sagen,

daß das Nachspiel in jeder Hinsicht sich würdig an die Tragödie anschließt, zur Schönheit im ganzen noch manche Schönheit im einzelnen bringt, die Idee der Tragödie wunderbar widerspiegeln hilft. Genoveva erscheint uns wie eine weise Frau, welche tiefe Blicke in die Natur getan, und in dem sittlichem Einfluß auf ihr Kind dürfen wir ihr Wirken und Gestalten in sieben langen Jahren vor uns sehen wie in der nackten Tatsache, daß sie sich noch des Atemholens freuen darf. Wie ist Natur und Leben zweier Menschen Zuchtmeisterin auf die Erkenntnis der Forderung des Augenblicks geworden, Wegweiserin zur reinen Anschauung. Das Kind ist aber heute unruhiger als je, und leicht verwirrt es die gewohnte Erscheinung; es fühlt es, ein Ungewöhnliches tritt in seinen kleinen festgefügten und doch so reichen Kreis, der auf wohlgeordnetem Grunde sich leicht erweitern läßt, und noch nicht Geschehenes will erblickt werden. Reich muß diesem Kinde der Bronnquell mütterlicher Liebe, in dem doch alles beschlossen liegt, geflossen sein, Erfahrung und Erkenntnis und jegliche Pflege mit sich führend, daß dieses Kind bei dem Gebote aller Gebote fragen kann: „Wer ist mein Schuldiger? So lange schon versprech' ich, Daß ich ihm seine Schuld vergeben will." Die Antwort kann ihm die Mutter nicht gleich geben, sie gibt sie ihm alsbald durch die Tat. Pfalzgraf Siegfried kommt auf die Jagd in diese Gegend. Sehr gebeugt unter der Last eines Geschehnisses, dessen Urheber er war, und von dem er sagt: „Ob ich ihr nicht zu viel gethan, es blieb Ja Alles dunkel bis auf diesen Tag. Caspar, Ich hab' mich furchtbar übereilt!" und „Wer eine solche That Befiehlt, der soll sie auch mit eig'ner Hand Vollzieh'n, wem Gott die Kraft dazu versagt, dem zeigt er an, daß er den Spruch verwirft." Nun hofft er noch auf seine wackere „Männerbrust", den Golo, ob dieser ihm von der Toten erzähle. So ringt er in bangem Harren nach Erkenntnis des Geschehens, das sein ganzes Leben in Besitz zu nehmen droht, und damit nach Erkenntnis des Geheimnisses dieses Lebens überhaupt. Aufgegangen war ihm bei der Rückkehr vor sieben Jahren schon viel; nun hat er Kopf und Herz um Weiteres zermartert. Was hinter dem Geschehen, der einzelnen „Erscheinung" steckt, ahnt, fühlt, kündet fast jedermann, „die Amseln plappern's aus" — das stille Fließen des wundervollen Flußes mit dem gelinden Zwingen. So kann es einmal kommen, daß

der Graf vor dem entschleierten Bild steht, und Entsetzen ihn ganz niederwirft. So zieht der treue Caspar, welcher selbst an dem Geschehen schwer zu tragen hat, Mord überdies, „begangen an einem frommen Knecht“, sich vorwirft, Falte um Falte den Vorhang weg. Und wie vor dem niedergedonnerten Grafen aus diesem Erkennen irdischen Erscheinens die höhere Erkenntnis dessen, von dem alle Erscheinungen ein Gleichnis, sich aufrichten will, erscheint Genoveva, ihm das Rätsel zu künden. Nur einem Dichter von der Bedeutung Hebbels war es möglich, die Arbeit darzustellen, welche dies Wiedersehen dem Siegfried verursacht und verursachen muß. Aber auch so noch werde ich das Gefühl nicht los, es ist besser, der Zuschauer oder Leser zeugen nach dem fünften Akte nach ihrer Lebenserfahrung solche „Versöhnungsszenen“ selbst oder sie ersparen sie sich, je nach dem der Erdensaft ihrer Lebenserfahrung ihnen mundete. Die Hauptsache bleibt, daß wir es Siegfried glauben können und müssen, daß ihm die höhere Erkenntnis aufgeht und daß sich an Genovevas schlichtem Worte seine reine Anschauung erbaut und kräftigt: „Ich habe viel gelitten, es ist wahr, doch dieser Augenblick macht alles gut. Ich nehme Dir die Schmerzen ab um mich, Du mir die Angst, die Qualen um mein Kind . . . . .“ Da spricht die Frau das Ideal bescheiden-anschaulich aus in dem Worte „Kind“, Wirken und Gestalten, darin liegt alles beschlossen. Siegfried hat das Letzte erfahren, was ihn und seine Anschauung für alle Zukunft feit, die Schönheit erschien ihm so, daß er sie schauen konnte und mußte, nun wird ihm zu seinen Aufgaben noch die bedeutendste, Menschen zu erziehen und zu bilden. Und da fängt er gleich an sich an. Die Mutter leitete das Kind zu seiner tiefsinnigen Frage, der Vater, von der Gattin zart geführt, gibt Antwort durch seine Persönlichkeit — alle Schönheit wirkt Personen bildend. „Und vergieb mir meine Schuld wie ich dem Golo.“ Da wird denn noch einmal nachdrücklichst die Selbstsucht, die sich der reinen Anschauung entgegenstemmte, aufgehoben. Nun weiß das Kind, wer „unser Schuldiger“ ist — es wird es genauer noch erfahren, wer, unter welchen Umständen und mit welchem Abringen oft verziehen wird. Dieser Augenblick leuchtet in das Kind hinein und läßt Ströme des Lebens quellen, die Schönheit erschien auch ihm von neuem und legte Grund zu der Persönlichkeit. „O gewiß, Du kannst das Vaterunser beten!“ So tief der Aus-

ruf; aus Tiefen, in die wenige der Sterblichen geblickt, in welche dieses Weib geschaut, klang der Laut empor. Und er schließt ein ein Leben voll der Kunst des Schaffens, sonst zerfließt das Gebet in leeren Schall. Was ist Gebet? Gebet ist erstes Händeregen zum Gestalten. Wir werden ganz Idee, und sie taut ihren Saft in unsere Seele, drum „falten wir die Hände“, auf daß wir formen. Und wie der ehrliche Caspar die eine Ader der Tragödie in dem Worte leben läßt „Ermorden wollte sie der Golo nicht“, so zwingt das warme frische Blut der andern Siegfried einen Laut auf die Lippen, in dem sich Vergangenheit und Zukunft an der Stätte der Gegenwart treffen: „Ich hoff' sogar, das Du mir bleiben wirst!“ Die Verschämtheit der Schuld und die sich mächtig regende Kraft des Gestaltens bauten an diesem Naturlaut. Hab' keine Angst, Du armes Menschenkind, in wenig Tagen verlierst Du sie, um sie erst recht für's Leben zu besitzen. Und ebenso Ihr alle, arme Menschenkinder, die Ihr jetzt von neuem die Schönheit erblickt und sie emporheben wollt, sie bleibt Euch als Leben spendender Fluß für euer Leben, auf das Ihr sie wirket und gestaltet in eure Taten. Denn dieses Weib — — — fährt nicht gen Himmel, sprengt auch nicht vor Maulaffen feilhaltendem Troß auf feurigem Rosse in den lodernden Scheiterhaufen, sie geht aller Vergöttlichung, soviel an ihr liegt, und Verheiliglichung wie ihr großer Meister aus dem Wege; sie stirbt in wenigen Tagen, die Natur heischt sie als reif, im wohlbekannten Raume unter Euch Knieenden und läßt Euch in diesem Kinde ihr Bild und ihr Werk für euer Arbeiten zurück, auf daß Ihr durch Wirken zur reinen Anschauung entgegenreift für das letzte Gestalten.

Maria Magdalene.

Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten.

Gedichtet zwischen dem 10. März und 4. Dezember 1843.

Die enge Häuslichkeit des in der Maßlosigkeit eines strengen und beschränkten Ehr- und Tugendbegriffes sowie einer herzverhärtenden Rechthaberei scharf bestimmten Tischlermeisters Anton, welcher mit der ehernen Autorität eines allezeit selbstsicheren Gesetzes über eine weichherzige Frau, anmutige Tochter und einen leichten Sohn herrscht. Über diese selten von einem Sonnenstrahle bewärmte Familie bricht das Schicksal, welches schon lange die starre Maßlosigkeit des Alten belauert, herein: der einem froheren Lebensgenusse nur zu geneigte Sohn Karl wird als Dieb aus dem Hause geschleppt. Die eben nach langem Krankenlager von ihrem ersten Kirchgange zurückgekehrte Mutter fällt wegen der Schande ihres allezeit gehegten Lieblings tot auf der Diele nieder. Die Tochter aber wird zugleich mit dem in seiner gemeinen Denkweise sich fortschleichenden Bräutigam Leonhard des Wiederherstellers ihrer ihm anvertrauten Ehre und damit nach Auffassung des ungebeugten Gesetzesträgers des einzigen, *seines* einzigen Lebenswertes beraubt. Zwar stellt sich die Unschuld des Sohnes alsbald heraus, zwar erscheint der edeldenkende frohgemute Jugendfreund Friedrich, von dem sich das unselige Mädchen verlassen glaubte, um mit seiner Hand der inniggeliebten ein schönes Heim anzutragen. Aber gerade hierin ist sie ganz Tochter ihres Vaters: erst hat der Zorn über die immer wieder aufsteigende heiße Neigung zu dem scheinbar Ungetreuen die Hingabe des schönen Mädchens an den ungeliebten, von der Mutter begünstigten Schreiber Leonhard in einem sinnverwirrenden

Augenblicke bewirkt. Sodann hat der das Geld Meister Antons errechnende herzlose Streber jene Vorwegnahme ehelicher Rechte mit dem Scheine einer berechtigten nach gewissen Volksansichten erlaubten Forderung zu umwanden gewußt. Nun bleibt dem von Lebenslust und innigster Liebe vergoldeten Antrage des Sekretärs Friedrich von der Tochter des ehrenfesten Tischlermeisters nach ihrem Charakter und Temperament nur eine Antwort: offenes Geständnis. „Darüber kann kein Mann hinweg.“ Zwar korrigiert der die Lage Klaras nicht gleich ganz überschauende und von dem Augenblicke verwirrte junge Mann sofort das wider Willen entwischte böse Wort — zu spät. Schon die tiefe Art dieses Mädchens, welche nicht daran denkt, „es listig zu verschweigen und erst dem Manne in einer Stunde süßer Vergessenheit in Ohr und Seele zu schmeicheln“, bereitet sich nimmermehr auf solchem Auswege Versöhnung. So tritt sie schweren Schrittes über Leonhards Schwelle, um von dem Elenden eine bittere Ehe zu erflehen und so den Vater vor einem „Schnitte in die Kehle beim Rasieren“ zu bewahren. Der Lump, welcher in den paar Tagen mit der Nichte des Bürgermeisters angeknüpft hat, fragt sie, der Antwort sicher, ob sie ihn liebe, und versteckt sich bei seiner Ablehnung hinter ihrer ungeheuchelten Abneigung. So von allen aus der Welt gedrängt, von dem freigelassenen Bruder, welchen der Sturm von den Schlacken reinigen und einer ersehnten Zukunft entgegenführen wird, über seinen neuen Plänen in ihren schon fast irren Reden nicht beachtet, bleibt ihr nur noch der Gang zum Brunnen, um den starren Alten vor dem Äußersten zu bewahren. Dem von dem Duelle, wo er dem maßlos ehrgeizigen Streber den Lohn gegeben, zum Tode verwundet zu dieser Schädelstätte der Maßlosigkeit rückkehrenden Sekretär wird die Aufgabe, seine eigene in einem verlorenen Augenblicke bewiesene Maßlosigkeit auszumessen, dem Meister Anton den letzten Gang der Tochter auszulegen und die echten Edelsteine von den Kieseln zu scheiden. Der Alte aber sucht mit einem „Ich verstehe die Welt nicht mehr“ vor der entstellten Leiche der überzahlenden Tochter in seiner Weise die Maßlosigkeit seiner Ansichten und Handlungen noch weiter zu stützen, und wird weiter leben, ein verwitterter Stumpf, ein Wahrzeichen seiner Stadt, wie schwer es ist, „dem Trotzigen, noch spät im Alter zu lernen die Weisheit.“

Es lag allerdings in einer Tragödie, wo „der Alte“ und „die Jungen“ mehr oder weniger schroff mit ihren Ansichten sich gegenüberstehen, nahe genug, die Idee dieser Dichtung in dem Kampfe einer hart und starr gewordenen alten Welt„anschauung“ mit einer ein neu anbrechendes Zeitalter verkündenden milderen Ansicht der Dinge und Menschen zu finden. Nehmen wir noch dazu eine hier und da zu findende Meinung, der Dichter habe, wie in „Genoveva“, so auch hier „die Heiligkeit der Ehe angreifen“ wollen, so haben wir beisammen, was nach dieser Richtung dem „reformistischen Prinzipe“ des Dichters nachgesagt worden ist. Es soll nicht bestritten werden, daß die erstere umfassendere Ansicht von der Idee der Dichtung, geht man dem ungefähren Sinne der Worte nach, einen Anschein von Wahrheit auf Grund mancher Stelle und manches Charakterzuges für sich beanspruchen kann. Auch den gewichtigen Einwand, daß ja in jeder echten Tragödie zwei Weltansichten, wenn nicht -anschauungen aufeinander platzen, weise ich ab, denn gewiß kann der Dichter, was immer und überall von Gattung wegen geschieht, einmal in ganz besonders ausgezeichneter Weise tun, wie denn Hebbel selbst in den Nibelungen jenen Kampf mit gewaltigster Perspektive gezeichnet hat. Nur dünkt mich der Ausdruck „Weltanschauung“, „Weltansicht“ usw. vom Standpunkt der Idee einer Tragödie aus zu hoch gegriffen, in welcher der Dichter, wenn er das gewollt, einen ganz anderen Gehalt an geistigen und sittlichen Kräften entwickelt hätte. Auch dünkt mich der Ausdruck „neu anbrechendes Zeitalter“, „messianische Tendenz“ vergriffen für eine Ansicht der Dinge und Menschen, die zu allen Zeiten gewesen und sein wird. Zu allen Zeiten ist in entscheidenden Lebenslagen einer verhärteten Lebensansicht eine mildere Beurteilung irgend eines Vorganges entgegengetreten. Man kann ferner doch nicht gut einer Lebensansicht, welche mit eiserner Strenge zum Berufe und zur Sparsamkeit anhält, die Lust einmal einen über den Durst zu trinken, Kegel zu schieben oder Karten zu spielen als Vertreterin einer gleichberechtigten Ansicht von den Dingen dieser Erde gegenüberstellen und dem Vater Anton zumuten, mit solchen Anzeichen „neu anbrechender Zeit bei der Jugend“ zu paktieren. Hätte der Dichter solches gewollt, so hätte zur Hobelbank des Vaters ein leidenschaftlicher vorwärtsdrängender Bildungstrieb des Sohnes, zur

Neigung der Tochter zu dem feingebildeten Sekretär der Befehl der Eltern, bei ihresgleichen zu bleiben und den Schreiber Leonhard zu ehelichen, das Gegenglied besser abgegeben. Aber überall merken wir vielmehr, der Dichter hat auf solche Punkte gar kein Gewicht gelegt bezüglich ihnen den Platz angewiesen, der ihnen gebührt, wenn eine ganz andere Idee durch den Körper dieser Dichtung fließt. Endlich aber hat der Ausgangspunkt der ganzen Dichtung, der Fall Klaras, gar nichts mit einem Kampf zweier Weltansichten, noch so milde den Ausdruck gefaßt, zu tun, wobei es ganz gleich bleibt, ob der Vorgang vor oder in der Dichtung sich begibt. Und das tragische Ende Klaras will sich ebenfalls nicht aus einer solchen Idee ergeben; vielmehr ward die Versöhnung eine andere, wenn der eine oder der andere der Männer Maß hätte halten können, vor allem Vater Anton. Auch nicht eine „Tragödie des übertriebenen Ehrbegriffes" liegt vor. Meister Anton drücken noch andere Nägel als der „übertriebene Ehrbegriff", und ebenso starke ebenso sehr, so daß nach deren gemeinsamer Druckkraft gefragt werden muß. Alle anderen Personen sind zu wenig ausgesprochen oder fast gar nicht auf jenen Ehrbegriff beziehbar, so daß dasjenige doch nicht gut die Gestalten bildende Idee einer Tragödie sein kann, was so wenig kräftig im Röhrenwerke derselben fließt.

Fassen wir die oben gegebene Skizze vom Gange der Handlung ins Auge und heben wir aus ihr die entscheidenden Hauptmomente heraus, so ergeben sich als solche: Klaras Fall aus Zorn über ihre starke Neigung zu Friedrich und über Leonhards Mißtrauen zu ihr. Meister Antons übertrieben strenges Hausregiment und fortschreitende Verbitterung und der Gegenschlag des Sohnes Karl aus maßloser Oppositionslust in einem ungeordneten Lebenswandel bei sonst tüchtigem Kern. Seine Stütze ist die Mutter mit dem zu weichherzigen Gemüte. Aus dem übertriebenen und zu äußerlich gefaßten Ehrbegriff des Tischlermeisters folgt die Beleidigung des Gerichtsdieners Adam, daraus dessen rücksichtslose Haussuchung aus Rache und der Tod der Mutter. Weil einst Meister Anton an seinen Meister die ersehnten tausend Taler weggab, wird die Verhaftung des Bruders für den ehrgeizigen Streber Leonhard der Vorwand zum Bruch mit der Braut, welche sich so der Schande preisgegeben sieht. Wie Meister Anton gleich bösen Verdacht auf den Sohn hatte, so

treibt seine rücksichtslose Härte gegen einen verzeihlichen Fehltritt des Weibes die Tochter zu äußersten Entschlüssen. Auch der Jugendfreund bestärkt sie durch ein unbedachtes Wort darin. Daß aber jene Entschlüsse zur Ausführung kommen, daran trägt Leonhards gemeines Strebertum die Hauptschuld, wobei Klaras vollständige Unmöglichkeit anders als wahr sein zu können mitwirkt. Daß der Sekretär glaubt, erst den Buben niederknallen zu müssen, weil er zu seinem und Klaras Glück „ein Gesicht ziehen könnte“, ist auch wieder eine unbedachte Übertreibung, welche ihm zu spät leid tut. Endlich, noch vor der entstellten Schönheit der Tochter, ist Meister Anton nicht bereit, einen Teil der Schuld auf sich zu nehmen. Alle diese Spitzen der Handlung haben das gemeinsame, daß in ihnen, objektiv vom Standpunkt der Handlung aus gesprochen, mehr geschieht als nach dem in den Dingen liegenden Maß vermutet werden sollte, subjektiv, vom Standpunkte der Handelnden aus geredet, von den Personen eine weit über das jeweilig gesteckte Ziel hinaustreibende Kraft entfaltet wird. Diese Tragödie ist auf die Idee der Maßlosigkeit gestellt, welche sich in deren Handlung ihren Körper baut. Wenn es nach der Weltanschauung und der auf sie gegründeten tragischen Idee des Dichters die Maßlosigkeit der Individuen ist, welche deren Schuld setzt, so vereinigen sich in dieser Dichtung mehrere Momente, um sie ganz insbesondere zur Idee derselben zu machen. So springt sie aus dem ganzen Aufbau der Handlung hervor und wirft in die Charaktere ihren Widerschein, was natürlich in Tragödien, welche andere Ideen darstellen, nicht in dem Maße der Fall ist. Aber wir finden noch etwas, was geeignet ist, auf die Maßlosigkeit gerade als die diese Tragödie bestimmende Idee hinzuweisen. Es ist ein abschwächendes Element, welches sich ganz offensichtlich ihr gesellt, so daß so recht klar wird, ein wie geringes Maß von Maßlosigkeit dazu gehört, den Urgrund aller Dinge gegen uns in Bewegung zu setzen. Dieses Moment wird sich zwischendurch den beiden anderen bewähren.

Zunächst der Aufbau der Handlung, soweit er zur Verbildlichung der Idee wiederzugeben ist. Da ist gleich von vornherein bedeutsam, daß die Handlung, für die und aus der das Ganze entwickelt wird, vor dem Beginne der Tragödie liegt. Zorn in Ungeduld des Herzens über eine wieder erwachende

Neigung zu dem Jugendfreund Friedrich und der Vorwurf der Untreue von seiten des jetzigen Bräutigams läßt Klara in einen solchen Strudel der Gefühle gerissen werden, daß sie in einem Augenblicke der Selbstvergessenheit wider Willen von einer Forderung Leonhards durch Hingabe ihres Körpers ihm ihre Treue zu beweisen mit fortgerissen wird. Entschuldigend steht oder könnte ihr zur Seite stehen eine in weiteste Kreise des Volkes verbreitete Ansicht der Dinge, welche eine Vorwegnahme der ehelichen Rechte zu entschuldigen geneigt ist, wenn ihr die Ehe folgt. Von dieser Ansicht der Dinge hat wohl Leonhard Gebrauch gemacht, um sein Opfer willfähriger zu machen, doch niemals hat Klara auch nur im entferntesten daran gedacht, aus einer solchen im Volke gang und gäben Ansicht irgend welche Entschuldigung für sich abzuleiten. Es liegt also in jener Handlung eine Maßlosigkeit, und beide Personen bekommen das zu erfahren. Denn auch Leonhard war maßlos in seinem ehrgeizigen Streben, sich eine angesehene Stellung zu schaffen, wozu ihm die gesparten tausend Taler des Meisters Anton mithelfen sollen; die aber wollte er sich sichern, indem er seine Braut verführte. Die Handlung selbst aber wächst wie jede in einer Vergangenheit zurückliegende, da wir sie in der Gegenwart nicht entstehen sehen und für sie kein Maß mitbringen, weil sie im Gegenteil in ihrem Verlaufe sich in der Erinnerung der nachempfindenden Personen spiegelt und ihre Folgen vor unseren Augen riesenhaft anschwellen, erst recht in das Maßlose. Der Dichter, welcher sonst in dieser Tragödie uns sogar ein nicht allzu Großes mit gutem Bedachte schon als ein Maßloses vorführt, hat in bezug auf jene Handlung nichts gespart, was sie als maßlos erscheinen lassen muß. Von den kleinsten persönlichen Zügen, welche Klaras tiefen Schmerz und Leonhards Gemeinheit zeichnen, bis zu den objektiven, dem „Rosenbusch, der mein Kleid mit seinen Dornen wie mit Zähnen festhielt“ — alles läßt jene in der Vergangenheit liegende Handlung in das Maßlose wachsen, nicht zum wenigsten der erste bedeutsame Abschluß, Klara am Krankenbett der Mutter, und der zweite Abschluß, nach Eröffnung der besten Aussichten auf Vereinigung durch Leonhard, Klaras Schmerzensschrei: „O mein Gott, an diesen Menschen bin ich gekettet!“ Dies in bezug auf die Handlung selbst.

Bevor wir die Enthüllung jenes Zusammenbruches mit-

erleben dürfen, weist der Dichter den Ort und die Zeit und die Umstände auf, in welche die alles Leidende gestellt ist, und wir lernen das anmutige Mädchen schon vorher kennen und lieben. Eine enge düstere Häuslichkeit mit einem überstrengen Hausvater an der Spitze, der mit Argusaugen jeden Winkel im Hause, jeden Zug im Gesichte der Seinen bewacht. Der bleibt kein Fleckchen, um sich einmal so recht von Herzensgrunde auszuweinen. Alles in sich im stillen verarbeiten! Die herzensgute Mutter wird der Tochter gleich von der Seite gerissen, der Bruder hatte sich aus Oppositionslust in ein auflackiertes Rüpeltun verbissen. So steht das gefallene Kind allein dem gesetzessicheren Vater gegenüber. In jener Hingabe des Körpers ohne Neigung lag schon die Katastrophe, und so ist alles außer den einleitenden Szenen Auflösung des Geheimnisses und Vorbereitung auf die Katastrophe. Der Monolog überkleidet das Kind mit der wundersamen Wehmut, welche nunmehr alle ihre Schritte färbt, zu immer stärkeren Akkorden anschwillt und zu einem sanft klagenden Schmerz übergeht, einem Schmerz, der sich niemals beklagt und, auch bei heftiger Erregung, die Asche über der glimmenden Kohle hält.

Diese Vorbereitung der Katastrophe und sie selbst gestalten sich in fünf Akten, und zwar springt die Maßlosigkeit aus diesem Gange sofort hervor. Denn da gibt es keine Entwickelung von Stufe zu Stufe auf den Zusammenbruch los, sondern da fallen stoßweise Schläge. Diese steigern sich auch nicht an Kraft und Nachhaltigkeit, sondern die mit aller Energie die Katastrophe unabweisbar heischenden fallen zuerst. Mit einer Maßlosigkeit ohnegleichen fordert das Schicksal, das sie sich selber gemacht, des unseligen Mädchens Vernichtung. Denn war schon das Opfer des Körpers ohne jede Spur von Neigung seelischer Zusammenbruch für das Mädchen mit der Ungeduld des Herzens, so läßt der erste Akt der Vorbereitung der Katastrophe auch nicht den geringsten Zweifel: ob Ehe oder nicht, diese Verbindung bedeutet einen Mord der Seele. Aber wir wissen, die wir das Walten der Idee, im besondern der tragischen Idee kennen, hier ist jede „Versöhnung" ausgeschlossen, und ein Resultat des Kampfes hat mit Notwendigkeit zu erfolgen, wo auch rotes Blut fließt, nicht bloß das goldene zerschlagenen Herzens und geängstigten Gemütes. Nun zeigt uns die alles so unbegreiflich mischende und formende Idee die Unverträglichkeit

des Neben- und Beieinander des herben Edlings und des geschmeidigen Gemeinen, Schwiegervater und Schwiegersohn bei jedem Sehen fest ineinander verbissen, welche Aussicht für die Tochter! Nun sind aber auch die tausend Taler den Fängen des Geiers entzogen — vor sechzig und mehr Jahren ein recht wertvolles Objekt! Hebbel brauchte die Geldgeschichte durchaus nicht, es geht ohne sie. Aber die Verwendung dieses Motives zeigt so recht den Unterschied des Dichters und des Stümpers oder des blos witzigen Kopfes. Was an sich so notwendig und gelassen-frei zugleich eingreift, daß es auch fehlen oder durch etwas anderes ersetzt werden konnte, wird doch auch Zeichen für die Charaktere und deren Scheide. Endlich gibt die Verhaftung des Bruders wegen Diebstahls die äußere Veranlassung zu dem Bruch, welcher schon vor der Verbindung da war. Damit schließt der erste Akt der Vorbereitung. Und wäre die umstürmte und zerzauste Blume weniger lebensfähig, so wäre sie geknickt und läge neben der Mutter. Denn dieser erste Kreis ist gleich wieder Katastrophe, alle Hoffnung zerbrannt und, wem das angeht, der ist schon Leiche. — Wenn schon das maßlos war, die Katastrophe gleichsam vorweg zu nehmen und das noch Atmende mit dem Hauche des Todes zu übergießen, so ist es noch maßloser, gleich unmittelbar auf den ersten tötenden Stoß den zweiten Vernichtungsschlag folgen zu lassen. Denn sofort nach geschehenem Bruch erfährt das gejagte Wild, daß beim Vater kein Schutz, keine Nachsicht zu finden. Wie der Dichter diesen zweiten Akt der Katastrophe führt, ist wieder einmal eines ersten Meisters würdig. Das ganze Stimmungsbild in den ersten Szenen und die Handlung in den folgenden ist so ganz von dem Charakter des Meister Anton durchtränkt, daß wir die Harmonie dieser erzenen Glocke am ehernen Gange des Schicksals vollständig kennen und wissen: Tod bedeutet ihr Geläute diesem blassen Mädchen. Dazu bekennt er sich jetzt, indem er die Tochter schwören läßt „Daß Du bist, was Du sein sollst!“ Ist sie das nicht, dann wird sie „den knorrigen Stamm fällen“. Über diesen brutalen Akt des Alten wird erst eingehende Rede werden, wenn wir die Maßlosigkeit in den Charakteren aufdecken. Jetzt gilt es die rauhe Klaue des Schicksals an der Lende des Menschen zu zeigen. Dieser Schwur und wie sie jedes Wort dem Vater zutropft, daß sie die Klippe des Meineides vermeidend nicht den

Vater in den Strudel ihrer Schande zieht, reißt mehr an diesem wunden Herzen als jener schreckliche Augenblick, wo sie sich verlor. Und nun der Schwur des wachsamen Argus: „In dem Augenblick, wo ich bemerke, daß man auch auf Dich mit Fingern zeigt, werd ich — mich rasieren, und dann, das schwör ich Dir zu, rasier ich den ganzen Kerl weg.“ Schwur gegen Schwur, und zum Schluß dieses zweiten Aktes sein „vergiß Du nicht, was Du mir schuldig bist, halte Du Deinen Schwur, damit ich den meinigen nicht zu halten brauche“. Und dann fort zum Holzhändler ins Gebirge. Zwischen dem Schwure der bebenden Tochter und dem Schwure des grimmigen Grollers am Schicksal liegen aber Tage, Daten der Leidenden auf ihrem Gange zum Scherbelberg, Tage, wo Schmerz und Leid dem Grolle und der Zorneswut gegenüberstehen im engsten Raume an einem ewigtiefen Abgrund zwischen Kind und Vater — ein Höllenleben, dessen herzzehrende Wortbrocken und unheimliche Schweigestunden die Gemüter veröden. Von dem Gehalte dieser Tag fällt ein Widerschein auf den Anfang, ja die ganze erste Szene des zweiten Aktes in der Tragödie. Das ist ein zweiter Meisterzug des Dichters an dem Gespräche zwischen Vater und Tochter, daß dasselbe durch den Aktschluß in zwei Teile getrennt wird und in die Zeit zwischen die beiden Akte jene traurigen Tage mit der Einscharrung der Mutter fallen. Dieser technische Meisterzug ist also voll ethischen Gehaltes. — Im dritten Akte der Katastrophe verbessert das Schicksal scheinbar seine zwei ersten heftigen Schläge, indem es den Bruder als unschuldig freigibt und der frohgemute Jugendfreund Herz und Hand mit einer auskömmlichen Stellung der unvergessenen Geliebten trotz ihrer Verlobung anträgt: „Ich schaff' Dir Dein Wort zurück“. Aber freilich der lachende Himmel und milde Sonnenschein auf einer reizenden Ebene, welche sofort ein neuer Ausbruch des Vulkans zerstört. Auf diesen Ausweg hatte sie nicht gerechnet, darum trifft sie der Schlag materiell als Einbuße von Hoffnung nicht so sehr als sittlich und ideell nach soviel herzlicher Neigung um so ungeheuerer. „Darüber kann kein Mann weg!“ Denn was wäre nach jenen Schlägen wohl noch zu hoffen gewesen für diesen Charakter? Aber um so trostloser jenes rasche Wort, wo der Jugendfreund gar kein hitziges Zugreifen der Ertrinkenden nach einer Planke abzuwehren hatte. „Der Gequälte glaubt auszuruhen, weil der Quäler (Schicksal) einhalten muß,

um Odem zu schöpfen" ist das Zeichen dieses Aktes. Das Wertvolle dieser Stufe für Klaras Charakter ist später noch herauszuheben. — Da sie den geliebten Jugendfreund nicht betrügen oder auch nur an sich fesseln darf, so bleibt ihr, um des teuren Vaters Leben zu erhalten, nur noch der Gang zum Schreiber. Denn der Bruder ist unschuldig, also muß sich die ekelhafte Verbindung wieder herstellen lassen. Das ist der vierte Akt der Katastrophe. Wieder liegt zwischen ihm und der Nachricht von der Unschuld des Bruders ein Aktschluß in der Tragödie, wieder ein Meisterzug des Dichters. Denn zwischen den zweiten und dritten Akt fällt der schwere Gang des Opfertieres zu seinem Schlächter. Aber das Schicksal hatte ihr mit der Schuldlosigkeit des Bruders in grausamer Ironie nur eine Fata Morgana vorgetäuscht, Leonhard ist nicht mehr frei, und des einflußreichen Bürgermeisters Nichte „ist schon mit Dir in gleichem Falle". Nun ist auch diese ganze Demütigung vergebens gewesen, und sie hat nichts mehr auf dieser Erde. — Aber wie der Werdegang der Idee sich darin gefiel, ihr frischen Mut für neues Leiden einzuflößen, so gefiel sie sich auch in ihrer herzzerbrechenden Ironie den Menschen als Zuschauer zu äffen, indem sie uns noch die Hoffnung läßt, aus dem Duelle könne der Sekretär siegreich und gesund zurückkehren — eine Hoffnung allerdings, die nur wenige teilen werden. Vielmehr werden die vom Schicksal Gebrannten auch diesem seinem neuesten scheinbaren Umbiegen still gelassen zusehen — sie kennen das!! Sie wissen auch, daß Bruder Karl sein neues hoffnungsfrohes Spiel für sich spielt und trotz ihrer fast irren Reden nicht daran denkt, die Schwester nach Neuland mit zu retten. Das sind die kleinen Stillstände vor dem letzten Ausbruche, welcher die anderen entsetzt, indem er die einen vernichtet. Das war von der Vorbereitung zur Katastrophe der fünfte Akt. — Diesem folgt die Katastrophe selbst unmittelbar, wie alles, was wir am Werdegange des Schicksals gesehen, wir reden natürlich menschlich, maßlos. Erst der Griff des Gottes, den diese Leute verehren, in ihr Sein: er kostet der Mutter das Leben, der Tochter den ihre Ehre und Zukunft tragenden Bräutigam. Sodann führen Vater und Sohn eine jener Alltagsszenen auf, an denen ihr Leben dahinfloß, einer des andern Silben stechend. Zu ihnen taumelt der auf den Tod verwundete Sekretär herein, den Vater mit schon brechender Stimme zur

Nachsicht ermahnend; umsonst dazwischen die ersten Anzeichen dafür, daß jemand in den Brunnen gefallen und Karls Zwischenrufe, daß es Klara sein könnte. Alsbald die Gewißheit, daß sie es ist, und daß Nachbarn sie hineinspringen gesehen. Während sie gebracht wird, zieht der Sekretär die Bilanz, sie ergibt einen erdrückenden Fehlbetrag. Klara wird mit zerschmettertem Schädel gebracht, Karl führt ihren taumelnden Jugendfreund an die Leiche der Heißgeliebten, wo er sterben darf. Fürwahr dieser Tod ein Labsal gegen des Tischlermeister Anton Geschick, ein Wahrzeichen zu sein für die Maßlosigkeit der Tugend der Menschen, welche Verderben schafft. Wie viele Züge an dieser Vorbereitung der Katastrophe und an ihr selbst sind, welche, stellt die Dichtung etwas anderes dar, wegbleiben oder gemildert werden konnten, namentlich an der Katastrophe selbst. Gewiß ist die Idee in ihrem Werdegange niemals maßlos, auch das, was wir Schicksal nennen, nur in einer dem Menschen erlaubten Vorstellung nach seinem Maße. Aber war es die Idee der Maßlosigkeit, welche sich in der Handlung dieser Tragödie den Körper baute, so war es des Dichters gutes Recht und heilige Pflicht, schon an dem, was die Gesamtheit der Personen produziert, dem Schicksal, die Maßlosigkeit aufzuzeichen, wie an jeder Gestalt Charakter, und es zeugt von einem geringen Verständnis für den Gang der Handlung der Tragödie, in welcher sich in seltener Weise äußere Zufälligkeiten und innere Erlebnisse verzahnen, wie für ihre Idee, wenn man den Dichter unter Aufzählung aller „Verbrechen" beschuldigt, „Greuel aller Art ohne Not gehäuft" zu haben. „Ohne Not" — allerdings machte diese „Häufung" ihm keine Not, denn eine Handlung, aus welcher die Idee der Maßlosigkeit hervorgeht, wird viele Erscheinungen der Hilfsbedürftigkeit und Schwäche der Menschen aufzuweisen haben. Den einzelnen Menschen dieser Tragödie wende ich mich jetzt zu; wie immer kommt es hier nicht auf eine erschöpfende Charakteristik an, sondern nur auf einem Nachweis von dem Leben der Idee der Dichtung in den Gestalten derselben.

Da aus Klaras Handlungsweise vor dem Beginne der Dichtung die Handlung der Tragödie fließt und jedes Stück dieser Handlung sich auf sie spiegelt und ihr Schicksal berührt, so ist es richtig, mit ihr zu beginnen. In jener Handlungsweise spricht sich aus der Zorn über die wiedererwachende Neigung zu

dem Jugendfreund Friedrich im Verein mit einer starken Dosis Ungeduld des Herzens und tiefbeleidigtes Ehrgefühl über den Verdacht Leonhards, sie könne ihm des Sekretärs wegen untreu werden. Dazu kommt noch Verbitterung über die Sticheleien der lieben Nachbarn und Freundinnen wegen des „weggebliebenen" Freundes. Endlich wirkte mit gründlichen Überdruß der tagtäglichen Ermahnungen der Mutter „Halte Dich zu Deinesgleichen", „Hochmuth thut nimmer gut", „der Leonhard ist doch recht brav, alle wundern sich, daß Du ihn über die Achseln ansiehst". Das alles vereinigt sich, sie in einem unglückseligen Augenblick ihres Lebens in einem Strudel ihrer Sinne, worin sie sich verlor, eine Maßlosigkeit in ihrer Handlungsweise begehen zu lassen, welche für ihr ganzes Leben verhängnisvoll wird. Trotz dieser gewiß ausreichenden Gründe haben viele in dieser Hingabe Klaras an einen ungeliebten Mann eine „Klippe gefunden, um welche sie, bei sonstiger hoher und höchster Anerkennung der Dichtung, nicht herumkamen", ganz abgesehen von dem Haufen der Verkleinerer Hebbels, welche an diesem „Falle" ihren bösen Witz übten. Diesen hat R. M. Werner in den Einleitungen der von ihm besorgten ausgezeichneten Hebbelausgabe ebenso tapfer als eingehend gerechtfertigt, indem er noch darauf hinweist, wie in „Klaras Kreisen die Versorgung durch eine vorteilhafte Ehe als Endziel der Mädchen gilt; daß dabei die Liebe nicht immer eine Rolle spielt, läßt sich nicht bestreiten; eine solche Verlobung Erfüllung weiblichen Berufes ..... Da liegt nichts Ungewöhnliches im Vorgang ..... Ebensowenig in dem Vorwegnehmen der ehelichen Rechte ..... „Will sie mein Weib werden", sagt Leonhard, „so weiß sie, daß sie nichts wagt". „Wird sie sein Weib, so ist die Sache in Ordnung (nach der Ansicht gewisser Volkskreise), verläßt er sie, so ist sie entehrt." Zu diesen guten Gründen treten noch zwei sehr bedeutsame, von Ad. Bartels in „die deutsche Dichtung der Gegenwart" geltend gemachte: „Hebbel konnte in seinem Streben nach einer ganz tragischen Erscheinung und einem echten Konflikte eine minderwertige, rein sinnliche Frauennatur nicht brauchen; übrigens erklärt sich der Fall aus der Natur der Tochter Meister Antons heraus, die eben auch ihre Konsequenzen zu ziehen gewohnt ist". Das letztere, von mir schon in der Skizze von der Handlung betonte Moment ist das ausschlaggebende. Daß seine Gestalten mit dem Leben übereinstimmen und in sich

konsequent sind, das verlangen wir vom Dichter. Und da ist bei Meister Anton's Tochter ein Fall aus Sinnlichkeit ausgeschlossen. Wohl aber mußte ihr starker, vom Vater ererbter Unabhängigkeitssinn sie gegen die immer wieder emporsteigende Neigung für den unwürdigen Jugendfreund, der nichts von sich hören ließ, sich empören, und der Anruf ihrer Treue durch Leonhard regt ein Ehrgefühl in ihr auf, welches dem des Vaters verwandt ist in dieser seiner Äußerung. Ich denke dabei nicht an Vererbungstheorie, sondern einfach an das frische Leben, wie wir es alle Tage schauen dürfen. Und diese Hingabe an den ungeliebten Mann sollte wirklich eine Zeit nicht erregen, welche mit dem Seelenmord des Weibes im von ihr nicht gewollten Ehebett schwanger geht. Also wieder mühete sich der Dichter nicht für ein Problem ab, sondern er gestaltete das Leben. Klara, aus Leidenschaft fallend, gemein, Klara fallend, um ihre Treue dem ungeliebten Manne zu beweisen, turmhoch über Tausenden und Abertausenden ihres Geschlechtes. Kommt dabei ihr „Ehrgefühl" zu äußerlich und damit fast barock heraus, so hat das Ehrgefühl ihres Vaters in der Tat etwas Pittoreskes. Wer also den Vater gelten läßt, der muß auch die Tochter gelten lassen. Daß Klara im Sinne ihres Vaters maßlos ist und dadurch Schuld auf sich ladet, ist das im Sinne der Idee der Tragödie Entscheidende. Diese Art der Maßlosigkeit des sichtlich beschränkten Alten wird so an ihr uud durch ihn selbst in ihrer Nichtigkeit und in ihren unheilvollen Folgen aufgewiesen. Aus dieser und wegen dieser Gegenüberlage zu dem Vater erhebt sich Klaras Bild nur um so leuchtender als sie alles Leiden und alle Verantwortung für eine Schuld, welche wie wir sahen wirklich „ein minimum ist", auf sich nimmt ohne sich zu beklagen, während der Vater bei aller übertriebener Zurechnung jede Schuld fortwährend von sich abschiebt, weil er mit seinem, oft sehr äußerlichen, Ehrbegriff immer wieder gerechtfertigt dazustehen meint.

Der Leidensweg, welcher von ihrer Schuld aus Maßlosigkeit zur Sühne führt, ist im großen und ganzen schon bei der Aufzeigung der Maßlosigkeit im Gange des Schicksals charakterisiert, und es kommt nur darauf an, den Anteil ihres Charakters an diesem Schicksalsgange hervorzuheben. In der ersten Szene mit der Mutter still und gelassen — noch hat sie nichts zu fürchten, und die Szene am Krankenbett der Mutter findet heute einen

über Erwarten günstigen Abschluß — dabei von jener bestrickenden Anmut im Hängen an den kleinen Eitelkeiten dieser Welt. Das kleine Vorrecht der Schwester, den Bruder zu meistern in den äußeren Dingen, macht sie geltend — er gibt es ihr beim letzten Zusammensein siebenfach zurück — auch liegt in der Frage nach der goldenen Kette ein Zug zum Ausfragen, den sie vom Vater haben mag, wie denn in dem „Bleib ich etwa zu lange weg, wenn ich Abends zum Brunnen gehe, daß Du Grund zum Verdacht hast?“ sich das Auge des Vaters schon durchdringender aufschlägt. Dann aber der schöne Zug, welcher die Familie beisammenhält, auszugleichen und zum guten zu reden bezüglich des Vaters und Bruders: gern läßt sie die Mutter bei dem Glauben, der Strauß komme von dem Liebling Karl. Nach dem Weggange der Mutter zur Kirche allein geblieben, spricht sie ihre Jugend in dem Wechsel ihrer Gefühle aus, bis der Totengräber und der Choral sie zur Sammlung stimmen und ihren rührenden Glauben an den barmherzigen Gott zur Aussprache bringen. Und wie zart geht das Heilige mit dem Irdischen zusammen. In der Szene mit Leonhard mit dem die Abkunft ihres Charakters verratenden, einleitenden „Warum so zart, so rücksichtsvoll? Ich bin noch immer keine Prinzessin“, dem verdrießlichen „Also darum!“, dem kalten „Es gab andere Zeiten!„ und dem trotzigen „Was lag daran?“ erfahren wir, welchen Faden dieser Vogel mit sich schleppt. Und das erst, nachdem wir über die gemeine Gesinnung des Schreibers keinen Zweifel mehr haben können, also das ganze Elend ahnen, das sie über sich herein gezogen. Aber trotzdem sie mit einem einschneidenden Stricke an den widerlichen Menschen gekettet ist, bricht ihr freimütiges Urteil immer wieder durch, wenn er mit Behagen die Stationen seines Emporkommens aufzählt. Nur daß ihr letzter Ausbruch sein Gehen zur Folge hat und ihr Aufschrei „O mein Gott, an diesen Menschen bin ich gekettet!“ ihn bleiben läßt, weil sein materieller Vorteil es zunächst heischt. Mit dem Eintreten des Vaters wird ihr Gelegenheit, in der Küche über ihre Lage nachzudenken. Und wie es in dem Mädchen zu arbeiten beginnt, und wie das Herz erregter klopft, verrät sie durch ihr zweimaliges zu frühes Erscheinen in der Stube, in der Meinung, der Vater und der Schreiber seien einig; das eine Mal gibt das Wochenblatt, das andere Mal das Tischzeug den Anlaß.

Diesmal kommt sie eben recht — — der Mutter die Augen zuzudrücken; sie findet sich unerwartet den Gerichtsdienern gegenüber; das Schicksal gestattete keine Vermittelung. Eben hat sie, selbst schuldig, für die Unschuld des Bruders gesprochen und so den Familienzusammenhang in selbstloser Weise gewahrt und ihre Schuld mit der warmen Fürsprache für den Bruder gesänftigt, als Leonhards Brief die Auflösung ihres Verhältnisses meldet und sie in ihrer Aufgeregtheit beinahe dem immer wachen Auge des Vaters ihren Zustand entdeckt. Der Alte zwingt sie ihre Reinheit zu beschwören, sie aber kann nichts beschwören, als daß sie ihm keine Schande machen will. Sie erfährt jetzt und wir haben es schon bei Betrachtung des Schicksalganges erfahren, wie ihre auf einen Augenblick konzentrierte Maßlosigkeit eine Folge von Maßlosigkeiten zeitigt, mit denen ihr Schicksal sie überschüttet, und an denen sie sich im Leidentragen und in der Geduld des Herzens zu üben hat. Nun hat sie die Stunden am Vormittage, die Stunden am Nachmittage Tag für Tag zu ertragen an der Seite des peinigenden Vaters, ein Jammerleben. Und wenn die Sorge die Wangen bleicht und der Kummer einmal eine Furche versucht, kommandiert der harte Alte, „Roth soll man aussehen, wenn man jung ist. Geh zum Teufel mit Deiner blassen Leidensmiene". Und wie viele andere hätten dem Bruder wohl so brav dies Plätzchen im Hause warm gehalten! Und doch sprach mancher Umstand gegen ihn, sie aber setzt seine Unschuld so lange fest voraus, als er nicht verurteilt ist; wir ahnen, selbst frei, würde sie dem Verurteilten eine feste Stütze geworden sein. Und ihr letztes Wort behält sie hartnäckig mit der Zähigkeit des getretenen Grashalmes, der immer wieder aufsteht; ganz ihres eigenen Kummers vergessen, nur des Bruders gedenkend und sinnend auf Linderung der Leiden des Vaters ruft sie aus: „Und wenn Karl doch freigesprochen wird? Wenn die Juwelen sich wieder finden?" Wenige würden so gesprochen und gehandelt, viele die Schuld des Bruders zum Deckmantel der eigenen genommen haben. So sammelt sie feurige Kohlen auf dem Haupte des Schicksals und erfährt die sittigende Erfüllung des Rückwärts im Vorwärts. Was der ersten Maßlosigkeit an Sitte fehlte, lösen die Maßlosigkeiten im Schicksalsgange aus der Person aus, und Klara ist gewissermaßen im Leiden maßlos. Ein Leiden wie Klaras ist auch Handeln, wie sie ja auch handelt und selbst

in ihrer niederwuchtenden Lage zu gestalten sucht. Da dem „armen Manne“, ihrem Vater, „nicht anders zu helfen“, so fleht sie in ihrer gläubig-frommen Weise Gott an, sie zu sich zu nehmen mitten aus dem goldigen Sonnenschein und dem Wachsen der Kräuter und Blumen heraus und sie zu nehmen für den, „dessen Seele sich am tiefsten vor Gott wegkrümmt“. Sie denkt keinen Augenblick daran, den Tod als Sühner ihrer Schuld oder gar als Erlöser von ihren Leiden zu rufen, sie will anderen Erlösung bringen, damit sie sich der schönen Gotteswelt weiter freuen — ein Adel der Seele, welche von einem Schuldbewußtsein oder gar reuiger Zerknirschung weit entfernt ist und erst sich wahrhaftig schuldig fühlt, wenn sie auf Vater oder Mutter blickt. Wie weit ist dieser Adel entfernt von dem „armseligen Klageweib, bei dem man nicht davon los kommt, daß sie schwanger ist und zwar von einem ungeliebten Manne“. Solch Gerede zerschellt an dem vom Schicksal selbst blank gescheuerten Herzen des edlen Mädchen. Als dann der Kaufmann Wolfram selbst die Nachricht von der Unschuld des Bruders bringt, ist für sie diese Last weggewälzt und nun steht gleich wieder ihre Handlungsweise in ihrem Bezug auf den Vater vor ihr und alle Schmerzen ziehen sich zusammen in das bitterste Gefühl „nun bist Du's allein.“ Aber gleich wieder läßt ihr Glauben sie emporblicken: „Und doch ist mir zu Muth, als müsse mir gleich Etwas einfallen, das Alles wieder gut macht!“ Tief empfunden, aus innerstem Winkel des Herzens hervorgeholt, wie jeder Satz dieser „Prosa“ eine echte Perle, welche die Farbenbrechung jeder Welle der Gemütsbewegung auffängt und in schlichter Fassung um so entzückender wiedergibt. Das ist bei diesem Mädchen gar nicht zu verwundern, denn wir erhalten aus ihrem holden Munde ergreifende Proben eines echten Naturgefühls. „Der Sonnenschein, nach dem die Kinder auf der Straße greifen“, fiel auch in ihr Gemüt und löste dort ein schön Stück Erlöserglauben aus. Jetzt ist es das wie Bergesfrische und Talduft auftauende Gemüt des Jugendfreundes, welches einen Naturlaut um den andern ihr aufquellen macht. Erst das Gegenteil: seine freudige Erinnerung an die frohe Jugendzeit ruft kein Echo wach in dem zerrütteten Gemüte des lieblichen Mädchens, und zerstreut hört sie seiner naturgetreuen Darstellung des Weges vom „A. B. C.“ bis in das „Corpus iuris“ hinein zu. Aber schon seine lebenswahre Zeichnung

von dem Irren und Streben des Menschen löst ihr die indirekte Antwort aus „Alles ist heute lustig und munter, das macht der schöne Tag". Das einfache Wort lockt aus dem lauteren Gemüt des prächtigen Menschen eine ganze Sinfonie über das Thema Mensch und Natur. Und das Mädchen bricht gerührt in den Ruf aus „Ach das ist so wahr, so wahr — ich könnte gleich zu weinen anfangen!" — die innige Sehnsucht des tief verwundeten Gemütes nach den Gestalten der Natur und das Ringen nach dem Gleichgewichte durch Aufnahme ihrer Bilder. Als er ihr die Freiheit des Bruders verkündet und dafür einen Kuß, wäre es auch nur ein „schwesterlicher", als Verdienst sich nehmen möchte, wäre er auch erst noch durch das „Blindekuhspiel" zu verdienen, da ist es für das gebrochene Gemüt zu viel und wie im stillen Hinträumen lösen sich auf einem Ton stehende Laute ab und ihr ist alles wie ein Märchen. Sie sitzt mitten in dem Gespinst, tausend Jahre alt geworden, als wäre sie zu einem Sein verdammt, das ohne Werden und darum ohne Wert. Aber Werden um sie her! „O, dieser festgenagelte Sonnenschein und all die Heiterkeit um mich her." In diesem zerdrückten Aufschrei ein maßloser Schmerz über maßlos Zugeteiltes wegen einer Maßlosigkeit, die ein Geringes von Schuld barg. Und nun steht ihr der Weg zum Kreuz und das Kreuz aufgerichtet vor dem klaren inneren Auge, der Name Leonhard brachte sie zu sich. Aber wie ihre gesunde Natur immer vor ihm zurückwich, die Mutter mochte seine Sache führen wie sie wollte, so „werden ihr die Beine auf einmal schwer", denkt sie an jenes Kreuz und seine Stationen. „Nur den einen Weg hab' ich auf dieser Welt noch zu machen." Ist es nicht als stünde sie bereits am Blutgerüst und bräche mit der Welt ab: „Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!" Und des Sekretärs Frage „So liebst Du ihn? Dann —" ruft was sie, was eben noch Duft und Farbe und Form in blühender Gegenwart, als Köstliches auf immer dahinten zurückläßt in wildem Aufstoß in ein entsetzenvoll Erinnern, und der Tod, der schon mit kaltem Griff nach ihr fingert, macht aus der Lieblichen eine Bacchantin, die ihren Haß ausrast gegen den, zu dem sie muß, und ihre Liebe zu dem, zu dem sie nimmer darf. Nur weil sie „schon jenseits des Grabes wandelt," „wo sie Alle nackt und frierend an einander vorbei schleichen", darf sie dem Jugendfreunde im wahnsinnigen Schmerze zujubeln „Dich!

Dich lieb' ich!“ Von seinen Fragen und tröstlichem Zuspruch unterbrochen, wirft der Vulkan Glutstrom um Glutstrom aus. Schonungslos seziert sie ihre erste einzige und letzte Maßlosigkeit und tropft dem Harrenden ein Stück nach dem andern zu, der sie um jeden Preis frei und zu der Seinigen machen will, bis auch das letzte, ekelste Stück zwischen seinen Händen liegt. Aber daß die Darstellerin der Klara diesem Zujubeln und diesem Glutstrom die Asche nicht fehlen lasse, sich immer „der unter der Asche glimmenden Kohle erinnere.“ „Darüber kann kein Mann weg.“ Aber rasch das rasche Wort bereuend, brütet er auf neuen Ausweg aus der strengen Enge zwischen Liebe und gesellschaftlichem Zwange, denn aus dem Schmutze strahlt die Perle ihm um so reiner entgegen und er faßt den Gehalt dieses Juwels: „Tausende ihres Geschlechts hättens klug und listig verschwiegen, und es erst dem Mann in einer Stunde süßer Vergessenheit in Ohr und Seele geschmeichelt!“ „Ich fühle, was ich Dir schuldig bin.“ — „Da hatte sich wieder was, wie eine Hoffnung in Dir aufgethan! Jetzt erst merk' ich's“ sagt sie, allein geblieben auf dem Schlachtfelde. Log sie, schaffte sie nach aller menschlichen Voraussicht nur höchstes Lebensglück und Lebensgut. Aber war das eine Lüge, wo sie „nicht gefragt“ wurde, wenn sie „einfach schwieg“? Da wurde sie und der Jugendfreund und der alte knorrige Eichstamm noch glücklich, voraussichtlich sehr glücklich, und der „gewissenlose“ Streber bekam auch sein Teil. Aber dieser Sproß von gutem alten Stamm kann nicht anders als wahr sein und schlägt Bequemlichkeit und Lebensglück für Wahrsein in die Schanze. Wahrheit ist in den großen Entscheidungsschlachten des Menschenlebens immer maßlos — an sich so wenig wie das Schicksal — aber bei uns Menschen, für unsern trüben Blick; und wir brauchen da nur „maßlose Wahrheit“, maßvolle Wahrheit ist vom Teufel. Was die Menschen mit der „maßlosen Wahrheit“ anfangen, ist ihre Sache, für die reine Anschauung ist die „maßlose“ Wahrheit nichts als Wahrheit, und die reine Anschauung wird unter allen Umständen mit ihr fertig. So zahlt dieses Zeichen der Menschen seine Maßlosigkeit mit maßlosen Leiden, indem es sie mit seiner rücksichtslosen Wahrheit nährt und an sich die furchtbaren Schläge des Schicksals erfährt, so daß Klara mit König Lear von sich sagen darf „ich bin ein Mensch, der Unrecht tat und noch

mehr Unrecht litt", und ein anderer, der es wissen muß, vor ihr das Fazit feststellen kann: „es ist überzahlt". — — In einer Tragödie, welche auf die Idee der Maßlosigkeit gründet, durfte die „Maßlosigkeit" der Wahrheit nicht fehlen, ohne welche alles „viel schöner", viel versöhnender" geendet hätte. Gleich noch einmal kommt Klara in die Lage, die Wahrheit in ihrer ganzen Strenge zu entladen, nun fast schon mit dem Beigeschmack der herberen Eigenart des Einzelwesens. Als Leonhard sie listig-lauernd fragt, der Antwort gewiß, ob sie ihn liebe, verneint sie es der Wahrheit gemäß, fügt aber eine solche blutigrote Schilderung herben Eheelends hinzu, welches sie an Leonhards Seite ertragen würde, daß der Ehrenmann mit einigem Grund „Nein" sagen könnte, wenn sie wirklich bestimmt ausgesprochen hätte, daß sie das Scheußliche von ihm erwarte. Aber diese herbe Aufrichtigkeit kann ihr bei dem objektiven Sachverhalt nicht weiter schaden, denn der Herr Schreiber hat bereits eine vorteilhaftere Verbindung geschlossen. Ihr Ziel ist, den Vater vor dem „Sichwegrasieren" zu bewahren. Daß sie trotzdem jene wenig gewinnende Sprache führt, zeigt einmal die echt Anton'sche Grundlage ihres Charakters, was wieder auf ihre sittliche Bestimmtheit durch Zorn über die Neigung zu Friedrich und über Leonhards Zweifel an ihrer Treue bei der Hingabe ihres Leibes an einen Ungeliebten hinweist; offenbart aber auch sodann, wessen sie sich von Leonhard versehen durfte, und daß eine solche Knechtung ihm zuzutrauen war, eine Offenbarung seines Charakters, die übrigens in solcher Klarheit erst in den letzten Tagen über sie gekommen; läßt endlich die Größe und Ungeheuerlichkeit des Opfers erkennen, das sie nicht sich, nur den „weißen Haaren ihres Vaters" bringt. Auch nimmt sie bei ihrem Betteln um die Heirat nur immer auf den Vater, kein einziges Mal auf sich Bezug. Nachdem sie von Leonhard abgewiesen, wandelt sie bereits auch für uns „jenseits des Grabes". Ein Bild zum Erbarmen! „Gott im Himmel, ich würde mich erbarmen, wenn ich Du wäre, und Du ich!" Wie sie über die Straße hinstreicht an den Häusern hin, vom „Abendwind" die Locke zerzaust, vom „Abendwind, der so stark ging, daß er die Ziegel von den Dächern wirft! Als ich an der Kirche vorbeiging, fiel einer dicht vor mir nieder, so daß ich mir den Fuß daran zerstieß. O Gott dacht' ich, noch einen! und stand still!

Das wäre so schön gewesen, man hätte mich begraben und gesagt: sie hat ein Unglück gehabt. Ich hoffte umsonst auf den zweiten.“ Und immer krampfhaft festgehalten Leonhards Absagebrief, als sei das ihre weiße Karte, welche ihren Eintritt ungerufen bei ihrem Gott entschuldigt. Nun hat sie noch einmal die Maske der Gleichgültigkeit vorzubinden, dem Bruder gegenüber; das aber gelingt nur eben so; immer wieder scheint das eigentliche, leidverzogene Gesicht hindurch der aus der Welt Gedrängten. Das eine und andere Mal krampft die Wehmut so unbändig: so, wenn Karl die Rechnung macht, wie beide zum Vater standen, und meint, der Alte würde sich umbringen, wenn sie ein Weiberschicksal hätte, frißt die grimme Notwendigkeit so gierig in's Gemüt, daß Klaras Laute nur die der geheimen Verzweiflung oder des stillen Wahnsinnes sein können, und daß der Bruder, wäre er nicht zu sehr mit den Plänen seiner Zukunft beschäftigt, wohl von seinem „Wenn der Vater nicht da ist, so ist der Bruder Vormund!“ den schönsten Gebrauch machen könnte. Aber wie zerschlagen dies Gemüt und wie zerrüttet diese Sinne sind, der Vater ist ihr ein und alles, seinetwegen unternimmt sie alles, duldet sie alles. Auch soll der liebe Alte keine Bequemlichkeit vermissen, wenn er aus dem Gebirge vom Holzhändler nach Hause kommt, sie stellt seine Haussachen zurecht und den Abendtrank ans Feuer. An ihr verzahnen sich unauflöslich die Zufälligkeiten des Kleinlebens mit dem großen Anliegen der tragischen Idee. Wie jetzt und die ganze Tragödie hindurch so noch zuletzt: Karls Wunsch nach einem Glas „recht frischen“ Wassers, ein Wunsch, welcher durch sein starkes Zechen in Wein seine natürliche Erklärung findet, gibt Klara den erwünschten Anlaß zum Abgang auf immer. „Nun kann man doch sagen: sie hat ein Unglück gehabt! Sie [illegible] hineingestürzt!“ Aber nein! Selbst in den Tod hinein ver[illegible]igt sie das Schicksal mit seinen Maßlosigkeiten. Eine Magd [illegible]t Klara gesehen, weil es Mondschein war. Ihr nicht? [illegible]ein, dem harten Alten gönnt das Schicksal, sein ewiger Be[illegible]merer und Schatten, nicht diesen glatten Ausgang. Und so ist [illegible]e wie bei ihrer ersten Maßlosigkeit die echte Tochter Meister [illegible]ntons in diesem ihren schrecklichen Ende wider Willen noch [illegible]inmal maßlos, das treue Kind des Alten.

Es ist eine von den hohen Schönheiten dieser Dichtung, daß der Einflößer der sittlichen Atmosphäre des Hauses schon aus dem Duft des Atems dieser Räume gespürt wird. Ehe er noch seine Stube betritt und sich mit der wollenen Mütze bedeckt, kennen wir ihn und doch ist man selten je so gespannt gewesen, nun auch die persönliche Bekanntschaft des Helden zu machen, nachdem man aus dem Dufte der Mauern und ihrer Insassen seine geistige, besser hier gesagt sittliche gemacht. In diesen Räumen riecht es nach Enge, nicht bloß nach jener, in solchen bürgerlichen Kreisen üblichen, doch oft mit etwas Behaglichkeit oder Wärme umrahmten, sondern nach strengster, eingeschränktester Enge. Der Fehltritt der Tochter wird erst ganz ausverstanden und ausempfunden, wenn man ihre eigenen Geständnisse Leonhard und dem Sekretär gegenüber, namentlich die beiden so sehr bezeichnenden letzterem gegenüber (II. Band S. 50 u. 51) an der Enge dieser Räume mißt; auch von dieser Seite schwindet ihre Schuld auf ein minimum zusammen.

Diese bibelgläubige fromme Mutter, deren leichtere Lebensauffassung in der Jugend, welche der allezeit bevorzugte Sohn erbte, unter der herben Strenge des Gatten rasch dahinwelkte und einem verschüchterten Wesen Platz machte, diese Mutter begünstigt in ihrer Herzensweichheit durch heimliche Zusteckereien den Leichtsinn des Sohnes. Nicht genug, daß sie zu begütigen und auszugleichen sucht zwischen Vater und Sohn, nein, sie steckt ihm heimlich Geld zu, so daß er seinem Zeitvertreib leben kann und außerdem an das Schuldenmachen gewöhnt wird. Und doch darf sie gewiß von sich sagen: „Ich bin mir eben nichts Böses bewußt, ich bin auf Gottes Wegen gegangen, ich habe im Hause geschafft, was ich konnte, ich habe Dich und Deinen Bruder in der Furcht des Herrn aufgezogen und den sauren Schweiß Eures Vaters zusammengehalten.“ Aber die Maßlosigkeit des Vaters und Gatten in der herben Eigenart seiner Tugenden, welche sich geradezu oft in Fehler verkehren, fordert geradezu zur offenen oder versteckten Widersetzlichkeit heraus. Wir sehen bei der Mutter eine gute Anlage da und dort recht falsch herauskommen, wir fühlen uns erst in einem späteren Verlaufe der Handlung zum Sohne in einem wärmeren Verhältnis, weil sich ganz natürlich herausstellt, daß der leichtsinnige Patron, der seiner Mutter die Gulden so ungestüm abfordert, einen guten Kern birgt. Das

wandelt und fälscht sich unter dem Einflusse der Maßlosigkeiten des Alten. Gewiß, es muß nicht sein, und dieser Einfluß erklärt bloß, entschuldigt nicht ihre Durchstechereien. Denn Klara ist an dieser Maulwurfsarbeit nicht beteiligt und gedeiht an der Wintersonne des kargen Vaters. Ob die heimlich zugesteckten Nebelpfennige klein oder groß waren — ein Gulden war für diesen Haushalt schon viel — kommt bei der Beurteilung der Schuldfrage gar nicht in Betracht, wir wissen bereits aus „Genoveva", die kleinste Schuld ist wie die größte. Nun hat aber auch die Mutter gelogen für den Sohn und den Gatten hintergangen, damit er seinen Vergnügungen nachgehen konnte. Als Vermittelung zwischen der Strenge des Alten und dem „holden Leichtsinn" des Jungen mußte sich finden und fand sich sicher eine andere Weise als diese, welche mit dem Stückchen Zucker für den kleinen Lockenkopf begann und mit der trotzigen Forderung des Jünglings beim Guldenstück schließt. Da häuft sich eine Masse Schuld auf Seiten der Mutter, welche um so schwerer wiegt als dieses Willfahren dem weichen Herzen so wohl tat. Da wird sie aus einer Vermittlerin der Gegensätze, dem schönen Berufe des Weibes und der Mutter, eine Hegerin der schlechten Neigungen des Sohnes, und in diesem Hegen von Stufe zu Stufe maßlos. Der Eigensinn und die Hartnäckigkeit, mit welcher sie die Sache des gemeinen Strebers Leonhard führt, von welchem der gerade Vater so wenig als die Tochter in ihrer Natürlichkeit etwas wissen wollen, läßt auch in den Angelegenheiten des Sohnes wenigstens jenen passiven Eigensinn vermuten, welcher gerade solchen stillen gedrückten Gemütern eigen ist. Wir brauchen den Charakter der Mutter nicht weiter zu verfolgen, um zu dem Schlusse zu gelangen, sie ist schuldig aus Maßlosigkeit. Wurde sie dies auch unter dem Einflusse ihres Gatten, so lag doch die Wurzel dazu in ihrer leichteren Lebensauffassung von früher her, welche mit ihrem bibelgläubigen Sinne gar wohl besteht. Zugleich aber richtet der Menschenloskündiger, der Dichter, in ihr ein Zeichen auf, daß nicht allzuviel dazu gehört, um maßlos zu sein und plötzlich tot auf die Diele geworfen zu werden.

Der Sohn führt sich recht unvorteilhaft ein. Er spielt selbstgefällig mit einer neuen goldenen Kette und gibt der Schwester auf deren Frage nach der Herkunft des Schmuckstückes ziemlich widerwillig Auskunft. Sofort verlangt er von der Mutter einen

Gulden und wird recht „unverschämt“, als sie sich außer stande sieht seinem Begehren nachzugeben. Dann macht er sich verdächtig durch schlimme Reden. Es kommt ihm gar nicht darauf an, denn „Hier im Hause glauben sie von mir ja doch immer das Schlimmste; wie sollt' es mich nicht freuen, sie in der Angst zu erhalten?“ Also die maßlos enge, nicht blos strenge, enge Zucht des Vaters wie sie sich dem Hause auflegt, hat ihn zunächst in allerlei Kaupeleien und heimliche Vergnügungen gebracht, wobei die Mutter mit half, und nun macht es ihm Vergnügen, diesen Lebenswandel auszubauen mehr schon aus geistigem Behagen an der Lust zum Widerstand. Und gleich am Anfang der Szene klingt eine andere Ader an: er arbeitet abends zwei Stunden länger als die anderen. Nachdem wir das Ganze überschauen, mag das geschehen sein, um einige Schulden zu bezahlen; aber es ist doch geschehen. Würde ihm der Vater in seiner Arbeit etwas vorwerfen können, irgend welchen Unfleiß, ein Atom Nachlässigkeit, so würde er es sehr freigebig getan haben. Es geschieht nicht. Genug, der leichte Bursche hat einen guten Kern, und der kommt zum Ausbruch, nachdem er den Sturm überstanden. Da traut er es sich zu, über'm Meer sein Glück zu machen, und wir dürfen es ihm zutrauen, daß er seine letzten Prahlereien angesichts der schrecklich verstümmelten Leiche seiner Schwester nicht ausführen und ein tüchtiger Kerl werden wird, einer, welcher nach getaner Arbeit „die Goldstücke von einer Hand in die andere zählt, und dabei ein Gesicht hat — man kann's nicht ruhiger haben, wenn man den ganzen Tag arbeitete und nun die Werkstatt hinter sich abschließt“. Zunächst ist er aber noch nicht so weit, und heute finden wir ihn in der Blüte seiner Rüpeleien und jugendlichen Torheiten. Die Lust zum Widerstand gegen den Hausherrn treibt er über alles Maß, namentlich in Ansehung der Kleinheit der Verhältnisse des Hauses. Er beträgt sich ganz ungebührlich gegen Mutter und Schwester, die diese und zahlreiche andere Ungezogenheiten mit dem Honig vergilt, den sie dem Vater in des Bruders Interesse zuträufelt, ganz rücksichtslos gegen den Vater, welchen er in der Kirche besuchen wollte. Endlich findet er unterwegs eine offene Hand und da schiebt er Kegel. Eben dreht er die Kugel in der Hand, da faßt ihn der Gerichtsdiener am Kragen und „läßt ihn nicht einmal die Boßel werfen“. Heraus aus seinen Maßlosigkeiten — unschuldige Vergnügungen

würden viele sagen. Aber in diesem Zusammenhange kennt das Schicksal keine „unschuldigen Vergnügungen", und alles trägt in diesem Hause den Stempel des Gebieters, den das Schicksal fortwährend belauert; alles wird gerade in dieser Enge ganz von selbst ins Große getrieben.

Was sonst recht, gerecht und richtig, hier wandelt sich's wie von unsichtbarer Hand ins blendende Gegenteil um. Zu allererst im Munde und unter den Händen des Hausherrn. Ich muß es mir leider versagen eine auch oberflächliche Charakteristik dieses scharfen, sarkastischen, vielerfahrenen Mannes zu geben, der zwischendurch irrt wie ein Kind, dieses fleißigen, sparsamen, treuen Familienvaters, welcher sich nicht entblödet, die Seinigen vor das Loch zu schieben, dieses strenggläubigen, bibelfesten Protestanten mit der starren Zurechnung, der jedem sein Teil an der Schuld auf Heller und Pfennig errechnet, dieser wandelnden Wahrheit, deren einzelne Ausdrücke und Laute oft höchst zweideutig sind, dieser aufgepflanzten Warnungstafel, nach welcher meist nur Eingeweihete sich richten können, dieses warmen Herzens, um welche bitterste und verbitternde Erfahrungen die harte Kruste zur Kruste legten, so bemühet, diesen trefflichen Kern zu verbergen, daß er die Träne in einer Lüge ertränkt. Unter allen diesen Zügen, welche nur hingeworfen wurden, um an die zu erinnern, welche fehlen, und welche sich beim Dichter zu einem der lebensvollsten Gebilde aller Literaturen kristallisieren, fehlt gerade der, welcher den meisten als „die Idee" gilt, deren „Anzeiger" Meister Anton dann sein soll im Sinne des Künstlers, nicht in seinem Sinne, der Ehrbegriff. Diesen hat er nicht in seiner Tiefe erfaßt, er ist ihm äußerlich barok, fast pittoresk und er ist so wenig ihm, dem sich wunder wie frei fühlenden Unabhängigkeitsmanne, im Innersten aufgegangen, daß er sich von der öffentlichen Meinung fortwährend geniert fühlt. Wenn schon die ganze Stimmung im Hause und bei allen auf ihn als die Glocke hinweist, welche die Harmonie für die Zeit im ganzen und die Stunden im einzelnen angibt, so vervollständigt gleich sein erstes Auftreten und Gespräch mit dem Schreiber Leonhard das Bild so genau, daß alle nachkommenden Züge sich in jene Umrisse nur einzufügen haben. Jeder Zug, jeder Ausdruck, jede Bewegung, ob ruhig oder rasch, trägt das Gepräge der Maßlosigkeit, so daß diese Eigenschaft der alle Eigenheiten verbindende

Fluß ist. Diese seine Übertreibung ist um so furchtbarer, als die Ruhe so recht charakteristisch für alles das ist, was er von sich gibt, mit der sich die Alltäglichkeit seines Wesens und dessen Offenbarungen ausdrückt. Der Mann ist immer ganz er selbst, er kann sich gar nicht anders kennen. Und wer ihm jene Szene mit dem Gerichtsdiener Adam in dem Wirtshaus besonders hoch anrechnet, verkennt ihn vollständig; ganz dasselbe gilt vom Schreiber Leonhard. Und doch wird jene Szene für seine Familie und ihn so furchtbar verhängnisvoll: das schrankenlose Walten des Schicksals, welches jedes sein Tun nun auch als ohne Maß prägt. Nur dieser Vater konnte gleich beim Hören von dem geschehenen Juwelendiebstahl den Namen des eigenen Sohnes nennen; ein Verdacht, den er selbst als einen nichtswürdigen Gedanken bezeichnet. Das hindert durchaus nicht, daß er seiner Tochter, allerdings nach einem Wort von ihrer Seite, das der Unterstellung Raum gab, aber doch nur dem immer wachen Verdacht, mit einem andern in ihrem Vorleben in nichts begründeten „nichtswürdigem Gedanken" kommt. Aber das ist nichts als Folgerichtigkeit der maßlosen Art, welche von sich nichts weiß. Meister Anton ist in allen diesen Fällen trotz aller subjektiven Färbung seines Redens und Tuns immer insofern sachgemäß, als er immer an der rechten Stelle zu finden ist — aber ohne sich zu bestimmen. Daher hat der Schauspieler ja jede Übertreibung von dieser Prachtgestalt fern zu halten, jede Heftigkeit der Bewegung und Stimme, wenn auch einmal die lautere Tonart am Platze ist. Diese ganze Folge von „Grenzenlosigkeiten" findet für den ersten Akt ihre prächtige Gipfelung in der Art, wie der Vater die Tochter zwingt, ihre Jungfräulichkeit zu beschwören. Welche köstliche Ironie birgt dieser Schwur: wie ihren Vater der übertriebene Ehrbegriff um- und befangen hält und wie der Alte trotz bitterster Erfahrungen alles abhängig macht von der öffentlichen Meinung in einer unvernünftigen Weise und so die Ehre rein äußerlich faßt, ist ihr Schwur für den Alten keine Lüge, und er merkt gar nicht das Ausweichende in ihrem Wortlaute. Befriedigt will er bei dem schönen Wetter mit ihr „Spießruten laufen", mit ihr als dem ihm gebliebenen Kleinod, „sie werden nicht sagen können, es hat an den Eltern gelegen," nun der eine Sproß intakt blieb. Aber der Pfarrer macht ihn auf das Sündhafte einer solchen Maßlosigkeit aufmerksam, wenn

Eltern in solch' übertriebener Weise für die Verfehlungen der Kinder eintreten. Und so ist er durchaus. Aber wie er sich auf der Grundlage seines Charakters breit und herrlich entfaltet, seine Individualität mehr und mehr heraus stellt, entwickelt sich ihm aus dem Hinter- und Untergrund aus einer ihm unbekannten Tatsache eine Folge von Ereignissen, welche, zunächst ihm unbewußt, seiner Maßlosigkeit fortwährend Hohn sprechen und in einer bestimmten Stunde den Boden entziehen. Das starke Moment des Ironischen, das in dem tragischen Prozesse steckt, wird hier ganz besonders mächtig herausgetrieben. Sehr natürlich: Eine Tragödie, deren Handlung die Idee der Maßlosigkeit widerspiegelt, muß so recht der Tummelplatz der Ironie des Schicksals werden, welche die Nichtigkeit der menschlichen Schrankenlosigkeit aufdeckt. In dem Gespräche mit seiner Tochter zu Beginn des zweiten Aktes tritt neben anderen Zügen die Äußerlichkeit seines Ehrbegriffes in den Vordergrund, ihm ist die Ehre wirklich nur ein Begriff, kein Lebenswert. Meister Anton bestimmt sich als ein sittlich beschränkter Mensch, dessen Übertreibung es immer eigen ist, daß sie aus einem Recht, einem Gut erzeugt wird. So hat er mit seinen Sentenzen und Handlungen an sich gewiß recht, nur nicht gerade in diesem Augenblicke in dieser Quantität, welche die Qualität unaufhörlich fälscht. So hat er auch sicherlich in der Hauptsache recht, daß er seine Tochter mit dem eigenen Leben vor der Schande bewahren will. Aber unter welchen Umständen und Begleiterscheinungen tritt dieser Gedanke hervor. So hat er gewiß in Bezug auf seinen Sohn recht, nur nicht in diesem dicken Farben-Auftrag. Und es ist eigentlich ein Schluß, den der Väter dem boshaften Feinde überlassen sollte: dieser Mensch hat Schulden, also stiehlt er; und den anderen: dieser Mensch arbeitet morgens vor mir und abends nach mir zwei Stunden, also muß er der Dieb sein, denn es langt nicht zu bei ihm. Wenn Karl die Juwelen nicht hat, so hat Meister Anton doch recht: er wird seinen letzten Pfennig daran setzen, herauszukriechen, warum sein Sohn eingesteckt wurde, und wird die Urheber dieses Frevels verfolgen. — Es kann nicht auffallen, wenn das Wiedersehen von Vater und Sohn so nichts von den Äußerungen der Wärme an sich hat, welche „wo anders üblich" wären. Im Gegenteil: der Alte begrüßt den Jungen mit köstlicher Grobheit, und der ist mit seiner Antwort auch nicht

faul und bringt seine Amerikafahrt frisch an. Jener quittiert wieder in seiner Weise, und so wäre der Punkt erledigt: friedlich, schiedlich. Viel anders wird das Wiedersehen in zehn Jahren wohl auch nicht werden: dazu ist der Starrkopf zu sehr ganzer Kerl, der von sich selbst zu wenig weiß. Das beweist er in der Schlußszene dem Sekretär gegenüber. Erst ist ihm sein Sohn als unschuldig wieder geworden, nun bittet ein röchelnder Mann für die Tochter, welcher ihr, nein ihm das kostbare Leben einsetzte, damit sie, nein er leben kann. Aber Meister Anton steckt die Hände in die Taschen. Er hat nichts zu verzeihen. Auch als Karl ruft: „Vater, Vater, es liegt jemand im Brunnen! Wenn's nur nicht —" — Karl hat schon vorhin böse Ahnungen gehabt — so unterbricht er den rasch warm gewordenen und zweimal „Vater!" rufenden Jungen nur, um in rein praktischer Weise sich zu äußern, in seiner tüchtigen Art, „und ob's der Gerichtsdiener wäre", zu helfen. Da ist der Tischler Meister, er hat es schon ganz anders bewiesen. Sowie aber über des Sohnes Lippe das „Wenn's nur nicht Klara ist!", da bekommt der Körper des Veteranen einen Ruck und er hält sich am Tische. „Klara?" Weiter nichts. Und erst Karls und des Sekretärs weitere Erklärung lassen ein „Sieh' doch zu!" sich den herb geschlossenen Lippen abringen. Dann setzt er sich. „Ich kann nicht!" Das war zuviel auf einmal, aber nur auf einen Augenblick, dann hat er sich wieder. „Und doch!" Jetzt reckt er sich wieder empor und spricht ruhig zum Sekretär: „Wenn ich Ihn recht verstanden habe, so ist Alles gut". Dem Götzen Ehre, wie er ihn verehrt, ist genug getan; Mutter und Tochter starben Schlag auf Schlag, der Sohn ist frei, es lebe die Familie und ihre „Reputierlichkeit". Wie sehr ihn die Ehre ganz hat und die Tochter ihm nur als deren Träger für jetzt, wenigstens für die Familie, in Betracht kommt, geht aus seiner Antwort hervor, als Karl hervorstürzt „Vater, sie ist nicht hineingestürzt, sie ist hineingesprungen, eine Magd hat's gesehen!" „Sie soll sich's überlegen, eh' sie spricht! Es ist nicht hell genug, daß sie das mit Bestimmtheit hat unterscheiden können!" Kräfte des Gemütes regen sich in diesen Worten, von denen nur wenige nach der Tochter spannen; in der Mehrzahl gehen sie auf ihn und seinen schrankenlosen Ehrbegriff und nichts stellt seine Maßlosigkeit überhaupt so rein dar als diese Antwort. Nur weil die Nach-

forschung nach dem Warum nicht ausbleibt und so manche liebe Nachbarin den richtigen Grund aus hellseherischer Bosheit erraten wird, kommt es ihm darauf an, festzustellen, daß das unselige Mädchen hineingefallen ist. Ein anderer Grund mag mit unterlaufen: ein Gefühl steige auf in dem hart umstürmten Mann, „die Tochter selbst auf den Weg gewiesen“ zu haben, wie der Sekretär ihm sagt und, von seinem Standpunkte aus, mit recht betont. Aber das ist nur in der Unterströmung. Denn seine Taten nimmt dieser Mann wenn irgend einer voll auf sich und, folgt einer Übertreibung, ein schrecklicher Zusammenbruch, er steht seinen Mann! Und so hat er, der Sekretär mag noch so fein und scharf die Lose sichten, nur die eine starre Antwort: „Sie hat mir nichts erspart — man hat's gesehen!“ „Mir!“ In diesem „Mir“ an dieser Stelle liegt der ganze Meister Anton und sein tragisches Verhängnis, sein Sichsetzen an die Stelle der Familie, sein über alles Maß hinausgehender Individualismus. In jeder seiner Tragödien bisher hat der Dichter, ohne es darauf abgesehen zu haben, den übertriebenen Individualismus ad absurdum geführt; daß es in dieser Tragödie so mit eingeschlossen geschehen würde, war natürlich; denn die Maßlosigkeit wird immer mit jenem verbunden sein, und selbst der maßloseste Sozialismus und Kommunismus sind so wenig gesellschaftlich, daß sie immer nur von einzelnen betrieben und wirklich nur einzelnen auf die Dauer zu gute kommen. Wie hebt sich Meister Antons starres „Mir“ ab von dem rasch aufgegangenen wirklichen Gefühl für die Familie, echtem Mitgefühl mit ihr und dem Vater bei Karl, das sich in der Anrede „Vater! Vater!“ und noch einmal „Vater!“ ausspricht. Und der Träger eines außerordentlichen Menschenschicksals schägt sein Auge auf, wenn er dem Sekretär auf dessen Vorhalt „Er war's nicht werth, daß ihre That gelang!“ zuruft „Oder s i e nicht!“ Und eine jener starren Gestalten einer längst entschwundenen Zeit, welche nur in Felsen und mit Felsen arbeitete, scheint ihr versteintes Haupt zu erheben, wenn er die Menge mit der entstellten Tochter „in die Hinterstube“ weist, „wo die Mutter stand“. Es ist eine gewaltige Masse in seinem Innern, welche er unbewußt in diesem Augenblicke unterzukriechen hat, es ist die einzige Stelle in der Tragödie, wo seine Stimme den Ton vom Rollen des Donners borgen darf. Und eine halbe Färbung abgeschattet

kommt dann sein letztes Wort heraus „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ Fest aufgerichtet steht er, ein Wahrzeichen der Maßlosigkeit dieses Geschlechtes, von der er nicht weiß, welchen ein Gott schlug mit Blindheit, seinen Schein in der Hand, auf dem er besteht: er hat recht!! „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ ein geradezu banaler Schluß, wenn er das Fazit enthielte eines in der Tragödie dargestellten Kampfes zweier Weltansichten und in ihm sich etwa das Geständnis, nein auch nur das halbe Geständnis eines Irrtums des Vertreters der alten Weltansicht gegen die neuere offenbarte. Wir fragen da immer wieder, was ist denn so großes Neues geschehen, das er verstehen müssen und das sich ihm so gewaltig aufdrängte, so daß er einen Rückzug schließlich antritt und jene Worte nichts sind als das Verlegenheitsgeplänkel einer Batterie, ihn zu maskieren. Doch wir wollen, da er das letzte Wort in der ganzen Dichtung hat und so zu sagen in Gegenwart aller spricht, sein Wort auch als das Ausgeläute beim Schluß dieses Gottesdienstes mit nach Hause nehmen.

Der Schreiber Leonhard bedarf keiner weiteren Prüfung auf seine Maßlosigkeit, sie trägt an seiner Individualität die Farbe des rücksichtslosen Emporwühlens einer bodenlos gemeinen Art. Doch ist sie so unbewußt folgerichtig wie diejenige Meister Antons. Nur noch mehr; und es ist ihm, so paradox das klingen mag, aus seiner gemeinen Art kein Vorwurf zu machen; solche Spezies geben der ganzen Art Daseinsberechtigung, bis sie ihre Mission erfüllt haben und vernichtet werden. Einzelne Worte von ihm gründen durch ihre Erinnerung an die allererste und rein physische Notdurft des Menschen so nahe an das Tierische im Geschlechte, daß sie geradezu mit Entsetzen erfüllten, wenn diese seine Art nicht so wundervoll den Stempel des Unbewußten und damit, in gewissem Sinne, der allgemeinen Notwendigkeit trüge. Abgesehen von den zahlreichen Einzelheiten sind sein Zerstörungswerk an der Braut, sein instinktives Erfassen des rechten Augenblickes, als dort „nichts mehr zu holen“ war, sein rasches Anknüpfen und Festmachen der Verbindung mit der Nichte des einflußreichen Bürgermeisters und vor allem schon sein Kokettieren mit dem „Buckel“ vor der Prüfung, zu welchem Zwecke er ihr „„nur““ Einiges, das ihr wohl gefiel, über seine Braut sagte, treffliche Tatsachen, Dokumente für seine Übertreibung im „Streben“. Und dabei wieder die Erscheinung, daß eigentlich

so ganz Unerhörtes, Vergehen oder gar Verbrechen im Sinne des Strafgesetzbuches, gar nicht geschieht und eigentlich „weiter nichts geschieht“ als das Wahrnehmen seiner Interessen, das, auch so wie er es handhabt, viele für berechtigt erklären.

Dieselbe Offenbarung des ernsten Seherauges des Dichters an der ergreifenden Gestalt des lebensfrohen Sekretärs. Der kommt nach erfolgreicher Ablegung aller Prüfungen nach beendigtem Studium auf der Universität voll froher Erwartungen mit seiner innigen Liebe zu der Jugendfreundin im Herzen in seinem Vaterstädtchen an und — findet sie verlobt, verlobt mit einem Unwürdigen. Wie ihm nun der erste schöne Anlaß, ihr die Schuldlosigkeit des Bruders zu verkünden, zufällt sich in den alten engen Räumen wieder einzufinden und mit seinem warmen Gemüt ein Fleckchen Sonnenschein in die dumpfen Mauern zu zaubern, muß er erfahren, daß Klara dem Unwürdigen bereits alles dahingegeben. Da schlägt die Raschheit der Jugend durch das nur eben erst sich bildende Gleichmaß der Kräfte des Mannes hindurch, und ein Wort, welches wieder viele gar nicht so unschicklich dünken möchte, wird in seinem geistigen und sittlichen Gehalte zu maßlos, als daß es anders noch als sofort im Innern des Bereuenden korrigiert werden könnte. Denn darüber kann auch die Wahrhafte der es galt nicht hinweg. Auch ist die Maßregel, welche jenes rasch entflogene Wort verbessern soll, zu engherzig und falsch, weil sie in ihrem Ausgang den Tüchtigen „abhängig machte von Einem, der viel schlechter war als er“, und damit gleich wieder eine Übertreibung durch eine andere vertreiben soll. Wer die Zeichen der Natur so vortrefflich auszulegen versteht, wer ein Gemüt rein wie keuscher Schnee in lauteren Kristallen von sich gibt, der muß das rasche Wort doppelt und dreifach schwer bezahlen.

Und so stehen mit dieser Idee der Maßlosigkeit, wie sie sich in der Handlung dieser Tragödie ihren Körper baut, noch zwei Erscheinungen in innigster Verbindung, welche in anderen Tragödien nicht oder doch nicht in so hohem Grade der Reinheit auftreten: alle Menschen, welche sich in dieser Tragödie ihr Leiden bereiten, sind mehr oder weniger tüchtige bez. viel versprechende Menschen; und alle Menschen in dieser Tragödie haben recht. Bevor wir aber diese zwei Momente wenigstens streifen, sei auf die Bedeutsamkeit der Örtlichkeit für diese Idee hingewiesen. Zur

Gerichtsstätte für ein so allgemein menschliches Gebrechen als die Maßlosigkeit ist, welches noch dazu wunderlich und oft höchst einnehmend maskiert auftritt, und täglich, ja stündlich in den kleinsten Kreisen ihre Opfer fordert, wird die Familie erkoren, die leibliche, geistige und sittliche Einrichtung, auf welcher die Dauer des Menschengeschlechtes beruhet. An keiner großen Staatsaktion, an einer einfachen Geschichte nicht einmal, wird es aufgezeigt, was uns alle bindet, sondern an den harten Tatsachen eines Zustandes, also so recht entrückt den Zufälligkeiten einer Geschichte. In der Familie, wo sie tagtäglich, ja stündlich auf das gegenseitige Tragen, Dulden und Heischen angewiesen sind, wo es so leicht sich lernen sollte und oft so schwer sich lernt, sich von Herzen lieb zu haben, d. h. ein Tun, ein Wort, eine Geberde recht zu verstehen und mit dem Verstehen alles zu verzeihen, und wo gerade die von draußen mitgebrachten guten Eindrücke zerdrückt werden zwischen Maßlosigkeiten und auf ihnen beruhenden Mißverständnissen, in der Familie begibt sich diese Aktion. Da gibt es Versündigungen und Verwundungen durch Lieblosigkeit und Härte, Mißhandlungen so feiner geistiger und sittlicher, Schweigen ertödender Art, furchtbarer als böse Worte, so daß sich das Band zwischen den einzelnen Gliedern und jener hervorragend bedeutenden Einrichtung gelockert, ja zerrissen hat, ehe eine äußerliche Trennung eintritt. — Furchtbar ist diese Tragödie aber dadurch, daß auf der Grundlage einer engen Lebensanschauung und engster Lebensverhältnisse eine Unsumme tüchtiger Kräfte in Maßlosigkeit gebunden und dem Untergange verfallen sind. Ihr Gewissen hilft ihnen allen gar nichts; aber das innere Auge aufgetan und geübt, und es käme Fluß in die geronnenen Massen, und die Schlacke sonderte sich vom Golde. Welche Fülle von an sich tüchtigen Kräften liegt in Meister Anton gebunden durch die verengte Einseitigkeit seiner Anschauung, und nun stoßen sie seitwärts und zur Unzeit heraus, entladen sich in Maßlosigkeit. Und auch in Leonhard verdirbt ein an sich gutes Streben durch Maßlosigkeit. Und eine prächtige Kernkraft von bester Bürger- und Beamtentugend liegt in Friedrich, vorerst noch im Halme; der wäre der Mann geworden, der jedem etwas zu geben gehabt, was ihn gelabt. Aber um eine Stunde zu früh in eine Lage unerhörter Art gestellt, ehe das innere Auge vollständig im Schauen geübt, wird dieser Mann mit der herrlichen Anlage zur ausgleichenden Lebensweisheit

durch ein kurzes Wort auf die Bahn eines allzu frühen Todes geworfen. Und gegenüber den Tadlern sei es gesagt, er durfte sehr wohl nicht nur die tragische Kollision aussprechen, sondern, sein Wert und die reine Anschauung, welche ihm aufging, berechtigte ihn dazu, auch dem, der alle Verwirrung durch seine Maßlosigkeit gestiftet, das Rätsel des Lebens auslegen; und noch dazu in dieser für ihn frühen Scheidestunde. Und welche Masse echt weiblicher Tugenden ist mit Klara verloren durch einen Augenblick der Maßlosigkeit, nein sagen wir auch dadurch, daß die Menschheit trotz allerlei Veranstaltungen auf die Brüderlichkeit und allerlei Religionssysteme, insbesondere ein fast zweitausendjähriges Christentum, noch nicht gelernt hat, weise zu sein. Wer je an seinem Leibe dieses Gehetztwerden von allen erfahren, wer je Menschen in seiner Not gesucht und wegen einer bösen Stunde seines Lebens Steine gefunden hat, bis er gänzlich zu Grunde gerichtet aus dieser Welt gedrängt wird, der fühlt jedes Wort dieses Mädchens, versteht ihre zarteste Handbewegung oder das stille Neigen des schönen Hauptes, verspürt den leisen Seufzerhauch und liest die Buchstaben der federnden blassen Lippen. Wie reich muß die Menschheit sein, daß sie ihre Juwele wegwirft und ihre Reichen an das Kreuz schlägt!!! Und viele sittigende Werte gingen mit dieser Ehe zwischen den zwei Jugendfreunden verloren. Das alles verdirbt und stirbt ab, damit einer in der Tragödie der reiche Mann werden und an seinem Lebensabende die Goldstücke zählen darf, der Sohn Karl, „von dem dem Alten nimmer etwas Gutes kommen“ sollte. So schafft das Weltgesetz, das Leben, sein Ausdruck. So mußte der Dichter auch diese Handlung gestalten und ihr diesen „nicht so ganz befreiend wirkenden“ Schluß geben, „nicht so ganz“ wie es manche gern sähen. Wie aber in dieser Tragödie jeder recht hat, und eines jeden Recht durch Maßlosigkeit sich in Unrecht verkehrt, erhellt aus allem Gesagten von selbst. Und so konnten auf dieser Schädelstätte der Maßlosigkeit wirklich keine anderen Zeichen aufgerichtet werden als die wir sehen. Denn diese Maßlosigkeit ist dem Geschlechte der Menschen und jedem einzelnen wie ein Pfahl, getrieben in das Fleisch und in die edelsten Teile. So bleibt es zwar einem vorbehalten, die Edelsteine von den Kieseln zu sichten, aber er selbst, mit der Anlage zum Besten, stirbt, und es stirbt mit ihm die Jugendfreundin, seine edle Ergänzung; der gemeine Streber zahlt sein

Übermaß mit dem Tode; ihnen ist schon die Mutter vorangegangen, welche nicht die Gehaltenheit des Geistes und der Sitte besaß, die Gegensätze auf diesem Gerichtsfelde auszugleichen. Es bleibt leben Meister Anton als Wahrzeichen feür sine Vaterstadt dafür, wie schreckliche Verheerungen die Maßlosigkeit wirkt und wie schwer dieser Pfahl ausgebrannt wird. Das prächtige „Ich verstehe die Welt nicht mehr" als Menetekel auf der Stirn. Und es bleibt leben sein Sohn Karl: er wird das Gut bekommen, welches aus dem Leiden aller aufblüht, und mit frischem Wagemut zum Heile der Menschen bewirtschaften, nachdem er von Maßlosigkeit geläutert in dem Sterben ihm teuerer Menschen.

Herodes und Mariamne.

Eine Tragödie in fünf Akten.

Gedichtet in den Jahren 1847 und 1848.

Die Tragödie führt uns wieder in den Orient zu den Juden um die Zeit der Geburt Christi. Ihr Land steht in loser Abhängigkeit von den Römern, welche ihnen gegen Zahlung eines Tributes die Freiheit lassen, ihre Angelegenheiten zu ordnen. Jetzt herrscht über das Land König Herodes, genannt der Große, mit starker Hand und klugem Geist. Durch seine bedeutenden kriegerischen und staatsmännischen Eigenschaften an die Stelle des alten schwachgewordenen Herrschergeschlechtes der Hasmonäer (Makkabäer) getreten, von reformatorischen Absichten, welche sein stockig gewordenes Volk um diese Weltenwende einer alten und neuen Zeit zu einem neuen Kulturideal emporführen sollen, erfüllt, hat er, wie das bei seiner schwierigen Stellung nicht anders sein kann, sehr viele Feinde (I. Akt 2. Sz.) im Volke und im eigenen Hause. Vereinsamt auf dem Throne, hat er nur an seinem Weibe Mariamne aus dem früheren Herrscherhause der Makkabäer eine treuergebene Gefährtin von starkem edlen Gemüt und ihm ebenbürtiger hoher Begabung. Von seinen Feinden, namentlich den Pharisäern und Sadducäern, immer heftiger bedrängt, ließ er deren „Parteiabzeichen", den schönen aber unbedeutenden Aristobolus, den Bruder seiner Gattin, beim Baden wie im Spiele untertauchen. Nun hat ihn Alexandra, die Mutter der Makkabäergeschwister, beim römischen Gewalthaber Antonius wegen Mordes hart verklagt und dieser Anklage durch Übersendung von Aristoboli Bildnis, der ein Abbild seiner schöneren Schwester ist, Nachdruck bei dem römischen Wollüstling verliehen. Vor

den Gewalthaber gefordert, bekommt des Herodes Argwohn eine bestimmte Richtung. Seit des Aristobolus Tode seiner Gattin nicht mehr sicher, findet der große König nicht die sittliche Spannkraft zum einzig Notwendigen, sein Inneres vor dem treuen Weibe zu entladen und sich zu dem Morde des Bruders zu bekennen, nur ein Laut — und die schon sachlich bewertete Tat wird hochherzig verziehen. Statt warmer Laute kalte Perlen, und so schließt sich auch Mariamnes Inneres zu beim Abschied, und sie verweigert den Schwur zu sterben, wenn er stirbt. Unter der ganz törichten, in diesem Falle verbrecherischen Voraussetzung, Antonius könne sein Nachfolger werden bei der Gattin, „stellt er diese unter das Schwert" d. h. er gibt seinem als Vizekönig zurückgelassenen Schwager Joseph den Auftrag, falls er nicht wiederkehrt, Mariamnen zu töten. Aber gerade in des Gatten Abwesenheit findet die Königin vollauf Gelegenheit ihm treu zu dienen, indem sie durch persönliches Eingreifen, namentlich auch ihrer Mutter Alexandra gegenüber durch den Schwur, zu sterben, wenn der Gatte stirbt, einem gefährlichen, von den Pharisäern angestifteten Aufstande die Spitze abbricht. Da aber erfährt sie durch Josephs Schwäche und die falschen Schritte seiner auf sie erbitterten und nun noch eifersüchtigen Gattin Salome, des Herodes Schwester, in welcher brutalen Weise Herodes die Menschheit in ihr geschändet. Aber auch jetzt „befleckt keine Regung unedler Art ihr Inneres" (V. 1394—1402), nur statt des warmen Bewillkommnungsgrußes empfängt den rückkehrenden Gatten ein starres Medusenbild. Die im Charakter des Herodes und vor allem in der Lage vollständig begründete rasche Hinrichtung Josephs verhindert jede Aufklärung. Vergebens wartet das tief gekränkte Weib auf den innigen Ton, welcher sein ersterbendes Gefühl noch einmal wach küßt. Auch kann nach Lage der Dinge die reine Innerlichkeit sich nur durch die Tat offenbaren. Da wird dem Könige die Gelegenheit zu dieser Tat: Antonius entbietet ihn zur Teilnahme an dem Kampfe, der zwischen ihm und dem andern römischen Gewalthaber Oktavian um die Weltherrschaft entbrennt. „Noch einmal! Das löst Ja Alles wieder" frohlockt schon die Gattin, froh daß ihm noch einmal Gelegenheit wird „da er mit Hoffnung und Vertrau'n doch enden muß, sogleich mit beiden anzufangen (479 ff.)", und in warmer Beredsamkeit verkündet sie wie eine Priesterin dem Manne die Forderung der

Stunde (1875 ff.). Vergebens, der nun einmal vom Argwohn verblendete Mann löst kein Innerliches aus und stellt das Weib, „über dem er einst den König vergaß," zum zweiten Male unter das Schwert. Nur daß er diesmal ganz anders als in dem schwachen Joseph einst ein zweites Menschentum schändet in dem Soemus, dem Statthalter von Galliläa, seinem tüchtigen treuen Waffenbruder, „der da stände, wo ich steh, wär' ich nicht auf der Welt". Aber Soemus übernimmt die unreine Aufgabe nur, um die hochverehrte Königin zu retten und verrät ihr, welche sich in schwieriger Lage wieder als treue Gattin und umsichtige Königin bewährt, als nach der zu Gunsten Oktavians ausgefallenen Entscheidungsschlacht nach menschlichem Ermessen Herodes verloren ist, den blutigen Befehl. „Weh!" — — „So ist das Ende da! . . . . . Eins, das auch den Anfang Verschlingt und Alles . . . . . Ich hatte nichts, ich habe Nichts, ich werde nichts haben!" (V. 2131—2149), stöhnt das zerquälte Menschenherz. Die Priesterin der reinen Innerlichkeit weiß ganz genau: auch diesmal kehrt der große Staatsmann wieder. Und er soll sie „so sehen, wie sie beim Scheiden stand vor seinem Geist". Sie gibt während alle Welt den König tot glaubt, ein großes Fest, wo sie, den Tod bereits im Herzen, für alle, die sie kannten, nur eine Larve noch, tanzt und jubelt wie eine Wahnsinnige. Da erscheint, allen unerwartet, der König. Der große Staatsmann, fähige Krieger und hochbegabte Fürst hat mit seiner Treue gegen den Besiegten beim Sieger hohe Gunst davongetragen, weil er „mit Vertrau'n gegen ihn begann". Nun stirbt der „Waffenbruder" Soemus, den er für einen Verräter hält, durch den Henker, Mariamne, von einem Familiengericht auf den gegen sie zeugenden Schein hin auf Wunsch des Königs verurteilt, wird hingerichtet, zu spät erfährt Herodes von dem Römerhauptmann Titus und der racheschnaubenden Alexandra den wahren Sachverhalt. Die zertretene Menschheit stöhnt empor; da wird ein neues Zeichen schon gesetzt, um das sie sich aufrichten wird: der Knabe ward zu Bethlehem geboren, welcher eine neue Zeit reiner Innerlichkeit und freien Menschentums heraufführen wird. Vergebens befiehlt Herodes, indem er dieses neue Zeichen nur äußerlich faßt, den Mord der Kinder zu Bethlehem. Sein letztes Wort „Mariamne" noch auf der Lippe, fällt er dem Römerhauptmann Titus ohnmächtig in die Arme.

Die Exposition dieser Tragödie, nach dem Urteil aller Berufenen ein Meisterstück, umfaßt den ersten Akt und führt die Handlung bis zu dem Augenblicke, wo Herodes dem Schwager und Vizekönig Joseph den blutigen Auftrag erteilt und sich nach Alexandria zum römischen Gewalthaber Antonius begibt. Die Tragödie eröffnet sich mit einem Meisterzuge des Königs. Herodes tritt in den großen Audienzsaal der Burg Zion ein, wo alles versammelt ist, was irgend ein Anliegen oder Grund gesehen zu werden hat. Sofort tritt ihm Joab entgegen, von einer wichtigen besonderen Sendung an den römischen Gewalthaber Antonius in Alexandria zurück. Mit einem „Dich spreche ich nachher! Das Wichtigste zuerst!" weist er ihn zurück: denn es kann ihm nicht gefallen, vor so vielen Zeugen einen Bericht entgegenzunehmen, der manchen unangenehmen Moment enthalten wird; zugleich aber wird dem Boten seine eigene Unwichtigkeit zu Gemüte geführt, wäre sie auch nur in den Augen des Herren. Vielmehr erkundigt er sich nach dem Verlaufe einer Feuersbrunst von heute Nacht, welche seine Wachsamkeit entdeckt; mußte er doch erst den jüdischen Hauptmann wecken. Der sieht darin vor allem eine Mahnung „die Zunge mehr zu hüten, sie könnte einmal dem Ohre des verkleidet durch die Gassen schleichenden Königs begegnen." Nachdem diese wenigen Verse den historischen Hintergrund angekündigt, wird in dem jungen Weibe, das sich aus Liebe zu dem eben verstorbenen Gatten mit verbrennen läßt, bereits wie in einem Motiv zunächst das große Thema angeschlagen, das aus der Handlung der Tragödie wie von selbst hervortritt. „Das will ich Mariamnen doch erzählen Und ihr dabei in's Auge schau'n." Der König wird für ein etwa vorhandenes Kind sorgen und befiehlt eine „reiche und einem Fürsten gleiche" Bestattung, „Sie war vielleicht der Frauen Königin". Wie er das sagen darf, der Gatte einer Mariamne! Später erfahren wir es: Verdruß über seiner Gattin Zurückhaltung, welche des Bruders Aristobolus jäher Tod im Bade wie ein Schlag traf und die des Königs Heuchelkleid mit Küssen begrüßen sollte, wo Offenheit allein die Forderung der Stunde war. Zunächst aber löst der Befehl der reichen Bestattung des verbrannten Weibes dem fanatischen Pharisäer Sameas die Zunge: „Das geht nach dem Gesetze Mosis „„wenigstens nicht in Jerusalem"". Da stoßen gleich wieder die geschichtlichen, gesellschaftlichen,

politischen und religiösen Gegensätze aufeinander. Der König und der Gesetzeseiferer kennen sich vom Synedrium her; und Herodes weiß, des Sameas Schuld ist es nicht, wenn er heute König ist, ja seinen Kopf noch trägt. Des Pharisäers langatmige Vorlesung über Mosis Gesetz in diesem Falle schneidet er ab mit der Begrüßung des Galliläers Serubabel, welcher dem Könige seinen Sohn Philo zuführt. Nun wieder die innigste Verflechtung der geschichtlichen und häuslichen Dinge in der Meldung des Römerhauptmanns Titus, daß „die Stummen reden". Des Herodes Schwiegermutter Alexandra, welche Haß und Rache atmet, fast mehr noch darüber, daß die Herrschaft von dem Makkabäerstamme auf Herodes überging, als daß ihr Sohn ermordet wurde, hat einen „Stummen" in die Leibwache geschmuggelt, der ihr über alle Vorgänge in der Umgebung des Königs berichtet. Daß er im Schlafe des Herodes Namen mit einem Fluche nannte, kostet dem armen Schlucker den Kopf, „Stumme haben stumm zu sein". Dann verabschiedet er alle und zieht eine vorläufige Bilanz seiner Stellung, welche die ganze Schwierigkeit seiner Lage widerspiegelt. Aber diese Schwierigkeit schwillt riesig an, als wir Joabs Bericht von seiner Aufnahme beim Antonius vernehmen, und der königliche Rechner, der kluge feine Kopf, findet sich trotz hoher staatsmännischer Begabung in einer, weil eben von Natur, schwierigen Lage ohne gleichen, deren Gefährlichkeit er noch einmal nach Joabs Verabschiedung in einem drastischen Bilde schaut. Aus Joabs hier und da mit offenbarer hämischer Schadenfreude gegebenen Bericht blickt eine alt gewordene Welt mit ihren Launen und Lastern, die sich in ihrem Gewalthaber und seiner Sippe konzentriert. Mit diesem Faktor hat der König zu rechnen, und es ist die Frage der Stunde, ob seine Innerlichkeit kraftvoll genug ist, diese nur noch durch das mechanische Schwergewicht der äußeren Kräfte in Staat, Gesellschaft, Religion und Brauch getragene Äußerlichkeit auszuhalten, wenn nicht zu überwinden. Diese Welt wird aus sich nichts mehr gestalten und dem, was sich aus ihr unbewußten Kräften gestalten will, feindlich entgegentreten. Also nichts Innerliches mehr, eine leergebrannte Stätte, deren Umfassungsmauern, schon angeschwärzt und zerbröckelnd, noch stehen.

Die Königin Mariamne erscheint. Ihr plötzliches Auftreten begründet sie zwar mit ihrer Erkenntlichkeit für die „wunder-

baren Perlen“ und „die reichen Geschenke an jedem Tag seit meines muntr'en Bruders jähen Tod“. Aber, nachdem sie den Gemahl seit seinem letzten Besuch bereits zweimal abgewiesen, weil er das Wort nicht fand, das den Stein „Aristoboli Tod“ zwischen ihnen weghob, und noch dazu immer „schwarz“ statt „roth“ kam, drängt es sie, zu forschen, ob er es endlich merkt, auf was sie wartet, und ihr, der Vielbewährten, frei die Tat bekennt, welche sie verstanden und verziehen. Aber wir gehen nicht zu weit, wenn wir ihr Erscheinen mit Joabs Rückkunft in Zusammenhang bringen. Die seltene Frau und Königin, welche bisher mit unermüdlichem Eifer an der Größe des Gatten gebaut und jeden seiner Schritte zu verstehen gesucht, weiß natürlich, daß der wichtige Gesandte des Königs vom römischen Gewalthaber zurück ist. Eben hat der kluge königliche Staatsmann ebenso sorgenvoll als beherzt die Summa seines Schaffens und seiner Lage gezogen und mutige Entschließungen gefaßt, als die Gefärtin seines Ruhmes erscheint. Zeit genug verstrichen, Joabs Entlassung zu erfahren. Auch ist sie gar nicht besonders überrascht von des Königs Mitteilung, „Antonius läßt mich rufen“. Nichts verrät diesen ihren Beweggrund, aber das ist ja der Stern dieses einzigen Geschöpfes: nicht zu reden von ihrem Innerlichem, sondern still in Taten es zu geben. Die Sorge um das Wohl des königlichen Gatten treibt sie aus der Zurückhaltung seit des Bruders Tode herauszutreten. Seine immer gespannte Hörerin und weitblickende Ratgeberin wartet vergebens, daß er von dem redet, was ganz Jerusalem, das ganze Land bewegt, von ihres Bruders Tod im Bade. Sie reden von den Perlen, die er ihr geschenkt, und dabei zeigt der Meister ihr, wie man „mit verfallenen Menschenleben wuchern soll“, „Es kommen Fälle, wo man's brauchen kann!“ Nun brauchte der kluge Rechner auf Salomons Thron nur weiter sich zu entwickeln und „er zwänge mich, den Brudermord zu finden, wie das And're, Notwendig, unvermeidlich, wohl gethan!“ Doch er bricht ab. Und von Perlen reden sie weiter, die „sogar in blut'gen Händen nicht den klaren Glanz verlieren“, wie sie beziehungsvoll hinzusetzt; von Perlen, um deren Kostbarkeit willen Salome, des Herodes Schwester, Mariamnen nur noch mehr hassen wird, als sie sie schon haßt, von Perlen, „durch die Du mir zuletzt gezeigt, wie Du mich liebst!“ Der König findet das befreiende Wort nicht.

Auch nicht, als sie von Salomes Haß und Rachsucht durch den „Willkommstrunk, böt' sie Auch im Krystall unschuld'ges Wasser dar, den sie verschmäh'n würde", den Übergang zur Welle findet, in welcher „der bitt're Tod wohnt!" Sie muß noch deutlicher werden und einfließen lassen, daß er „durch einen Fluß verläumdet wird, der seine eig'ne grausam-tück'sche That Dir aufzubürden wagt! Doch fürcht' ihn nicht, Ich widersprech' ihm!" „In der That?" „Ich kann's! Die Schwester lieben und den Bruder tödten, Wie wär' das zu vereinen?" Statt nun endlich, wo er nicht mehr ausweichen kann, mit der den echt königlichen Accenten in der Eingangsszene eigenen prägnanten Kürze offen zu der Tat sich zu bekennen, womit sie auch gerechtfertigt wäre, hält er eine lange Rede vom „Möglichen" und schließt mit einem Kuß, den sie geschehen läßt, nachdem „sie ihn in Jericho nicht küssen können". Sie nimmt also sein wortreiches, gewundenes Geständnis „vom Möglichen" für voll an und quittiert ihm über sein „die Makkabäerin wird mich versteh'n!" Wenn er aber mit einem Anruf ihres Vertrauens schloß, so konnte, so mußte er mit Vertrauen in sie beginnen. Wenn schon nach allem Vorhergegangenen das Geständnis „vom Möglichen" als unfrei gelten darf, so wird sein moralischer Wert vom Folgenden fast ganz aufgehoben, und unwillkürlich fragen wir uns, ob der Gatte auch nur diesen kargen Reichtum von Worten gefunden, wenn der König nicht zu einem Todesgange abgerufen würde und der Gatte sich nicht getroffen fühlte durch den Ruf. Er weiß, Antonius, der gemeine Schlemmer, giert nach seinem Weibe; er, der sie heiß liebt, allerdings wohl zu sehr nur mit den Sinnen, will sich ihrer, der er nicht mehr sicher ist, versichern, auch nach seinem Tode noch. Dieses Versprechen ihres Todes im Falle seines Bleibens in der Höhle des Lüstlings hat er unmöglich gemacht durch seine von Mißtrauen eingegebene Hinterhaltigkeit. Sie hat nun recht, ihr Unsterbliches vor ihm zu schützen, und sobald die Andeutung von einem Wunsche nach jener Versicherung fällt, darf sie die Aufrichtigkeit und Freiheit des Geständnisses „vom Möglichen" sehr gering schätzen. Und gemäß seiner Voraussetzung ihrer „Untreue" beginnt er richtig weit hinten herum (V. 590) von seiner Verteidigung vor Antonius, um dann von seiner grenzenlosen Liebe zu reden und sie nach der Temperatur der ihrigen zu befragen, so in der Weise eines Bräutigams, nicht eines

Gatten, dem sie Kinder geboren, eines sturmumtosten Königs, dem sie Männer zeugen half, die großen Gedanken und starken Entschlüsse, welche Throne tragen. Nun wird es aber noch schlimmer, und er erzählt ihr etwas davon, daß ein König „nur an Gott gebunden sein sollte“, solches solchem Weibe!, nun watet er noch tiefer in den Schlamm und „bekennt“ ihr, daß er sterben wollte, als sie vor einem Jahre krank lag. Dies Bekenntnis läßt nichts an prägnanter Kürze zu wünschen übrig — wenn ihm auch die überzeugende Wärme fehlt, fehlen muß, da es nicht gemacht werden durfte. Um so mehr nicht, da der Nachsatz heißt: „Wenn ich einmal im Sterben läge, könnt' ich ein Gift Dir mischen, damit ich Dein im Tod noch sicher sei!“ „Wenn Du das thätest, würdest Du genesen!“ „O nein, o nein! Ich theilte ja mit Dir! Du aber sprich: ein Uebermaß von Liebe, Wie dieses wäre, könntest Du's verzeih'n?“ „Wenn ich nach einem solchen Trunk auch nur zu einem letzten Wort noch Odem hätte, So flucht' ich Dir mit diesem letzten Wort!“ Und für sich schließt sie „wenn Dich der Tod von hinnen riefe, In meinem Schmerze könnt' ich zum Dolche greifen: Das kann man thun, erleiden kann man's nicht!“ Er aber versteht sie, die er so trefflich bisher verstanden, daß er „den König über sie vergaß“, so wenig seit dem Tode ihres Bruders, daß er Schritt für Schritt weiter von ihr abrückt. Aber er spielt an dem zarten Bande weiter und befragt sie nach dem Werte „jenes Weibes, das sich im Feuer dieser Nacht mit ihrem todten Mann verbrannt.“ Mariamne schätzt d i e hoch, die „sich selbst geopfert, das beweist daß ihr der Todte mehr war als die Welt“. Und vor Fieber bebend lechzt der Gatte „Und Du? Und ich?“ Und voll Majestät und Innigkeit spendet sie ihm echten Labetrank: „Wenn Du Dir sagen darfst, daß Du die Welt mir aufgewogen hast, Was sollte mich wohl in der Welt noch halten?“ Aber was sonst genügte, ein Mißverständnis aufzuklären — seitdem der Bruder zwischen beiden steht, läßt kein Laut, so traut und echt, in dem Herzen des Gatten einen Funken springen. Nun faselt er ein Langes und ein Breites von ihrer Schönheit, die alle Welt entzückt, daß „Jeder der Dich sieht, An die Unsterblichkeit fast glauben muß, Mit welcher sich die Pharisäer schmeicheln, Weil Keiner faßt, daß je in ihm Dein Bild Erlöschen kann“. Wie genial Persönlichstes und Welthistorisches in dieser Dichtung sich vermischt.

So ganz unbewußt taucht des königlichen Reformators Stellung zu der weltbewegenden Idee der Unsterblichkeit herauf. Dann schwärmt er von dem „Mischen des letzten Hauches des einen Gatten mit dem letzten Hauche des andern“, um zu schließen „Darf ich dies hoffen, oder muß ich fürchten, daß Du — Antonius hat nach Dir gefragt“. Nun ist es heraus, was ihn wie ein Alp bedrückt. Und wieder spendet das große Herz labende Kühlung auf die heiße Wunde des Fiebernden. „Man stellt auf Thaten keinen Schuldschein aus, Viel weniger auf Schmerzen und auf Opfer, Wie die Verzweiflung zwar, ich fühl's, sie bringen, Doch nie die Liebe sie verlangen kann!“ Der Schmerz über des geliebten Gatten Tod läßt jedes Opfer freiwillig bringen; die Liebe darf nichts verlangen, sie weiß, sie bekommt das Unverlangte zur rechten Zeit; denn wozu die Überstimmung der Seelen, die um einen Mittelpunkt, das Innerliche, liegen? Hier wird geahnt, gewährt, niemals verlangt, verweigert. Nun ward dem Gläubiger das eine klar: sie wird den Schwur, auf welchen er wartet, und der ihm ein Allheilmittel dünkt, nicht leisten. Daher sein abbrechendes rasches „Lebewohl“. Dabei hofft er noch sie zu rühren. Sie wird vielleicht nicht gehen, ohne ihm aus Mitleid eine Versicherung auf Wiederkommen zu hinterlegen, oder die schon Gegangene „ließ ein Tuch zurück, das ihr als Vorwand — —“ So wenig kennt der Gatte auf einmal seine Frau, daß der nach zwei Naturlauten, wie sie nur innigste Innerlichkeit eingeben kann, noch die kleinen Mittel der verletzten Koketten, des kleinen Trotzkopfes oder der verlegen gewordenen Großheit erwartet. Nein: „Leb' wohl! Ich weiß, Du kehrst zurück! Dich tödtet (gen Himmel) der allein.“ Wie oft ist diesem Manne, welcher im Hause Krieg hat und draußen „auf Schlangen und unter Geiern steht“, ein Wort von ihr zum Feldgeschrei geworden, mit dem der Kampf gehalten wurde. „Du kehrst zurück“ und die Berufung auf Gott sind ihm schlecht ersonnene Vorwände, um den Schwur herumzukommen. Und nun das heißere Stöhnen des Verschmachtenden, welchen kein Trank retten kann, weil er nur den mag, der ihm nichts nützt. „So klein die Angst?“ „So groß die Zuversicht.“ „Die Liebe zittert! Sie zittert selbst in einer Heldenbrust!“ „Die meine zittert nicht!“ „Du zitterst nicht!“ Das Knirschen zweier Räder, welche nicht mehr in einander greifen können. Zwei Krystalle, nun hat der eine ein fremdes

Atom in sich aufgenommen, sie können nicht zu einander, sie stoßen sich gegenseitig ab. Nun ist's genug, und Mariamne muß ihm sagen, woran es fehlt, da er es noch nicht fühlt: „Kannst Du nicht mehr vertrauen, Seit Du den Bruder mir — Dann wehe mir Und wehe Dir!" Bekennst Du durch Deine Furcht und Dein Mißtrauen, daß die Tat an meinem Bruder nicht notwendig war, dann hast Du Grund zur Angst, daß sein Schatten zwischen uns stehe. Jetzt bekommt er es erst recht in seinem Fieberwahn mit der Furcht zu tun: sein Weib könne ihm wegen des Aristobolus Tod schwer zürnen und den Bruder rächen, und da weiß er kein anderes Heilmittel als den Schwur, auf den er jetzt anspielt, den Schwur, daß sie sich tötet, wenn er stirbt. „Und leistete ich den, was bürgte Dir, Daß ich ihn hielte? Immer nur ich selbst, Mein Wesen, wie Du's kennst. Drum denke ich, Du fängst, da Du mit Hoffnung und Vertrau'n Doch enden mußt, sogleich mit beiden an." Immer hitziger von ihm bedrängt, macht das hochherzige Weib auch nicht den leisesten Versuch, die Rechnung vorzulegen, oder auch nur an einzelne Posten derselben zu erinnern. Wie viele — noch nicht die schlechtesten — ihres Geschlechtes würden darauf hingewiesen haben „was sie ihm gewesen", „was sie alles getan," „wie sie sein Vertrau'n verdient," „von schnöden Undank" geredet haben. Von alledem findet sich nichts. Und schon dieser zunächst negative Befund läßt die Schuld des königlichen Gatten stark anschwellen, denn wo so gar nichts Kleinliches war, wo sollte da die Rache nisten? Aber er ist soweit davon entfernt, das zu würdigen, daß er ihr nach ihrem Weggang in einem Selbstgespräch allerlei kleine Mittel wie Tuch liegen lassen und wiederkommen zutraut. Aber welche köstlichen Perlen läßt die außerordentliche Lage das Weib aus ihrem Innern zutage fördern, Perlen, welche er — aus Meeres Grunde durch fremde Hände für sie fischen läßt. Nun schließt sie ihre Schnur mit einem Diamant: „Drum denke ich, Du fängst, da Du mit Hoffnung und Vertrau'n Doch enden mußt, sogleich mit beiden an". Den nimmt ein echter Mensch von diesem Weibe zu jeder Zeit an Schwures Statt. Dieses Siegel steht für ihr Innerliches ein, hat es zum Gehalt und stellt die ganze Wechselrede mit dem Gatten unter das Gepräge der lauteren schönen Innerlichkeit.

Denn darum wird in dieser gewaltigen Menschheitsszene gewürfelt: ob zwischen zwei oder mehreren aufeinanderbezogenen

Menschen, im weiteren Sinne, da wir alle aufeinander uns beziehen, zwischen allen Menschen etwas sein darf — nein muß, das nur gefühlt, geahnt, nicht ausgesprochen und gehandelt sein will; in dessen Namen nur gesprochen und gehandelt werden werden darf; von dem ein Hauch schon Wort und Tat bedeutet. Ein Leben spendender Kern, von dem kein Tüchtiger redet, der in die Tat sich prägt, ein Stern der Menschheit, von dem ein jeder einen Funken abbekam, der Licht und Wärme seinem Wort und seiner Tat verleiht, die reine Innerlichkeit, der Menschheit Brotkorn. Auf diese sind wir schließlich alle bezogen, doch besonders Vertraute auf ganz besonders strenge Art in ewig lindem Zwingen. Ein Äther, welchen wir atmen und aushauchen. In dieser Innerlichkeit liegt alles, was den Menschen zum Menschen gesellt, beschlossen: neben anderen teuerwerten Gütern Hoffnung und Vertrauen, Glauben, Hingabe, Geduld und Treue. Sie alle wollen nie beredet, sie wollen gefühlt, getan und vor allem in Freiheit geboren sein. Wer diese Innerlichkeit verletzt oder einen dieser Sterne auszutreten versucht, ladet schwere Schuld auf sich und wird sie schwer büßen müssen. Zernichtet, zertreten, ausgelöscht wird etwas, das Menschen brauchen und empfinden als das Notwendige, das immer das Sittliche ist, wenn sie „Nächste" sein wollen. — Das empfindet, wer tief blickt, daß Herodes diese Innerlichkeit verletzt, und daß Mariamne dieses höchste Lebensgut verteidigt. Jener verletzt in ihr die Menschheit, diese wahrt in ihrer Sache ein hohes Anliegen der Menschheit. So wie die Dinge liegen, war es an Herodes, mit „Hoffnung und Vertrau'n anzufangen", an Mariamnen abzuwarten, nichts zu sagen, wollte sie ihre Mission erfüllen. An ihm war es, endlich von Aristoboli Tod anzufangen, die Sicherstellung vor Antonius Nachfolgerschaft bei Mariamnen erfolgte dann von selbst. Aber keine Geduld, keine Hoffnung, kein Vertrauen, kein Glauben. Nun sahen wir, sie macht es ihm leicht, sie baut ihm Übergänge und gräbt ihm Ausgänge, doch er rennt in seinem Kreise an jedem vorbei. Wie wunderbar sich die Idee der Innerlichkeit, des reinen Menschentums oder des zertretenen in dieser Szene und rückschauend vom Beginne der Tragödie und in der ganzen Handlung nach der gegebenen Skizze ihren Körper baut, leuchtet schon aus einzelnen Gliedern hervor. Die Tragödie der Innerlichkeit! Da ist es

gleich ein Meisterzug, daß die Veranlassung zur Handlung, der materielle springende Punkt in derselben, des Aristobolus Tod, vor den Beginn der Tragödie fällt. Daraus ergeben sich eine Anzahl glücklicher Folgen, welche sich dahin zusammenfassen lassen, die materielle Erscheinung des Aristobolus und seines Todes ist getilgt und „der muntere Jüngling" und sein Ausgang sind rein innerlich gesetzt vor allem bei den königlichen Gatten. Um so wirksamer bei ihnen und bei uns, als jener wie ein Geist durch Schlafgemach und Zimmer wandelt; unsichtbar erfüllt er Vordergrund und Hintergrund des Lebensraumes der Gatten. Das ergreifendste aber ist, daß er zuletzt doch nur die Innerlichkeit des Herodes vergiftet, indem dieser sich einbildet, er stehe trennend zwischen ihm und Mariamne. Zwar wies sie ihn ab zu Jericho und schien zu grollen; doch nur weil der Schlag zu unerwartet traf und Herodes „schwarz statt roth" bei ihr erschien, d. h. sich nicht zur Tat bekannte. Wir wissen und er durfte, mußte wissen, sie wird das Notwendige verstehen und verzeihen. Diese gläubige Hingabe an den königlichen Gatten, erwiesen im jahrelangen treuen Stehen für ihn in Sturm und Sonnenschein, wo gewiß manche seiner Maßnahmen ihr viel kostete, verlangte gebieterisch das Gleiche von ihm, denn Menschen schon stehen sich auf gleich und gleich, nun Gatten doch erst recht. Er aber deutet eine Regung von Mißstimmung als tiefen Groll, in dessen Nachbarschaft die Rache lagert. Es war also ein Atom in diesen Organismus gefallen, welcher seine Lebenstätigkeit nach einer sehr wichtigen Beziehung veränderte, verschlechterte. Da drängt sich zunächst die Frage auf, war die Ermordung des Aristobolus doch nicht so ganz staatsmännisch gerechtfertigt, so daß er das klare Auge der Gattin fürchtete? Aber, was wir in dieser Hinsicht erfahren, setzt ihre staatsmännische Notwendigkeit außer allen Zweifel; wie leicht gelang Sameas der Versuch das Volk zu revolutionieren; es war die rechte Zeit; eine bloße Entfernung „des Zeichens" hätte nichts genützt. Steht es so, dann können, wie die Dinge auf Erden liegen, Taten und Lagen uns aufgebürdet werden, aus denen wir unsere Menschheit nicht rein zurückbringen. War die Tödung des Aristobolus auch staatsmännisch gerechtfertigt, er war der Bruder seiner Gattin; und obendrein war sie vor seinem Gang ins Bad entzweit mit ihm und erhielt noch ein Geschenk von dem Toten „das er beim Gang ins Bad für sie

gekauft". Nun klingt im Herodes die Saite nicht mehr stark genug, welche zu dem offenen Worte an die Gattin mahnte. Wir kennen seine furchtbar schwierige Lage. Seine geistigen und sittlichen Kräfte waren durch die Bewältigung der politischen und gesellschaftlichen Aufgaben überangespannt und nun reichten sie nicht zur Lösung einer Aufgabe rein menschlicher Art, der Gattin gegenüber nach ihres Bruders Ermordung das rechte Wort zu findeu. Wären in den entscheidenden Augenblicken Kraft und Erkenntnis im höchsten Gleichgewichte gewesen, so kam der Mensch nicht zu kurz und die Gattin wurde nicht verletzt. Dieses schöne Gleichgewicht kann, wie wir Menschen nun einmal beschaffen sind, nicht immer und überall von jedem verlangt werden. Also im Herodes ein von Natur unauflöslicher Konflikt, das eine muß verloren gehen, wenn das andere gedeihen soll, zwei Ideen, welche in der absoluten Idee in Einheit ruhen, spannen sich als ein Gegensatz aufeinander. Von diesem Konflikt handelt die Tragödie; liegt er eigentlich auch vor ihr, verdeckt spielt er noch in sie hinein. Verletzt wird jetzt weiter die Idee der Innerlichkeit, des reinen Menschentums, weil der König zu viele Kräfte nach der staatsmännischen Seite braucht und der Mensch in ihm von vornherein schwächer begabt war, auch, wie die Zeit und das Land und Volk jetzt einmal war, von Jugend auf nicht kräftig entwickelt werden konnte. Diese Idee der Innerlichkeit, oder negativ ausgedrückt der Schändung der Menschheit wird sich in der Dichtung im Gange der Handlung, im Aufbau der Tragödie und in den Charakteren durchgeführt finden.

Das rechte Licht fällt nun erst auf den Anfang der Tragödie. Wenn es auch Staatsklugheit war, Joabs Bericht erst nach Verabschiedung aller übrigen entgegenzunehmen, so brauchte sich der König noch lange nicht des „jungen Weibes" anzunehmen, das er durch das Fenster in Flammen sah. „Ward dies Weib gerettet?" Eine schöne menschliche Regung spricht sich in der Frage aus; denn sie ist ihm nichts als ein unbekanntes Wesen. Nun erfährt er erst, daß sie bei ihrem Manne verbrennen wollen, der „Augenblicks zuvor gestorben, der Leichnam lag noch warm in seinem Bett". Das rein Menschliche ist ihm nicht fremd. Es spricht sich noch darin aus, daß sie „Fürsten gleich, der Frauen Königin, bestattet werden soll". Denn auf diese Weise mit dem alten Gesetze und den Pharisäern in Streit zu kommen,

kann ihm nicht im Sinne liegen. Eher noch könnte die Erinnerung an Mariamnens Mißstimmung ihm den Befehl zu der hohen Ehrung mit eingegeben haben. Hat sie ein Kind gehabt, so will der König für dieses sorgen. Wieder das rein Menschliche. Fast spricht es sich noch mehr aus in der Erwägung: „Dies Weib hat wohl kein Kind gehabt". Daran denkt er noch, und er weiß, Joab wartet mit schlechten Nachrichten. Wie sehr die Menschheit geschändet und getreten ward in jener absterbenden ausgearteten Welt, hat Joabs Bericht uns gezeigt. Wie sein Innerliches immer mehr abbröckelt, wuchert Herodes auch mit dem Tode dieses Weibes „mit ihrem todten Manne" in den Flammen bei Mariamnen, um sie zur Leistung des Schwures williger zu machen. Die Not des Menschen: Das Weib mit ihrer Tat hatte seine freigeborene Neigung angeregt, nun muß sie seiner Berechnung dienen, ein Stück Innerlichkeit nach dem andern fällt dahin. Und so durchaus: er veräußerlicht und schändet so das Innerliche, sie legt in jedes Wort die große Seele und damit tut sie nicht nur der Menschheit genug, nein, sucht den Schänder ihres Juwels noch zu beruhigen und zu echtem Menschentum zu leiten. So wenn das „ich fühl's" wie von ungefähr dem Gewande ihrer schönen Rede entfällt. „Man stellt auf Thaten keinen Schuldschein aus, Viel weniger auf Schmerzen und auf Opfer, Wie die Verzweiflung zwar, ich fühl's, sie bringen, Doch nie die Liebe sie verlangen kann!" Oder wenn er sie warten läßt auf das einzige Wort, das alles löst und sie, da doch einer reden muß, von Perlen redet und schließt: „Die Wunderperlen um den Hals, durch die Du mir zuletzt gezeigt, wie Du mich liebst", ist's nicht, als zögen sich schon leise die überflüssigen Schnüre um den Nacken zusammen und begännen ein köstliches Leben zu ersticken? „Durch die Du mir gezeigt, wie Du mich liebst". Da muß sein Herz sich krampfen, gedenkt er Stunden — Örter: wie er in das stillverschwiegene Gemach trat und wie er kehrte, stets bereichert „so daß er den König über sie vergaß." Doch stumm bleibt er wie zuvor. Zwar sehen wir den Mann, vor dem das jüdische Volk zittert, der den alles verschlingenden Römern imponiert, der sich schon lange auf diesem Vulkane durch seine staatsmännische Befähigung behauptet, der immer nur das Notwendige tat, zwar sehen wir den Mann viel Worte machen und ein Langes und ein

Breites reden bald „vom Möglichen“, bald von seiner heißen Liebe, bald vom Tode zweier gleich gestimmten Seelen, nur den einen Laut nicht finden, der an dieser Stelle notwendig war. Und das Schmerzliche bleibt ihr nicht erspart, ihr, die in diesem großen Aufgehen in den geliebten und bewunderten Mann, doch gerade ihren hohen Wert bewiesen und ihn fühlt mit recht, daß er nach Worten, die Taten aus diesem Munde, und das muß er wissen, nun noch ihre Schönheit veräußerlicht. Und das noch, nachdem die herrliche Form so wundervollen Gehalt bewährt. Als ob die Schönheit jedem feil stünde, und nicht Hingabe heischt von dem, der sie genießen will. Folgen wir aufmerksam jeder seiner Wendungen in dieser bedeutsamen Szene, so scheint er, um seinen letzten Zweck zu erreichen, wirklich viel von jener Kunst geborgt zu haben, in welcher er Meister war. Diese Mittel mußten hier zu seinem Unheil ausschlagen. Und so holt er immer weit aus und kommt von hinten herum, um sein letztes Ziel unversehens in den Händen zu halten, wie ein Staatsmann zuletzt den Vertrag hält, welcher den Gegner bindet. Was stillschweigendes Zusammenstimmen sein und bleiben, was keusch im Busen ruhen sollte, will der Unselige sie zwingen in Worten preiszugeben. Er verlangt, ihr Unsterbliches zu sehen. Der große Augenblick ward jämmerlich verpfuscht. „Und leistete ich den (Schwur) was bürgte Dir, Daß ich ihn hielte? Immer nur ich selbst, Mein Wesen, wie Du's kennst. Drum denke ich, Du fängst, da Du mit Hoffnung und Vertrau'n Doch enden mußt, sogleich mit beiden an!“ Alle Notwendigkeit muß aus dem Innern kommen. Die reinste Innerlichkeit muß sich in Taten legen. Ich weise alle äußere Nötigung als menschenschänderisch ab und setze die innere Bindung in Freiheit als den Felsen, an dem alle äußeren Momente zerschellen. „Immer nur ich selbst,“ nur mein Inneres kann Bürgschaft leisten; „mein Wesen, wie Du's kennst“, ganz so wie ich Dir erscheine, darum bürgst in letzter Instanz Du Dir selbst. Denn was ich bin, weißt Du, drum verlange nicht mehr, aber auch nicht weniger als ich leisten kann. Tiefe Aus- und Einblicke in die zarten Bande von Innerem zu Innerem und in das Wesen der Innerlichkeit tun sich auf, und die ganze Tragödie ist eine Tragödie der Sympathie der Seelen.

In dem nun folgenden Selbstgespräch hetzt der unselige Mann durch die trockene Gluthitze einer Leidenschaft, die nicht

zu erwärmen, nur zu verzehren vermag, sich immer mehr zu einem Tun an, welches die Innerlichkeit zertritt, die Menschheit schändet. So wenig Eindruck haben die kostbaren Worte seines Weibes auf ihn gemacht, daß er ihr großes Wesen und seinen furchtbaren Kern höhnisch in die Worte faßt: „Sie will mir nach dem Tode Gutes thun!“ Mit dieser Anweisung kann sich seine in und mit den Realitäten des Lebens rechnende Staatskunst nicht begnügen; er kann nicht mehr einsehen, verdorben in seinem Innern durch Aristoboli Geist, daß diese Anweisung so wirklich ist wie sein Schwert an seiner Seite, und wirklicher wie das und jedes Ding auf Erden, denn es steht die starke Innerlichkeit einer großen Persönlichkeit dahinter. Es folgen dann die Verse, in denen er die Große mit dem Kleinkram dieser Erde behängt. Dann der furchtbare Entschluß „Ich stell' Dich unter's Schwert.“ Kehrt er nicht zurück, „Antonius soll sich betrügen“, „Du sollst mir folgen“. Er ist aber darin so ganz unbewußt böse, daß ihm dieser Entschluß, welcher ihm sein Köstlichstes kostet, gar keine Überlegung verursacht. Sie stirbt, wenn er stirbt. Er wird den „Befehl“ dazu „zurücklassen“. Kein Bedenken darüber, was das heißt, dieses Weib den bösen Zufälligkeiten einer solchen furchtbaren Eventualität auszusetzen, welche immer an einen Menschen von zweifelhaftem Charakter gebunden wird, wenn er die „Ordre“ ernstlich übernimmt, und an eine Benachrichtigung, welche zuletzt falsch sein kann. Aber — — „Befehl!“ „Da stößt ein böser Punkt mir auf: Was sichert mich, daß man mir noch gehorcht, Wenn man mich nicht mehr fürchtet?“ Da wäre er denn glücklich beim Anfang wieder angelangt, daß ihm nun doch einer „nach dem Tode Gutes thun“ soll. Und noch mehr: er müßte bei einem „mit Hoffnung und Vertrau'n anfangen, da er mit beiden enden muß“. Das aber kann er nicht. Und so verstärkt er jene böse Eventualität dadurch, daß einer den „Befehl“ bekommt, der „vor ihr zu zittern hat“. Also ein Feind; ein Meisterstück, wenn es ein heimlicher, womöglich im Hause ansessiger ist. Da übersieht er gleich wieder, daß es immer nicht ausgeschlossen bleibt, daß beide sich aus einem Interesse verbänden, oder er die Ermordung um eines Vorteils willen unterließe. Es bedarf eines Boten, wird der treu sein dem toten Manne? Wer weiß, was nach Herodes Tode kommt!? Daß der Mörder Treue hält, hängt zum guten Teil mit davon ab, daß Mariamne

die alte bleibt, dem alten Banner, dem Gatten treu bleibt bis zuletzt, denn doch nur um Herodes willen hat sie Feinde. Eine wundervolle Ironie des Schicksals, der Idee. Er mag sich stellen wie er will: „er fängt, da er mit Hoffnung und Vertrau'n Doch enden muß, sogleich mit beiden an!" Und er will das gar nicht, armer Mensch. So hat uns bisher jedes Kunstwerk dieses Dichters, der nur aus dem Leben für das Leben schafft, so ganz unbewußt zugerufen: „Es lebe das Ideal".

Derjenige Feind Mariamnens, der alle Bedingungen in sich vereinigt, läuft dem Könige eben in die Hände in Joseph, dem Gatten seiner Schwester Salome, welche Mariamnen haßt. Wer er ist, erfahren wir gleich vom Auftraggeber selbst: „Und hetz' ihn dann durch Feigheit in den Muth So tief hinein, bis er es braucht wie ich". Eine rechte Aufschrift auf die ganze Szene. Wie sich nun Joseph einführt, ist genial: „Ich höre, daß Du gleich nach Alexandrien zu gehen denkst und wollte Abschied nehmen". Wie zärtlich und — — bescheiden. Er wartet gar nicht Herodes Besuch oder Befehl ab, er kommt von selbst und sagt es gleich weshalb. Mariamne verriet nichts von der Sorge, die sie hergetrieben; dieser Gegensatz — — wir sehen sie in diesen Handel hereinblicken — als verhüllte Menschheit. Ein jeder Zug ein Meisterzug in diesem Dialog. Nun ist der König gleich von der Eröffnung der Unterhaltung, wo er dem Feigling mit dem „Vielleicht auf Nimmerwiedersehen!" die volle Ladung gibt, bis zu dem Augenblicke, wo er sein Weib dem Schergen ausantwortet, der Menschenkenner und kluge Rechner an dem Schachbrett, welcher kein Wort zu viel sagt und den Dialog beherrscht. Zug für Zug wird der Partner, welcher nur kam, um den Stand der Dinge zu erlauschen, seinem Zwecke entgegengeführt, so unbewußt, daß er erschrickt, nun er das Ziel sieht, und doch nach wenigem Zaudern es als gut annimmt. Und nicht minder trefflich Joseph, welcher als Vizekönig an Herodes Statt zurückbleibt: erst sein betretenes „Auf Nimmerwiederseh'n?" und das zage „Ich sah Dich nie, wie jetzt!", das ängstliche „Wenn Du den Muth verlierst". Sodann die furchtsame Selbstüberhörung des Knaben seiner an Alexandra, an Aristobolus und an den Makkabäern verübten Taten und das traurige „Ich auch" (verklagt) und das aschfahle „Ich? Enthauptet?" Endlich sein zögernd täppisches Zugreifen bei der Übergabe des Schwertes,

sein starres Entsetzen über und rasches Kapieren von Mariamnens Ermordung und endlich frohgemutes Schwingen des Blattes, das ihn wegbläst, wenn er plappert. Und wir alle fühlen es am Schlusse der Szene, mit dieser elenden Kreatur wird das Schlechte schlecht ausgerichtet werden. Ein weiterer schöner Zug des Dichters, daß wir erst das lumpige Werkzeug kennen lernen, ehe es vom großen Könige gebraucht wird; so sehen wir so recht, was Menschenart und Menschenschicksal ist, wie die tiefste Innerlichkeit veräußerlicht wird und wie weit der Mensch herabsinkt. Nun ist an Joseph zwar nicht viel zu schänden; indessen so scheinbar selbständig seine Entschließung ist, so wissen wir doch, er ist nichts als ein Mittel in der Hand des Herodes, um äußerlich auszurichten, was er nicht innerlich gestalten kann. Joseph selbst aber ist so sehr aller Innerlichkeit bar gewesen, daß er sie in keine seiner Handlungen gelegt hat, und nun vor seinem einstigen Tun zittert und alles am liebsten zurücknehmen möchte. Welcher Gegensatz zu Mariamnen! Und trotzdem steht er nicht an, eine neue ganz unerhörte Tat auf seine schwachen Schultern zu nehmen, ohne sich Sorge zu machen über das Wie. Kein innerliches Motiv legt sich in seine Entschließung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, und die Farbe der Beherztheit, welche ihm natürlich gänzlich mangelt, borgt sich sein Entschluß von seinem aufgehetzten Selbsterhaltungstrieb. So erscheinen an seinem Tun und seiner Tat gemessen Herodes und Mariamne riesengroß und namentlich fällt auf den Tod des Aristobolus ein geradezu verklärender Schimmer als einen frei gewollten und einen mit der ganzen Persönlichkeit gedeckten. Doch würde ein Joseph als Maßstab nicht allzuviel heißen wollen; aber, wir werden es sehen, in dieser Tragödie steigt, wie kaum in irgend einer sonst, je nach dem Maße von Innerlichkeit in ihrem Handeln, eine ganze Stufenleiter handelnder Personen empor. So übernimmt Joseph das gemeine Schergenamt ohne eine echte Überzeugung und schändet dadurch seine Menschheit. Aber ein Weh reißt an unseren Herzen, wenn Herodes im Fortgange der Verhandlung das Große durch die Gosse schleift und diesem Wichte auch nur den Namen Mariamnens nennt; nein, von ihr als einem Ding spricht, mit dem man macht, was man will, zur Tödung dieser seiner treuen Beraterin auffordert, weil „sie der bunte Helmbusch ist, den die Empörung tragen wird“,

und sich dem Schwächling noch auseinandersetzt und sein Gefühl ihm preisgibt. Es muß ihm wenig wert sein. So wenig wie seiner Mariamne heiligstes Gefühl und hehre Gesinnung, die er mit gemeinem Verdachte besudelt. Wie gemein dann die selbstentwürdigende Entschuldigung „Sie ließ mich hoffen, daß sie selbst den Tod Sich geben würde, wenn ich — Eine Schuld Darf man doch einziehen lassen, wie — Man darf Selbst mit Gewalt — Was meinst Du?“ Und nun seines Schergen wundervolles unsicheres „Nun, ich glaube“. Zwei Schelme, die auf „Halbpart“ gehen, und von denen der eine ganz genau seine armselige Unterlegenheit unter den andern kennt und daher doppelt vorsichtig sein muß. Also „Antonius!“ und „Sie ließ mich hoffen —“ der Widerspruch ein Ausbruch zertretener Innerlichkeit. Wie ekelhaft die letzte Antreibung des Tropfes mit den Worten: „Ich lasse Dich nicht schwören, denn man ließ Noch Keinen schwören, daß er eine Schlange Zertreten wolle, die den Tod ihm droht. In diesem „Ich lasse Dich nicht schwören“ liegt wieder einmal alles beschlossen: Mariamne sollte schwören, denn die war mit Hanf nicht zu binden, die band ein Band, das nicht von dieser Welt, an das Herodes nicht mehr glaubte. Joseph braucht nicht zu schwören, dessen ist er sicher, denn Herodes glaubt — noch wenigstens — an Stricke. Nun, wie das so üblich unter Herren vom Geschäft, die Versicherung der Empfehlung an den Dritten und da es sich eventuell um Erbschaft handelt, die Sicherstellung der Rechtswohltat des Inventars. Die Abrichtung des vizeköniglichen Stellvertreters, wie er es mit einem zu erwartenden Aufruhr zu halten habe, possenhaft schön, wie wenig traut der Herr dem Diener auch geistig. Und damit dem blutigen Ernst auch der Humor nicht fehle: „Das Volk wird schaudern, wenn es Dein blut'ges Schwert erblickt, und Mancher Wird sprechen: diesen kannt ich doch nur halb!“ Da aber der Glaube an den Strick doch so ein Glaube ist wie keiner, so wird der Strick auch noch versichert, daß er haltbar bleibt. Wenn Du mich verrätst, überliefere ich Dich dem Henker, hier ist der Brief an ihn. Hochgemut ruft Joseph aus: „Dann gieb mir auf, dies Blatt dem Henker selbst zu überreichen!“ Dies Blatt kann doch den Auftraggeber nur versichern, wenn er zurückkehrt. Oder wird er auch noch seine Versicherung für den Fall seines Todes bei einem Dritten versichern? — eine Art Rückversicherung — möglich wäre

es schon, er fänd auch einen, den er auf Joseph hetzte. Und welche Ironisierung seiner Selbst „Wenn Du vielleicht ein Stück von einem König Erzählen solltest, der —“ Ein Stück nennt er sein Tun. Auch ist es freilich „nur ein Stück“ von ihm, der ganze Kerl sah anders aus; wenn nur dies Stück den ganzen Kerl nicht aufzehrt. So versichert und versiegelt sein Geschäft, tritt er die Reise nach Alexandria an.

Verhüllten Angesichts steht die Menschheit abseits von diesem Geschäft; sie wird dem Schuldigen einige mildernde Umstände zubilligen. Von dem, welcher etwa in Charakter, Temperament und Gemüt der Gattin gefunden werden könnte, braucht erst in einem anderen Zusammenhange Rede zu werden. Von dem, welcher darin liegt, daß die schwere politische Lage seine geistigen und sittlichen Kräfte allzu sehr in Anspruch nahm, der Staatsmann den Menschen verzehrte, ein Umstand, welcher nach Joabs Bericht außerordentlich verschärft ward, haben wir schon gesprochen. Nun wäre noch einmal seine heiße Leidenschaft für die schöne starkgeistige Gattin anzuführen. Diese Leidenschaft hat in diesem Augenblicke einen Siedepunkt erreicht und es fehlte nur noch, daß der Fiebernde die Gattin auf alle Fälle gleich jetzt „kalt stellte“. Diese Leidenschaft ist allzu sinnlich geworden und darum peinigt sie ihn und sie. Aber das steht schon wieder im Zusammenhange mit seiner alles verzehrenden Tätigkeit als Staatsmann, welche wie dem Menschen so seinem Liebesleben die geistigen und sittlichen Kräfte entzieht, um so stärker pulst das sinnliche Substrat, eine Erfahrung, welche große Staatsmänner und Feldherren, an welche der Krieg oder der Staat besonders starke Anforderungen stellte, gemacht haben. Aus der Reihe zahlreicher Beispiele seien nur Alexander d. Große und Napoleon d. Große genannt; bezüglich Napoleons sei nur auf dessen Beziehungen zu der schönen Polin Valeska während des überaus anstrengenden Feldzuges in Polen und die treffenden Bemerkungen v. Lettow-Vorbecks in dessen geradezu klassischen Werk über den „Krieg von 1806 u. 1807“ hingewiesen. Je stärker das Sinnliche in der Leidenschaft des Herodes, desto größer die die Angst, der schöne Körper des Götterweibes könnte ihm verloren gehen; daher auch die „Schönheit“ dieser Frau in seinen Ausbrüchen einen so weiten Raum einnimmt. Daß er aber Joseph das Geständnis macht „Grad' aus, ich kann's Nicht

tragen, daß sie einem Andern jemals — das wär' mir bitt'rer als —" zeugt für seine Ohnmacht, die Leidenschaft zu beherrschen. Denn eine bloße Rechtfertigung des unerhörten Ansinnens liegt nicht in jenen hervorgebrochenen Worten, es ist bereits in seinen Augen zur Genüge begründet. Aber in demselben Ausbruch wirft der Vulkan nach dem Laut „Antonius" noch eine andere feuerflüssige Masse „Und dann vor Allem diese Schwiegermutter, Die Todten gegen Todten hetzen wird". — — Er traut dieser stolzen rachsüchtigen Frau zu, daß sie solange nach seinem Tode an ihrer Tochter wühlen wird, namentlich mit übler Nachrede gegen ihn, bis sie diese dem Antonius in die Arme geführt; und er darf es ihr zutrauen. Diese Aussicht aber läßt das Blut des viel geplagten Mannes noch heftiger nach dem Kopfe schießen. Endlich aber, nachdem Joseph mit seinem „Blatt" das Audienzzimmer verlassen, fällt es dem überanstrengten König wie ein Alp vom Herzen: „Nun lebt sie unter'm Schwert! Das wird mich spornen, Zu thun, was ich noch nie gethan, zu dulden, Was ich noch nie geduldet, und mich trösten, Wenn es umsonst geschieht". Nach diesen Worten scheint der König sein Feldzeichen unter den Feind geworfen zu haben; das treibt ihn, es wieder zu holen; dazu hat er sich freie Arme gemacht. Doch sind die Worte nicht so sehr, zum mindesten nicht allein, als nachträglich gegebene Ursache seines Handelns aufzufassen; vielmehr dürfen wir in ihnen die Wirkung seines Tuns erblicken; jedenfalls kann auch aus ihnen ein mildernder Umstand abgeleitet werden. Seine Schuld bleibt wahrhaftig groß genug. — Seinem Entschlusse, den Antonius in Alexandria aufzusuchen, geht keine lange Erwägung vorher. Sowie Joab abgetreten ist: „Nun gilts! Noch einmal!" Fertig springt der kühne Entschluß, sofort aufzubrechen, aus seinem Haupte hervor. Auch hier wie in allem, was vom Staatsmann ausgeht, kurz, nur immer das Notwendige. Mag dahinter auch ein unbequemes Müssen stecken, wir merken nichts davon, der Entschluß scheint frei geboren. Aber macht er auch eine staatsmännische Notwendigkeit zu seinem eigenen Entschlusse, es hilft nichts, „mit Hoffnung und Vertrauen muß er auch hier anfangen". Mit Hoffnung und Vertrauen zum mindesten in sich; sonst konnte ihm ein Zu-Hause-Bleiben nicht mehr schaden als eine Fahrt in die Höhle des Tigers. Vielleicht gar nichts; denn der Kampf um die Weltherrschaft drohte heute schon den Aus-

bruch wie in einigen Monaten; jede Erkältung seines Verhältnisses zu Antonius kam Octavian zu gute. Also Hoffnung und Vertrauen zu sich hatten an dem Entschlusse ebensoviel Anteil als staatsmännische Notwendigkeit. Hoffnung und Vertrauen aber auch zu Antonius. Die politische Lage des Weltalls war so „klar“, daß nur die plötzliche Wallung des Wüstlings dem Herodes das „Schicksal Jugurtha's“ bereiten konnte; niemals konnte der Staatsmann Antonius daran denken, die Kräfte eines Landes wie des Königreichs des Herodes durch dessen Ermordung und die ihr unzweifelhaft folgenden Unruhen für den bevorstehenden Weltkampf brach zu legen. Was aber dieses Land unter Herodes leisten konnte, das bewiesen die mit Gold beladenen Maulesel. Antonius hatte also in seiner Lage alle Aufforderung, sich über den Tod des Aristobolus nicht sonderlich aufzuregen. Es darf aber angenommen werden, daß dem klugen Rechner in der Burg Zion, wenn nicht alle, so doch die Hauptfaktoren der Lage bekannt waren. Wir sehen also den Mann, wenn nicht in der großzügigen und hingebenden Weise, wie es seine Gattin verlangen und erwarten durfte, doch mehr oder weniger bewußt oder unbewußt gegen sich und Fremde Hoffnung und Vertrauen zu hegen. Nur sie, welche Vertrauen vor allen verdiente, geht leer aus. Also der König vermag in die staatsmännische Seite seines Wesens eine gewisse Innerlichkeit zu legen. Diese Verhärtung Mariamnen gegenüber macht seine Schuld erst recht groß. Die meisterhafte Exposition regt noch eine bedeutsame Frage an. Der große König sieht seine staatsmännische Aufgabe noch nicht gelöst, wenn er die jüdische Kulturwelt in möglichster Unabhängigkeit von der weltbeherrschenden Macht der Römer erhält und sich als notwendige Spitze dieser Welt auf dem Throne behauptet. Er will diese Kulturwelt, welche durch zu engherziges Abschließen gegen die umgebenden Kulturen zurückgeblieben ist, reformieren. Er will sein jüdisches Volk zu einer höheren Stufe der Erkenntnis führen und, ohne geradezu das Gesetz Mosis aufzulösen, der Erfüller dieses Gesetzes im höheren Verstande werden. Wenn er auch dem mehr äußeren Teil seiner staatsmännischen Aufgabe vollauf gerecht wird, wird er über das Maß von Innerlichkeit verfügen, um diesen Teil, den mehr inneren und innerlicheren, seiner Aufgabe zu lösen? Dieser Teil seiner Aufgabe ist gar nicht so freiwillig, wie nun einmal am Ausgange eines Weltzeit-

alters die Dinge liegen, daß er etwa sagen könnte, das lasse ich, das wird mir zu schwer. In der alten Welt und so auch in der jüdischen insbesondere sind Kräfte lebendig geworden, welche zu einer Neugeburt drängen. Es sei denn, daß sie wieder geboren werde oder sie wird nicht sein. Und was wird von der alten Welt stehen bleiben in der neuen? Gemeiniglich stellen wir uns von unserem Standpunkte aus alle Umschwünge recht radikal vor und meinen ohne „Revolution geht es nicht ab“; von unserer Warte aus gesehen liegen die gewaltigsten Gegensätze sich hart gegenüber, durch einen unermeßlichen Abgrund geschieden. Die aber eine solche Jahrtausendwende erleben, stehen sich gewiß als Gegensätze gegenüber, aber nur die bewußteren Geister haben das Gefühl des großen welthistorischen Gegensatzes, alles andere schlägt die Schlacht mit wie etwa der gemeine Soldat und der Durchschnittsoffizier. Diese Dichtung zeigt wie selten eine das Problem auf, wie eine neue Welt wird aus einer alten, das Neben- und Durcheinander verschiedenster Formen und Gehalte. Das wird sich später noch genauer aufweisen lassen. Für jetzt genügt, auf die Frage hingewiesen zu haben, ist Herodes innerlich genug zu einem Reformwerk. Oder kommt er etwa zu seiner Gattin in einen immer tieferen Gegensatz, weil sie gerade ein Stück neue Welt in sich darstellt, einen neuen Grundsatz zum Ausdruck bringt, den er nicht fassen kann oder will, er, der reformieren will und diesen Grundsatz erst recht fassen müßte!? So hat die gediegene Exposition die Handlung bis zu einem entscheidenden Markstein geführt, den tiefen Gegensatz der Hauptcharaktere aufgezeigt und Zeit und Ort der Handlung in markanten Strichen gezeichnet, und alles wird durch die Idee der Innerlichkeit oder des reinen Menschentums in Freiheit gebunden. Dabei greifen das Psychologische und Historische, das Private und Universelle so eng und überzeugend ineinander, daß auch nicht die geringste Lücke irgendwo klafft, ein Punkt, der schon jetzt hervorgehoben werden muß, weil das Psychologische dieser Tragödie gar nicht unmittelbar aus dem Historischen der Handlung hervorgeht, sondern an sich auch auf einem andern Vulkane — Vulkan ist allerdings immer die Voraussetzung — gedeihen konnte. Doch wird auf diesen Punkt zurückzukommen sein.

Nachdem das reiche Leben der Idee an dieser Exposition nachgewiesen, liegt es nicht in unserer Absicht, ihrer Bewährung

in allen Einzelheiten der Dichtung nachzugehen; das würde zu weit führen. Wir haben genug getan, wenn wir einige Spitzen der Handlung daraufhin betrachten, ob aus ihnen der Funke springt, dessen Feuerherd in der Exposition der Tragödie gefunden wurde. Im zweiten Akte lernen wir Mariamnens Mutter, Alexandra, die Makkabäerin, kennen; „ein böses Weib" hat sie Herodes genannt. Wir haben schon genug von ihr gehört, um zu wissen, daß sie seine erbitterte Feindin ist, welcher jedes Mittel recht ist, den verhaßten Schwiegersohn von dem Throne zu stürzen, der „ihrem Stamme gehört", nun erst recht, nachdem er ihr den Sohn geraubt, der ihr und ihrer Partei ein Feldzeichen war; wenn der Verhaßte nur mit dem Throne auch das Leben gleich verlöre. Sie ist es, welche ihn bei dem römischen Machthaber hart verklagt und in die schwierigste Lage gebracht hat, indem sie dem Lüstling Aristoboli Bildnis schickte, des schönen Bruders der noch schöneren Schwester. Nun webt und spinnt sie Netze, um den Verhaßten zu stürzen. Ein Aufstand soll in Jerusalem und von da im ganzen jüdischen Lande ausbrechen, damit dem Römer der Beweis erbracht wird dafür, daß Herodes „nicht der Ring von Eisen, der Alles hier bei uns zusammenhält", ist, und der Römer so leichteren Herzens ihm das Haupt abschlägt. Verbündeter ist bei ihrem Vorhaben der fanatische Pharisäer Sameas, welcher großen Einfluß auf einen Teil des Volkes besitzt: „Ich weiß, Was Du vermagst, wenn Du den Sack ergreifst Und Wehe! rufend durch die Gassen ziehst Als wär' Dein Vorfahr Jonas wieder da". Sameas, welcher mit Alexandra eins im heißen Hasse gegen Herodes ist, hat aber im stillen alles zu einem Ausbruche so gründlich vorbereitet, daß „selbst ein Blinder mit im Bunde ist". Und Sameas glaubt, daß „dies ein Zeichen ist" für die Tiefe des Hasses, in dem das Regiment des Herodes beim Volke steht. Dem vollen Pulsschlag des Lebens abgelauscht ist es, wie die verschlagene Alexandra Zug für Zug setzt und zum Ziele, Befriedigung der Rache, langsam sicher vorwärts schiebt. Jetzt scheint es noch als sei sie die Treiberin, welche dem fanatischen Starrkopf nur ein rotes Tuch nach dem anderen vorzuhalten braucht, um ihn in blinde Wut zu versetzen, aber bald werden wir erfahren, daß Sameas eine selbständige Persönlichkeit ist, welche sich vermöge ihrer tieferen Innerlichkeit entwickelt. — Während er in Jerusalems Straßen den Aufstand gegen Herodes

zum Ausbruch bringt, unternimmt die Mutter es, die Tochter von dem Gatten abtrünnig zu machen, indem sie deren scheinbare Mißstimmung gegen ihn wegen des Bruders Tod geschickt verwertet und sich nicht entblödet, mit den heiligsten Gefühlen, aus denen das Band der Menschen gewebt ward, ein frivoles, heuchlerisches Spiel zu treiben und so die alles bindende und hegende Innerlichkeit zu schänden. Es gelingt ihr natürlich nicht. Vielmehr muß sie sich von der Tochter sagen lassen, daß nur ihr maßloser Ehrgeiz dem Sohne den Tod gebracht, den sie nunmehr aus der Lage der Dinge als notwendig begriffen und den Gatten verziehen hat. Doch auch so klagt nicht die maßvolle Rede der großgesinnten Tochter an, die eherne Schwere der Tatsachen zeugt gegen die rachebrütende Makkabäerin. Und während die Mutter bereits dem Könige das Totenlied singt und das Volk sich grollend durch Jerusalems Straßen wälzt, in ihrem Palaste bereits Tag für Tag der feige, vom Gatten angestiftete Henker sie umschleicht, steht das starke Weib einsam da vor der Anstifterin des unberechenbaren Unheils und deckt durch den Schwur, den er ihr vergebens abzwang, „ich sterbe, wenn er stirbt“ dem Gatten und Könige Thron und Leben. Aber „Herodes lebt und wird leben, Sagt mir mein Herz. Der Tod wirft einen Schatten, Und der fällt hier hinein!“ Der Schwur, nunmehr keine Blasphemie ihres Innersten, weil erzwungen, steigt vielmehr ganz rüstig und bewaffnet aus dem Mark der innigsten Innerlichkeit. Und gleich darauf bricht in die fortreißende Feier der „Pracht und Herrlichkeit“ des Königtums und das jubelnde „Herodes lebt!“ mit unmittelbarer Macht die Kraft und Wärme der Innerlichkeit aus. In diesem Augenblicke blitzt Leben und Tod über Herodes, aber Herodes lebt, lebt, weil sein Weib glaubte. Und lebt, weil es ihn „spornte“ zu leben. „Nun lebt sie unter'm Schwert! Das wird mich spornen, Zu thun, was ich noch nie gethan . . . . . .“ (V. 667 ff.) war sein Scheidegruß an Mariamnen und sein Vertrauen findet in dem Erlöserworte seines Weibes seine Besiegelung. Eine tief ergreifende Verklitterung von Vergangenheit und Gegenwart und damit des ersten und zweiten Aktes, welche uns wieder in den tiefen Abgrund und Urgrund alles Seins und Werdens führt, wo Gut und Böse im Guten beschlossen liegen. Scheint doch Herodes' schauerliches Sündigen am Weibe der Widerschein ihres Glaubens und beide

notwendige zwei Seiten eines Gepräges. — Nun flaut die Welle des großen Lebens der Idee scheinbar ab: den Vizekönig Joseph treibt der ausgebrochene Aufstand, dessen Anstifter Sameas eben erst von Alexandra ging, Mutter und Tochter heute noch schärfer als je zu bewachen. „Bewaffnet wie er immer ist" spreizt sich der kleine Diener in dem Rüstzeug seines großen Herrn, das ihn umschlottert und den natürlichen Gang verdirbt. Schon hat ihm der fressende Ehrgeiz und glühende Rachedurst der Mutter, die große Gehaltenheit und Ablehnung der Tochter, schon die Empörung des Volkes gewichtige Handhaben gegeben und Maßnahmen abgenötigt, so daß er nach Herodes „Boten" lechzt, und selbstzufrieden in die Worte ausbricht: „Mir däucht, Herodes' Geist ist über mir!", weil er Alexandra durch den Leibwächter Philo auf der Zinne bewachen läßt! — als der über sein Leben, das er schon auf dem Throne zu beschließen dachte, entscheidende Augenblick da ist. Er selbst „erwartet Herodes schon längst nicht mehr". Wie er von der allein mit ihm zurückgebliebenen Mariamne, welche die sie bedrohenden Maßregeln auf seiner Frau Salome Haß zurückführte, sich wider Willen Schritt für Schritt, die Beute ihres starken Geistes und klaren inneren Auges, das Geheimnis des Mordbefehles entreißen läßt und wie die vor Eifersucht, weil er „auf Schritt und Tritt Mariamnen nachfolgt", wie rasend dazwischenfahrende Salome das bestätigt, ist eine Leistung, eines echten Dichters und Kenners des menschlichen Herzens würdig. Ihr kommen gleich die ergreifenden Laute der erregten Innerlichkeit des schwerverwundeten Menschenkindes von „dem Aufruhr nächtlicher Gedanken", welche ein erster Argwohn „in ihrer Brust weckt", bis die entsetzliche Gewißheit der Schändung durch den geliebten Gatten sie niederwirft: „ich war ihm nur ein Ding". Dann entfällt das Gleichnis von dem Feigenbaum diesem hehren Geiste wie ein Herbstblatt zur Erde. In diesem Bilde und der aus ihm gezogenen Nutzanwendung auf sich selbst, den frommen Worten: „Keine Regung Unedler Art befleckt mein Innerstes, Wie es auch stürmt in meiner Brust!" schlägt eine Kraft und Wärme der Innerlichkeit ihr Auge auf, welche so ganz eins mit echter Menschlichkeit ist, daß wir sie unwillkürlich uns allen wünschen. Und in dem letzten Wort horcht sie auf den Puls dieser ihrer Innerlichkeit: es gibt Stunden in dem Gewirre und Widerstreit dieser Welt, wo es uns drängt,

festzustellen, daß wir Gute sind. Und während Salome zischt „Alles sollst Du mir büßen, Wenn nur mein Bruder wiederkehrt! Ich werde ihm Alles sagen" — dankt die Innerliche dieser Schauflerin in Erde für jedes Goldkorn: „Ich sehe hell und das allein durch Dich." Und wenn Salome dem Bruder von dem Ehebruch erzählen will „So nimm mein Wort: ich widersprech Dir nicht!" Und der Geringsten einer unter den Geringen genüge das „Ich liebe mich nicht mehr genug dazu", das der zum Tod Verletzten gerade durch den Sinn fährt. Die Furie würde das „ich darf nicht der Innerlichkeit wegen" doch nicht verstehen und mag in ihrem Schmutz den Bruder nach der Perle forschen lassen. Er braucht es! Und da stürzt auch schon Alexandra herein: „Der König!" Joseph fährt aus seinem Sinnieren über seine Torheit auf „In der Stadt?" „Schon in Burg!" tönt es ihm wie eine Trompete zum Gericht entgegen.

Während König Herodes vor unseren Augen die Seele seines Weibes ertöden läßt, bändigt der vom römischen Machthaber unter vielen Beweisen höchster Gunst zurückgekehrte durch sein bloßes Erscheinen den Aufstand in seiner Residenz, wobei ihm Soemus, sein tüchtiger Statthalter von Galliläa getreulich hilft, auch mit seinem Kopfe einen dem Könige zugedachten Stein auffängt. So erscheint am Anfang des dritten Aktes der König auf der ganzen Linie seiner staatsmännischen Kunst als Sieger in Alexandras Gemächern, wo er die ihn „hold bewillkommende" Gemahlin glaubt. Aus Salomes Stachelreden, die er zurückweist und doch anhört, ahnt er ein Schreckliches. Entboten, erscheint die Königin, ein starres Medusenhaupt. Nachdem alle Anwesenden abgetreten, findet sie sich in der Wirklichkeit wieder und ihre Sprache und nennt den Gemahl feig und schüttet vor ihm in atemverhaltener Sprache den Bleigehalt seines Tuns an ihr aus. Aber er ist so wenig von dem goldenen Vollgehalt ihrer Innerlichkeit aus ihren Worten überzeugt, daß er viel mehr ganz diplomatisch-klug nur darauf sinnt, „um welchen Preis erfuhrst Du dies Geheimniß, Mir stand ein Kopf zum Pfand!" Sie verweist ihn an den „Der mir's verrieth", „Von mir erwarte keine Antwort mehr!" Von dieser ruhigen Größe betroffen, läßt Herodes den Schwager zum Tode führen, ohne ihn noch einmal zu sehen; dessen letzte Handlung war, daß er den Fanatiker Sameas dem Herodes gebracht, der nun im Vorzimmer in

Ketten seines Schicksals harrt. Der König hat gemeint, so viel Unerschütterlichkeit der Bewährten bedarf eines Gnadenbeweises, so will er den nicht hören, welcher ein Wort auf seiner Schwester ekelhafte Lästerungen sagen könnte. Aber der so wenig innerlich das Leben mit der Treuergebenen lebte, daß er die gemeine Schwester, die er kannte, nicht von der Stelle wies, vielmehr im Augenblicke pendelnd „Endige! Doch nein — — Noch nicht“ ruft und nun erst nach der Gattin schickt, der findet auch jetzt nicht die innerliche Kraft und Wärme, um mit Takt das Notwendige zu tun. Die wilde Schwester hören, wenn auch mit Unterbrechungen des Unwillens — der stand von selbst in Blüte gegen sie — und deren Gatten ungehört abführen lassen, das war ein Widerspruch, ein falscher Zug, der nichts nützt, am wenigsten ein Werk voll Innerlichkeit, das sich der Gattin Taten würdig gegenübergestellt; nein König Herodes, was auf dem glatten Boden des Parketts der Diplomatie ein Meisterzug, hier war es ein Effektstück ohne „Deines Männerwerthes Vollgehalt“. Die Stunde wird kommen, wo Du das büßest. Gehört oder ungehört, der Mann mit seiner Aussage kam überhaupt nicht in Betracht, wo — eine Mariamne schweigt. Warum, erfährt der König sogleich selber. — Nun spreizt er und ruft voll Pathos „Was Du auch ahnen, denken, wissen magst, Du hast mich doch mißkannt!“ Nun will er noch in gänzlicher Verkennung seiner Lage den kalten Schild seiner Äußerlichkeit aufputzen und an Stelle der warmen Innerlichkeit setzen. Der Staub, den sein Flügelrecken auftreibt, wird am Sockel der Marmorsäule nie auch nur eine Linie vertrüben. Nun bekommt er es zu erfahren, was er wissen mußte und was ein einzig Wort voll Innerlichkeit ausgelöst hätte: der Brudermord trägt in ihren Augen „das Siegel der Nothwendigkeit“, und der hat sie sich „gebeugt“. „Dieser Mord an mir bleibt ein Frevel, den man höchstens wiederholen, Doch nun und nimmer überbieten kann.“ Die Macht der Innerlichkeit konnte nicht schöner dargestellt werden als in diesen einfachen Worten, deren Eindruck um so tiefer ist, je gehaltener und ruhiger ihr Ton ist, kein Vorwurf, sachgemäße unerbittliche Feststellung. Und doch Worte von einem ergreifenden Ahnungsdüster der Zukunft. Wem überkäme nicht Todesahnen wegen dieser Frau, das sie wohl

selbst gefühlt „Ein Frevel, den man höchstens wiederholen“ — — das ist ihr Tod. Die Macht der Innerlichkeit erweist sich aber auch an König Herodes, der wieder einmal statt Notwendigem in Kürze höchst Zweifelhaftes in langem Schweife vorträgt. Was nicht in seiner Art, er macht den Herold seiner Taten. Wenn er mit kurzem Worte einst aus diesen Räumen schied zum schweren Gang: „Das wird mich spornen, zu thun, was ich noch nie gethan“, so gibt er jetzt nach gewonnener Schlacht eine wortreiche Beschreibung des Mittels, das zum Siege führte und eine Erklärung seines Charakters. Ich bin nicht feig. Wer soviele Male im Feind gewesen, wer dem Synedrium soviele Male getrotzt, kurz wer d e n Thron trotz einer Welt von Hindernissen sich erwarb und erhielt, ist sicherlich nicht feig. Und doch ist Unglaube, Mißtrauen und Argwohn da, wo alle Stimmen zum Glauben und Vertrauen rufen, sicher ein einziger und großer Beweis von Feigheit, und Feigheit ist es sicherlich, eine Maßnahme zu ergreifen, welche nur mit moralischen Maßen gemessen wird, und bei ihrer Rechtfertigung das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen. Da ist die Schranke, wo sich der Ring des Mutes, und vollbringe er noch so große Taten, nicht zur wahrhaft großen Gesinnung, die in allen Lagen des Lebens stand hält, erweitert. Das geht nicht ohne die Kraft und Wärme der Innerlichkeit. Wenn König Herodes nur für sich gesprochen, um sich zu rechtfertigen, so ist es das schöne Vorrecht des reinen Menschen im Namen aller zu reden und die Solidarität aller reinen Menschen, ja aller Menschen auf das Banner zu schreiben, denn jeder hat eine Menschheit zu verlieren, freilich auch zu b e w a h r e n. Indem aber die Gattin ihre Menschheit wahrt, weil sie sie erworben, für das Recht der ganzen Menschheit eintritt, schlägt die Idee der Innerlichkeit aus dieser Spitze der Handlung wie ein Fanal heraus. Und wenn schon in dieser ganzen Stelle, so besonders in der flammenden Schlußfrage „Und wenn der Mensch in mir so tief durch Dich gekränkt ist, sprich, was soll das Weib empfinden, Wie steh ich jetzt zu Dir und Du zu mir?“ geht die private Familientragödie im Hause der Makkabäer-Herodianer — selbst schon Repräsentanten des Alten und Neuen — in den großen weltgeschichtlichen Prozeß über, und seine Ideen der Menschwerdung, der hohen Stellung des Weibes, der Selbstbestimmung und andere laufen in die Konflikte des Königshauses zu Jerusalem

ein. Wieder ist es das Weib wie in Hebbels Tragödien bisher, welche ganz natürlich als die Trägerin der Kultur und des Fortschrittes (mit welcher Grenze, werden wir sehen) erscheint, gerade die starke Tochter aus dem alten Stamme. Der Menschheit aber bez. dem Menschentume, dem sie das Wort redet, ist ein bestimmtes Gepräge verliehen, welches es von den trüben und verblaßten Zügen allgemeiner Sanftmut, Güte und Umarmung scharf abscheidet, und darin ist das hehre Weib aus Makkabäerstamm eine Leuchte noch für künftige Geschlechter: ihrer schönen Menschlichkeit ist das Gepräge der Notwendigkeit aufgedrückt. Dieses Menschentum ward erkämpft an der Seite einer rache-schnaubenden Mutter, „welcher sie Ehrfurcht schuldig," eines großen Königs, Kriegers und Staatsmannes, dessen ihm aufgenötigte böse Gänge und Winkelzüge sie als getreue Beraterin mit erlebte. Als kräftiger Sproß aus altem Herrscherhause gezwungen, den Tod des Bruders durch den emporgekommenen Gatten gut zu heißen, in allerlei gewiß nicht immer rühmlichen Listen umgewandt, konnte sie das Feldgeschrei echter starker Menschheit ausgeben „Drum denke ich, Du fängst, da Du mit Hoffnung und Vertrau'n doch enden mußt, sogleich mit beiden an!" — Eben hat sie noch einmal großsinnig des toten Bruders gedacht, als das Ächzen der in ihrem Trieb getroffenen Kreatur ertönt: Salome beschwört Herodes im Namen ihres Gatten „Erbarmen" zu üben. Der Held, der die Urkunde seiner Haltlosigkeit hochgemut in seiner Rechten schwang, dem einmal däuchte „Herodes Geist" sei über ihm, „beschwört die Gattin, den König um Erbarmung anzuflehen". Nun erfährt König Herodes rascher als er denken konnte, warum ein Joseph, wenn eine Mariamne schweigt, sie nicht verdammen, sie nicht rechtfertigen darf; und schnell hat er den Lohn dahin für dieses Heldenstück des „Vertrauens". Und wenn es sich für Herodes als gleich schlimm herausstellt, ob er den hört oder nicht, so liegt darin die furchtbare Logik der Tatsachen, welche dann so ganz besonders nackt erscheint, wenn einmal wie hier die Welt der Innerlichkeit mit jener Welt zusammenstößt, die nur in Lehm des Lehmes wegen knetet. Wenn dann die stolze Salome bittet und selbst der verhaßten Mariamne Kniee umschlingt und bettelt um des Gatten Leben, so erfährt er durch dieselbe kalte Logik der Tatsachen, daß die heiße Liebesleidenschaft unbewacht, weil ohne

Kraft und Wärme der Innerlichkeit, leicht zu einer Ausschweifung wie Eifersucht führt, welche gerade das echte Liebesleben zerstört. Nun legt Mariamne, frei von zudringlicher Rührsamkeit, zweimal ihr schwerwiegendes Wort bei dem Gatten ein für Josephs „Unschuld", umsonst. Herodes läßt ihn ungehört abführen „Weil ich Dir zeigen will, daß ich von Dir Nicht niedrig denke und das rasche Wort, das mir im ersten Zorn entfiel, bereue, doch mehr noch, weil ich weiß, daß er mir nichts zu sagen haben kann!" Eine wundervolle Stelle, um die Torheit und zugleich die Ungerechtigkeit dieser Welt aufzuzeigen und unser Schielen nach der Innerlichkeit. Denn wenn König Herodes einen zum Tode abführen läßt, ohne ihn in seiner Angelegenheit zu hören, „weil er ihm nichts zu sagen hat," so haben die Macbeth und Richard III. in der gewaltigen Größe eines blutigen Ehrgeizes, welcher die Quintessenz eines Jahrhunderts zog und somit in sich berechtigt und, versteht man ihre Erscheinung nur recht, auf keinen Fall ohne eine gewisse Innerlichkeit war, wie ihre Selbstgespräche bezeugen, wohl auch so gesprochen, als ungetreue Günstlinge abgeführt wurden. Hier liegt die gewaltige Größe eines historisch gewordenen und eine ganze Persönlichkeit erfassenden Ehrgeizes nicht vor, so muß sich in jenem Todesgruße an dem Scheidenden eine Überzeugungstreue aussprechen, welche nicht ohne die Kraft und Wärme der Innerlichkeit möglich ist, will man nicht die fadenscheinige Bemäntelung einer brutalen Rachsucht ohne jede Größe auch nach solchem Gespräche und Mariamnens „Er ist's!" — „In Deinem auch!" annehmen. Die Rachsucht wirke mit, doch sie entbehre nicht der Größe. Wenn nun in dieses oder jenes Motiv sich die Innerlichkeit legte, wo soll da dieselbe Größe der Gesinnung in den Worten „von Dir nicht niedrig denke und das rasche Wort, das mir im ersten Zorn entfiel, bereue" gefunden werden? da doch die alles entscheidende Tat, das Bekenntnis, ausbleibt. Die Innerlichkeit machte die schöne Rede hinfällig, sie legte sich in ein ganz anderes Wort, in eine Tat; ob dann Joseph noch den Tod erlitt oder nicht, ist dabei gleichgültig. Also des Königs Verhalten ist so widerspruchsvoll als möglich. An sich konnte Herodes ihm und seiner Salome das Stücklein elend Leben lassen. Anders lag die Sache, wenn Herodes im Interesse des Staates

und seiner Aufgabe eine Beseitigung Joseph's für notwendig hielt, da er „Im nächsten Krieg den Platz des Urias bekommen“. Es bleibt dabei: Jene ganze nachträgliche langatmige Rechtfertigung und dieser kürzere Beweis der besten Absicht decken vor dem Feuerauge der Idee die ganze Unwahrhaftigkeit der Stellung des Herodes gegenüber der Gattin und damit der Menschheit auf. Das alles erhält sofort eine schwerwiegende Bestätigung in dem wilden Ausbruch Salomes bei der Meldung des Soemus „das blutige Werk ist abgethan“. In diesem Ergusse, den gewiß der Schmerz um den Verlust des Gatten mit eingegeben, sehen wir den Haß der gemeinen Äußerlichkeit sich gegen die reine Innerlichkeit aufbäumen; Herodes aber hat sich zu sehr selbst lieb als daß er offen sagte, weshalb der Mann sterben mußte. Und so muß er sich von der schwer gereizten Schwester sagen lassen, daß er an die ehebrecherischen Beziehungen zwischen Mariamne und Joseph glaubt, nur sei er „zu schwach, um seine Liebe zu ersticken“. „Du ziehst es vor, die Schande zu verhüllen, Die Du nicht tilgen magst.“ Nachdem sie die Reine nochmals begeifert — dies alles vor Soemus! — stürzt sie fort, um ganz Jerusalem, das ob des plötzlichen Todes des Vizekönigs „starr steht“, zu erzählen, warum der Gatte ihr genommen ward. So muß Herodes, weil er nicht die Kraft besitzt, wahr zu sein, seine „heiße Liebe“ zu der Gattin und deren Reinheit noch dazu in den schmutzigen Lachen der Eifersucht und Rachsucht herumzerren lassen; und noch dazu frißt Argwohn diese Liebe an. Schon „reut ihn diese Eile jetzt“, wenn auch der Staatsmann den Tod Josephs nachträglich zu rechtfertigen sucht. Und dies noch dazu, wo ihm vor Augen geführt wird der Gegensatz zwischen der neidischen giftigen Kröte mit dem Wollen und Nichtkönnen, deren Liebe selbst dem Gatten „zu viel wird“, mit den kleinen Trieben aus dem schwanken Herzen, das Meisterstück aus dem, was „Menschen“ gern „so menschlich“ nennen, diese Blasphemie auf das, was echt menschlich, welche in dieser Tragödie der Innerlichkeit nicht fehlen durfte, und der Gehaltenheit und Unerschütterlichkeit der Gattin, welcher vom Gatten Schweres und Allerschwerstes auferlegt ward. Aber er kann nicht sehen, so ist alles, alles umsonst gewesen, und der große entscheidende Augenblick seines Lebens findet ihn unbewaffnet.

Als Staatsmann und König sicherlich nicht. Ein Bote entbietet ihn im Namen des Antonius zur Teilnahme an dem großen Entscheidungskampfe um die Weltherrschaft. Er liest dem Gesandten die Botschaft zu drei Viertel von den Lippen ab. Da ist er ganz der große König. Aber sofort bohrt der Wurm des Argwohns, im verwüsteten Gemüte regt sich das immer wache Geschlecht der Ottern Eifersucht, Mißtrauen und Selbstsucht, als die Gattin die Freude kaum verbergen kann darüber, daß ihm Gelegenheit wird, nun doch noch das Innerliche zu erzeugen und in sein Verhältnis zu der Gattin zu legen. Es muß ihm möglich sein, hofft immer noch das Weib, denn es war schon einmal Jahre lang so. Das ist es eben, was seine Schuld so schwer macht: er hat vertraut, rückhaltlos vertraut, den Wert dieses Juwels in jedem Feuer erprobt, nun tritt der gemordete Aristobolus als Einbildung in sein Gemüt, so daß oder weil er zum ersten Male nicht wahr sein konnte, das Innerliche verletzte. Das Äußere ist fortwährender Reiz, das Innerliche zu stärken oder zu schwächen, die Scheidelinie zwischen den Menschen, die ihren Wert setzt. Und so trägt auch er selbst wieder die Hölle in sich selbst, die ihm eine Salome heizt. Er versteht Schritt auf Tritt das Weib nicht mehr, welche einst sein alles war. Das ist die Frage: ob es eine starke aber vorübergehende Trübung seines inneren Auges war, wie sie jedem werden kann, oder ob „sein Innerstes in klarer Tat verriet“ d. h. in klarer Tat ausdrückte, daß in seinem „Innersten“ ein fremder Bestandteil war, der seine Innerlichkeit und damit seine Gesinnung fälschte und verdarb. Nun folgt eine Brutalität, gröber oder feiner, der andern; der ersten will die Gattin, welcher das Herz bis zum Überlaufen schwillt, mit einem Geständnis antworten. Zur rechten Zeit preßt sie den Strom der Gefühle hinein und hinunter. Denn das konnte nur das Geständnis sein, ich bin rein. Und wer bürgte ihr, daß er glaubte; dann ward das Schlimme noch schlimmer. Auf alle Fälle aber entehrte sie den Gatten, indem sie ihm die Möglichkeit beraubte, aus sich ein Edling, ein Freier zu werden d. h. sie versündigte sich selbst an der Innerlichkeit, indem sie in ihr Werden eingriff. Meisterhaft, wie Psychologisches und Privates mit Universalhistorischem in einander greift. — Josephs Tod, zunächst ein rein privater Vorgang in der königlichen Familie, erregt ganz Jerusalem und Israel und die Politiker haben Gelegenheit,

sich über die tiefsinnigen staatsmännischen Gründe zu erhitzen; und bald weiß man es ganz genau, Josephs Haltung beim letzten Aufstand war nicht entschieden genug, er hat im Trüben fischen wollen; erst Aristobolus, nun der, kein Kopf mehr sicher, und ein heilsamer Schrecken durchfährt ganz Jerusalem. Das aber hat wieder zur Folge, daß der König einigermaßen beruhigt, „so schlecht es auch steh'n mag", Soemus an seiner Stelle zurücklassen, daher mit gehörigem Nachdruck in den Entscheidungskampf eingreifen kann. Das gerade Gegenteil von alledem würde nicht weniger den Mangel an Innerlichkeit der Gattin gegenüber und Josephs Tod in dem Gang der Welthändel spüren machen. — An dieser Stelle gibt die Freude Mariamnens Herodes die Gelegenheit, die Grade der Möglichkeit seines Todes abzuwägen, wobei wir eine Einsicht in den Stand der Dinge gewinnen und des Königs Schärfe in der Beurteilung der Angelegenheiten der Staaten und der Persönlichkeiten bewundern dürfen. Dieser klaren Bestimmtheit in dem Urteile über den Wert fremder Personen, in wenig Worten ausgedrückt, steht scharf das trübe Irrlichtelieren über die eigene Gattin gegenüber. Erst der schiefe Gegensatz: ich frevelte an Deiner Menschheit zwar, an Deiner Liebe nicht. Sodann: ich sah in Nebeln Dich, zeige Dich klar und nenne mir den Preis, um welchen Du das Geheimnis kauftest. Das kann und darf sie nicht, wir sahen es oben schon; und von ihrer Liebe hat er in schweren Stunden teuerwerte Beweise erhalten; die Nebel sind wirklich nur auf seiner Seite, die Sonne auf ihrer kann er nicht sehen; möglich immerhin, seine Nebel dringen soweit vor, daß sie ihre Sonne bedecken und ersticken. In diesem Falle, wo für einen alles davon abhängt, daß er selbst das wiederfindet, was er wegwarf oder verlor, wo es gar nicht in Frage steht, daß zwei Menschen nach demselben höchsten Gute suchen, also einer den andern fördern und tragen muß, wäre es Frevel an der Gottheit, ihm „den Dämon überwinden" zu helfen, da bleibt dem andern nichts als „den Kranz zu reichen". Das mag manchem herb klingen, bleibt aber nichts desto weniger wahr d. h. entspricht dem Weltgesetz und seiner Idee. Wenn nun sein Weib sich weigert, die Nebel zu zerteilen, welche er wob, dann nennt er das das „Billige verweigern". Sie faßt die Frage gleich in ihrer Schärfe und Tiefe: sie soll auf ihren Knien schwören und jeden einzeln Umstand breit erörtern, der ihre Unschuld stützt,

wobei ihm immer noch verbleibt, grimmig lächelnd auf die Sklavin herabzuschauen und zu verzeihen oder nicht. Denn so liegt die Sache: ob sie sein Weib ist oder seine Sklavin; sein Weib im Sinne einer neu aufdämmernden Weltanschauung, die noch lange nicht ihre letzte Erfüllung gefunden, vom rein menschlichen Standpunkte ausgesprochen, ebenbürtige Pfadfinderin, wie er sie denn als ebenbürtige Beraterin längst anerkannt. Oder ob sie seine Sklavin im Sinne einer untergehenden Welt bleibt, mit dem Anspruche einer aufgehenden belastet: durch seinen Augiasstall geistiger und sittlicher Irrtümer soll sie die Ströme ihrer Reinheit leiten, bleibt nur dabei sein äußerliches Recht, dann ist es gut; bei erster bester Gelegenheit beginnt das Spiel von neuem; ihre Größe und Reinheit duckt vor den Stirnfalten des „Gestrengen" wieder unter und scheuert von neuem die Gemütskammer des „Herrn" rein. Dabei hat sie kein Recht auf irgend etwas, alles hängt ab von der Gnade des „Mannes". Das ist es, wogegen Mariamne kämpft; positiv: sie kämpft um eines der höchsten Güter des Menschengeschlechtes, um das Recht auf Innerlichkeit gegen bloß äußerliches Recht. Es war nicht ausgeschlossen, daß noch auf dieser Station dem Gatten ein Licht aufging: ihre Wahrhaftigkeit mußte ihm über allen Zweifel erhaben sein. „Dein Knecht kam mir nicht nah!" Eine Entwürdigung geradezu furchtbarer Art, eine Unkeuschheit läge darin, wenn sie das sagte und — „beschwor". Und doch läßt Liebe es aus ihren Worten klar herausklingen. Gegenüber diesem scharfen Luftzug hält nichts stand, und der König mit seiner Schlußfolgerung und seinem Wiederkäuen alter Irrtümer und dem letzten Schlusse „eine Liebe, die das Leben höher Als den Geliebten schätzt, ist mir ein Nichts!" wird hinfällig; namentlich dieser Schluß ist angesichts des Schwures Mariamnens vor der Mutter, der ihm den Thron erhielt, recht altersschwach. Da sie sich nicht erniedrigen darf, „zu schwören, daß ihren Mund kein Andrer küßte", so verstockt er sich und pocht auf Herrenrecht und Autorität, mit der er das erzwingen will, was nur freiwillig geleistet werden darf. Nun geht er schon so weit, die Vergangenheit abzuschwören „indem er ihre Schönheit sich ausgelöscht wünscht in seiner Erinnerung", jene Vergangenheit, soweit sie im Frauengemache des königlichen Schlosses liegt, wo ein Abglanz ihrer gehaltvollen Schönheit auf seine kraftvollen

Entschließungen fiel. Da aber nährten sich mit die Wurzeln seiner Kraft. In der Tiefe des Gemütes verwundet durch solche Roheit, zugleich in Bangigkeit, der geliebte Mann möchte einen Schritt tun über die Linie, auf welche und hinter welche es kein Zurück gibt, strömt das erregtere Herz in Naturlaute aus, welche unmittelbar dem Flusse der Idee entquollen. „Für jeden Menschen kommt der Augenblick, In dem der Lenker seines Stern's ihm selbst Die Zügel übergibt. Nur das ist schlimm, daß er den Augenblick nicht kennt, daß jeder Es sein kann, der vorüber rollt! Mir ahnt, Für Dich ist's dieser! Darum halte ein! Wie Du Dir heut' die Bahn des Lebens zeichnest, Mußt Du vielleicht sie bis ans Ende wandeln: Willst Du das thun im wilden Rausch des Zorns?" An diesem hochbedeutsamen Orte schlägt die Idee der Tragödie noch einmal ihr Auge gleichsam unmittelbar auf. Der Augenblick ist so prägnant, als sie dem Gatten den Rat gab „mit Hoffnung und Vertrau'n anzufangen", aber noch viel entscheidender und in keiner Weise eine Wiederholung, wie wir noch sehen werden. Darum findet sich die ganze eine Szene durchsetzt mit Entladungen, welche dem großen Augenblick vorhergehen: „ob sich in klarer That sein Innerstes verriet!" „Dämon überwinden" und „Kranz reichen" und vor allem die Gegenüberstellung des Weibes und der Sklavin. Nun spricht es diese Balkenträgerin des Wandelgeschlechtes der Menschen in ihrem Charaktre getreuer Klarheit aus. Dein Schicksal ruht in Deinen Händen; und es gibt Augenblicke, in denen es ganz offenbar ist, daß die Idee in ganz besonderer Mächtigkeit in uns pulsiert; leider verstocken wir uns gegen ihren Pulsschlag, den wir oft absichtlich oder unabsichtlich nicht hören. Die Kraft und Wärme der Innerlichkeit, das sahen wir, läßt uns die großen Augenblicke bestehen, denn unser inneres Auge schaut dann klar. Und wie tief herausgeholt aus dem Urgrund aller Dinge ist die Mahnung dieser weisen Frau: angebrochen ist oft verbrochen. Brichst Du heute Deine Innerlichkeit noch weiter an, dann verbrichst Du sie, d. h. zerbröckelst sie, dann ist es aus. Wir sprechen daher von „Verbrechen" und „Verbrecher"; in letzter Instanz führt das immer auf ein manchmal Jahre lang andauerndes „Anbrechen", aus dem dann ein „Verbrechen" wurde, zurück. Wie klein ist der große König der Schicksalskünderin gegenüber: sie redet in Lauten, welche ein Geschlecht einmal sprach, das Felsblock fügte zum

Felsblock, aber in diese strömt die Kraft und Wärme der Innerlichkeit; er bettelt und droht „nur" um „ein Mittel, Womit ich böse Träume scheuchen kann!" Wenn er leidenschaftverstrickt ihr den Ehebruch zutraut, so hält sie auch dann noch an sich und weist auf die Kinder hin, die sie ihm geboren, um deren Willen ein solcher Streit und solche Besudelung der Mutter nicht gut ist und deren Blüte die Mutter schützen muß. Er aber überhört alles, will nichts hören, und fiebernd verbeißt er sich in ein Gefühl, das wie ein Gift den ganzen Organismus zu durchdringen droht. Diesem Wahnwitz kann sie nicht dienen, ohne sich selbst aufzugeben; wie auch sollte die Sklavin freien Kindern unter die Augen treten? So bleibt ihr nur noch der fromme, zur Gottheit gerichtete Wunsch: „...... Du wälztest das Rad der Zeit zurück: es steht noch einmal, Wie es vorher stand; laß ihn anders denn Jetzt handeln, so vergess' ich, was gescheh'n." So färbt der fromme Wunsch, den Liebe eingegeben, noch in das lichte Rosa zarter Morgenröte, was nach dem Walten der ewigen Großen Idee schon purpurrot emporsteigt. Ein Irrtum ist es, den Liebe und das schlichte Sehnen nach Maßhalten vertreten, daß je die Gottheit „das Rad der Zeit zurückwälzt," daß je die Idee sich zurückbilde. Es trifft niemand etwas zweimal: das „zweite", „dritte" Mal ist immer eine Weiter- oder Neubildung, und den es trifft, mag zusehen, daß er das „Neue" nicht für ein „Altes" nehme, es kann ihm der Irrtum sehr teuer zu stehen kommen. — In den großen alles entscheidenden Augenblick tritt der König schlecht vorbereitet ein. Nicht einer ihrer reinen Laute quoll in sein Leben. Zwar „glaubt er es, daß sie ihn einst geliebt." Aber der Tote nahm ihr „Herz" mit. Obgleich sie ihn hat fühlen lassen, daß sie ihm den Mord am Bruder verziehen, führt dieses Gespenst sein Denken und Empfinden und färbt ihm die Tat, das Wort des Weibes in seine Galle um. Nun ist er soweit, daß er die Festigkeit, die tiefe Innerlichkeit des treuen Weibes mit der Starrheit und Verschlossenheit verwechselt, den Töchtern von Alexandra's Rachsucht, und daß ihr Stolz ihm bessere Bürgschaft dünkt als ihre Liebe. Die Reue, Joseph ungehört dem Tode überantwortet zu haben, meldet sich so stark, daß sie ihn zu Naturlauten treibt „Der rächt sich auch!" An Salomes Einflüsterungen möchte er nicht glauben, aber „prüfen muß ich sie!" Warum? „Hätt' ich geahnt, daß

sie's erfahren könnte, nimmer wär' ich so weit gegangen. Jetzt, da sie es weiß, Jetzt muß ich weiter geh'n." Denn er muß alles „von ihrer Rachsucht fürchten," „muß fürchten, daß sie auf meinem Grabe Hochzeit hält." Wie klar finden sich die Irrgänge des menschlichen Herzens bei diesem Dichter aufgedeckt. Wie weit ist dieser große König und Staatsmann gebracht! Alle Innerlichkeit ausbrennend, zieht er dem Verhältnis zur Gattin jeden Duft aus und es bleibt eine handgreifliche Masse, die durch Vertrag zu regulieren ist und wo die Kniffe gelten, die den Vorteil vor dem Vorteil sichern. Nun ist er so klein geworden, daß er wie die Kinder spricht, hätte ich das geahnt, ich hätte das nicht getan. Der Topf liegt zerbrochen am Boden; nun muß ich mich weiter durchlügen. Warum nicht ein freies offenes Geständnis, das ihm und seiner großen Gattin einzig würdig ist? Weil es der Mensch nicht mehr vermag. So nimmt er aus seiner Staatskunst Hilfsmittel herüber, welche aber unter dem frischen Luftzug der Wahrheit hinfällig werden. Und noch eins: da er gegen die Innerlichkeit der Gattin nur mit äußeren Machtmitteln ankämpft, muß er unterliegen, im Unterliegen aber verhärtet er sich, wird böse und nun zeugt eine falsche Handlung die andere, er kann nicht los kommen, da er sich nicht verinnerlichen kann. Subjektiv bleibt ihm die Möglichkeit dazu, so lange als er bei fremden Personen mit „Hoffnung und Vertrau'n" anfängt. Das Schlimme für ihn ist, daß er in den reinen Lauten Mariamnens nichts als das eitele Mittel sieht, ihn zu betrügen, und daß er sich gegen die Rachsucht einer Gattin schützen zu müssen glaubt, welche von Hoffnung und Vertrauen als den Sternen spricht, an welche wir gebunden bleiben, und die Größe des alles entscheidenden Augenblickes in dem Maße von Kraft und Wärme der Innerlichkeit findet, welches er heischt. Daß sie die „Heuchlerin" nicht war, mußte er wissen, nunmehr wenigstens ahnen. Dazu kann er sich nicht emporschwingen, und so bestellt er in dem tüchtigen Soemus, welcher ihm immer und erst jetzt wieder treu und geschickt gedient und von dem er urteilt, „wär' ich selbst nicht auf der Welt, stünde er da, wo ich steh'," einen Henker für sie, falls er im Kriege bleibt. Verrät ihn der, dann „zahlt sie den höchsten Preis," den nur ein Weib zahlen kann. Das ist sein Trost! Nachdem er sie so als feindliche Macht behandelt, welcher man durch einen wohlparagraphierten Vertrag,

der keinen Ausschlupf läßt, beikommen, der man einen bösen Nachbar als Wächter setzen muß, begibt er sich von dannen.

Nun hat man zu allen Zeiten dem Dichter daraus einen schweren Vorwurf gemacht, daß Mariamne „zweimal unter das Schwert gestellt wird“ und hat ihn wegen dieser Wiederholung derselben Situation und desselben Motives als einen geschulmeistert, der in den ersten Elementen seiner Kunst keinen Bescheid weiß. Dann hat Julian Schmidt zwischendurch sich herabgelassen zu erklären: „Der nicht schlecht erdachte Einfall, die Tat sich wiederholen zu lassen, macht dramatisch einen schlechten Eindruck.“ Leider ist die erste günstigere Hälfte des Ausspruches für den Dichter kein Lob, denn „der nicht schlecht erdachte Einfall“ findet sich schon beim Josephus, seiner Quelle; ihm kommt nur die glückliche Begründung auf das Konto, das ist allerdings nicht weniger als alles. Aber die Angelegenbeit liegt für die Dichtung noch viel günstiger. Durch ihre Handlung führt sich die Idee der Innerlichkeit durch und bekundet außer in vielen anderen Stücken vor allem in dem Gegensatze der beiden Hauptcharaktere ihre Lebensfähigkeit. Mariamne bewährt die Kraft und Wärme der Innerlichkeit in allen vom Gatten auferlegten Prüfungen, er dagegen versinkt immer tiefer in das Äußerliche, Gewalttätige, empfängt von dem rein Materiellen allen Antrieb und Zwang. Da kann es wirklich auch „dramatisch“ auf den, der „sehen“ kann, nur den tiefsten Eindruck machen, wenn jener Tiefe der Innerlichkeit gegenüber, welche soeben in reinem Krystall den frischen lautern Trank gereicht, sich das Äußerliche auf die „Wiederholung“ desselben Schlages gebracht sieht. Dort die wundervolle Steigerung von dem ersten Aufleuchten bis zu dem milden Glanz und der zeitigenden Wärme der Sonne und hier das öde „Nocheinmal“. Der Gewalthaber bedarf nicht immer des Geistes; es bietet sich ihm etwas dar, so nimmt er es, der Äußerliche hält es immer mit der Quantität oder einer gemeinen äußerlichen Qualität, niemals mit dem inneren Gehalte. Wir deuteten aber schon oben an, daß sich objektiv vom Standpunkte der Idee aus betrachtet nichts wiederholt, sie ist reich genug, das nicht zu brauchen. So läuft in der Tat die ganze Handlung in einem gewaltigen Zuge bis zum Gipfelpunkt, dem Widerstreite zwischen beiden Gatten. Und so gut wie ihr erstes Gespräch für jeden der sehen kann Vorbereitung auf die große Szene des dritten Aktes ist, welcher zum

mindesten von der zweiten Szene ab als eine einzige Szene zu betrachten ist (man kann aber die erste als Einleitung ruhig mit dazu ziehen), so gut wie Mariamnens „Du fängst mit Hoffnung an und Vertrau'n“ auch Vorbereitung auf den „Augenblick“ ist, der „für jeden einmal kommt“, so gut wie Herodes seine Stadien bis zum Gipfelpunkt durchläuft, so gut wird man die Verhandlung mit Joseph auch erst als eine Vorfrucht ansehen dürfen für die eigentliche Frucht. Da ist denn freilich Joseph vorerst das schwächere, sich bequem darbietende Werkzeug, Soemus der tüchtige Mann, der dem Menschenhandel widerstrebt. Auf den wäre Herodes, auch wenn er anwesend gewesen, nicht sogleich verfallen; er hätte es immer erst mit Joseph versucht; auch das Schlechte und Böse muß reifen. Sodann: sollten beide Szenen sich parallel gegenüber liegen, dann gehörte die erste nicht in die Exposition. Wir haben aber gefunden, dort muß sie stehen, und alle haben diese Exposition für ein Meisterstück erklärt. Demnach kann auch aus diesem formellen Grunde, welcher aber auch im innern Aufbau wurzelt, von einer Wiederholung nicht die Rede sein. Ferner wird die Verhandlung mit dem Werkzeug gar nicht vor unseren Augen wiederholt; das Gespräch mit Soemus geschieht zwischen dem dritten und vierten Akte, und wir bekommen nur die Wirkungen zu erfahren. Fand der Dichter seine Ausführung notwendig, so brauchte er sie nicht zu scheuen, und der Gang der „Verhandlung“ mit Soemus hätte sich so sehr unterschieden von dem Gespräch mit Joseph, daß wir hochbefriedigt von der Illustration des Satzes gewesen wären „Wenn zwei dasselbe tun.“ Über die Stellung dieser Szene am Schluß des dritten Aktes, die Bedingungen dazu, die Schwierigkeiten der Ausführung braucht und kann hier nicht die Rede sein; der Dichter wäre allen Anforderungen gerecht geworden. Und hätte es sich in der Dichtung um die Idee des Rechtes der Selbstbestimmung gehandelt wie behauptet worden ist, ich weiß nicht, ob sich der Dichter der Ausführung dieser Szene hätte entziehen können. Aber darauf kommt es der Dichtung nicht an. Sie will die Verstrickung eines großen Königs, Staatsmanns und Kriegers in einem Fall zeigen, dessen Ausgangspunkt wohl auf dem staatsmännischen Felde lag, dessen Lösung aber wegen der mit hinein gezogenen Gattin nur rein menschlischer Natur sein kann. Die Forderung der Stunde ist die Kraft und

Wärme der Innerlichkeit. Dieses um so mehr, da der König seine hervorragendste Staatsaufgabe, Reform seines Volkes und Staates, ohne sie nicht lösen kann, die gewaltige Weltenwende in das neue Jahrtausend nur was innerlich ist oder werden kann mit hineinnimmt. Das Recht auf Selbstbestimmung ist eine Unteridee der Idee der Innerlichkeit; und wollte Mariamne nur jenes verteidigen, dann mußten gerade jene hervorragenden Stellen und manches andere mehr gestrichen werden und Soemus mußte gegenüber Herodes sein Recht auf Selbstbestimmung doch noch etwas anders erweisen als wie jetzt geschieht, während die Kraft und Wärme seiner Innerlichkeit zur Genüge, vor allem auch in dem hochbedeutsamen Gespräche mit Mariamnen, zum Ausdruck kommt. So konnte es der Dichtung nur darauf ankommen, die Macht und Herrlichkeit der Innerlichkeit im Gange der Handlung in Mariamnen und ihr wahlverwandter Charaktere, ihre Verletzung und Sühne in Herodes und anderen Charakteren aufzuzeigen. Und zu diesem Zwecke war wie schon oben einmal bemerkt die Handlung bis zu jenem Gipfelpunkt am Schlusse des dritten Aktes zu führen. Unter den Stationen, die Herodes bis dahin durchlief, war diejenige in der Verhandlung mit Joseph auch eine; wie die Sache ablief, war er gewarnt. Die alles gestaltende Idee fügte es, daß er die Warnung um so eher beherzigen oder unter um so erschwerenderen Umständen verachten konnte. Der sittigende Gehalt dieses „zweiten Males" war ein gewichtigerer, entscheidenderer als bei der ersten Entschließung. Dieser Entschluß jetzt mußte Herodes viel mehr kosten und noch ganz anders seine Seele belasten nach allem, was Mariamne gesagt und getan hat. Warum z. B. wenn Herodes so gewaltige Furcht vor ihrer Rachsucht hat, „weil sie nun alles weiß", untersucht er, was sehr leicht war, nicht ihr Verhältnis zu dem letzten Aufstand? Wenn er auch nimmer die Hauptsache, ihren Schwur „zu sterben, wenn er stirbt", gefunden hätte, so mußte er doch auf, wenn auch vorerst leise Beweise von Unterlassungen stoßen, falls sie sich auch des Bruders wegen rächen wollte. Und so hat er selbst momentan ein ganz richtiges Gefühl, als sie gegangen: „Wahr ist's, ich ging zu weit". Gerade aber um der Macht der Innerlichkeit willen wob die Idee die Fäden noch einmal so und nicht anders. Endlich aber ist es doch klar genug gesagt: „Du hast vielleicht G e r a d e j e t z t Dein Schicksal in

den Händen ...... Für jeden Menschen kommt der Augenblick ...... Nur das ist schlimm, daß er den Augenblick nicht kennt ...... Mir ahnt, für Dich ist's dieser .... Wie Du Dir heut' die Bahn des Lebens zeichnest." So eindringlich gerade in Bezug auf die Stunde hat die weise Frau vor der ersten Abreise nicht gesprochen.

Dieser Augenblick ist aber aus einem ganz anderen Grunde noch so drängend, so voller Entscheidung für das Leben des Königs, so daß der Gattin Wort buchstäbliche Erfüllung findet: „Wie Du Dir heut' die Bahn des Lebens zeichnest, Mußt Du vielleicht bis an's Ende wandeln". Diesmal bricht der König auf, nicht zum Besuche eines Machthabers, sondern zur Teilnahme an dem Entscheidungskampfe um die Weltherrschaft. Wie die Welt um Antonius aussieht, er selbst hat sie in ihrer ganzen Hinfälligkeit und Verruchtheit und den „Wollüstling" dazu geschildert und mit seiner Verachtung nicht zurückgehalten; die andere um Octavian kennt er auch, sie flößt ihm nicht viel mehr Respekt ein. Um was eigentlich in diesen Zeitläuften gewürfelt wird, bleibt ihm bis auf Stunden der Sammlung mehr oder weniger verborgen: daß die Idee ein neues Weltgesetz auslöst und es sich darum handelt, wer mitmacht oder nicht, und daß im Mittelpunkt desselben die erhöhte Innerlichkeit des Menschentums steht. Jedenfalls findet er die „äußeren" Bedingungen, Lagen und Mittel des Kampfes ebensoweit unter sich wie die „äußerliche" Gesetzeserfüllung und „äußerlich" lächerliche Erhaltung alles dessen, was sich von Mose, also seit 1600 Jahren, herschreibt. Wahrhaft erhalten werden, aus der alten in die neue Welt herübergenommen wird nur, was seine Innerlichkeit bewährt, „wiedergeboren" wird. Daher eine Reformierung des jüdischen Staates und Volkes unabweisbare Aufgabe desselben und seiner Spitze, des Königs und der Regierung. Im Kampfe mit und zwischen der ihm materiell furchtbar überlegenen, aber dem Untergange geweihten Welt hat er die Größe seines Geistes und Charakters erwiesen. Wird er auch jene unabweisbare Reformierung vollbringen, welche erst den Stempel auf sein Werk drückt? Nein, er wird sie nicht vollbringen, so wahr er sich von den einem und einzigen, was ihm dazu not tut, weiter und weiter entfernt hat und jetzt den Augenblick so jämmerlich versäumt, daß es für's Leben geschieht. Es ver-

hält sich mit der Innerlichkeit wie mit dem inneren Auge, dem Schauen: sie sind vom Anfang an da, es fragt sich nur, ob wir vermögen sie in dem Grade zu bewähren, um in diesem Raume, in dieser Zeit, in diesen Umständen unsere Bestimmung zu erfüllen? — Wer dieses letzte Gespräch der Gatten mit erlebt hat, weiß ganz genau, dieser König bleibt in dem Weltkampfe noch einmal Sieger, materiell Sieger, um die furchtbarste Buße für geschändetes Menschentum zu zahlen. Die aber von Anfang an „mit Hoffnung und Vertrauen begann", schon damals als sie, ein Opfer der Politik kalt berechnender Eltern, dem vorerst nicht geliebten Manne in das Ehebett folgte, dann in schlimmsten Stunden in „Hoffnung und Vertrauen" fortfuhr und eine Innerlichkeit sich kräftigen und erwärmen ließ, endlich zuletzt d e n Augenblick mit ihres Herzens Blute zeichnete, Mariamne hat es gewußt, er kehrt zurück, drum rüstete sie ihr Fest. Sie hat es geschaut. „Dich tödtet d e r allein." — Das gilt wie für das erste Scheiden, so noch besonders für dieses Scheiden heute. Im großen Weltkampfe gehst Du nicht unter, von dem oder dem getroffen, Du stirbst langsam hin an der gemißhandelten Innerlichkeit, an der geschändeten Menschheit. Dich tötet Gott, die Idee unmittelbar.

Wo aber ist Sameas, der mit Ketten beladene Pharisäer, der auf dem Gesetz bestand und — doch auch an die Unsterblichkeit glaubt, geblieben? Richtig: Joseph wartete mit ihm im Vorzimmer des Königs. Nun ist Joseph längst eine Leiche. Dann folgte der große Entscheidungskampf um die Weltherrschaft, um die Frage, ob Mensch ob Sklave, ob frei aus Innerlichkeit oder dem Äußeren untertan, es war ein heißes Ringen, der König hatte viel zu tun, er unterlag. Erst als er den Rest von Innerlichkeit, die ihn zum Menschen macht, darangegeben, hat er ihn ins Gefängnis führen lassen und sich ihm als „Messias" bezeichet. Von Jerusalems Straßen schleifte der starre Schriftgelehrte seine Ketten in das königliche Schloß, vom Schlosse durch die Straßen ins Gefängnis, vom Gefängnisse weder durch die Straßen in die königlichen Gemächer. Da finden wir ihn im vierten Akte, bestimmt, äußerlich der Stein zu werden, über den der siegreiche König stürzt. Denn Soemus hat ihn nur frei gegeben, um zur königlichen Frau zu gelangen, die ihn sichtlich meidet. Doch Sameas klirrt mit seinen Ketten weiter; fällt ihm

nicht ein, sie abzulegen. So reizt diese Musik das Volk; wo sie zu zweien stehen, ist er der Dritte. Im Tempel wird er zu Jehova beten und seine Ketten werden rasseln. Schadet nichts: wird doch nichts in der Welt äußerlich überwunden, und Mosis Gesetz ist noch lange nicht überwunden, trägt es nur außen Fesseln. Nur wer den Kern der neuen Welt so rein geschaut hat, mag ihm im übrigen noch manche alte Schale haften, wie Mariamne, hat ein Recht zu sagen, die alte Feuersäule ist erloschen und die Propheten sind stumm. Nun wird sich jeder einmal selber Feuersäule und Prophet werden, denn die höchste Innerlichkeit nur ist sich selbst Offenbarung. Aber Sameas ist auch geworden, und heute erscheint er nicht mehr blos als der gesetzeseifrige Weigerer des Begräbnisses der Witwe, er schreit nach dem Messias, glaubt an die Unsterblichkeit und ist bereit für seinen Glauben zu sterben wie er denn später die unerhörtesten Marter erträgt. Ein innerliches Feuer brennt, und Mariamne läßt ihm seine Meinung und läßt sich und den Gemahl von ihm beleidigen und rechtfertigt den Befehl des Königs zu seinem Tode nicht, erklärt, entschuldigt ihn mit dem vorgefundenen Aufruhr und der Gereiztheit des Herodes. Das stellt sie hoch in unseren Augen, aber hebt auch den Sameas, den Uechtritz doch zu niedrig einschätzt, wenn er ihn bloß für den toten Buchstaben sterben läßt; sie muß es wissen, was an ihm zu achten ist. Und so schlägt er, dessen Innerlichkeit gewachsen, das Opfer aus Alexandras Stall aus und nimmt es „w o m a n's e n t b e h r t, das Lamm der Witwe und das Schaf des Armen! Was soll Dein Rind dem Herrn"? Er fängt also an, mit seinem Prophetentum sittigend zu wirken, und wir setzen eine Gedankenverbindung fort und fragen, wie würde er sich zu dem Manne gestellt haben, der vielleicht in dem Augenblicke, wo er „das Schaf des Armen" heischt, in der Krippe zu Bethlehem geboren wird? Noch mehr, viel mehr Entwickelung gehörte dazu, viel mehr Innerlichkeit. Hätte er sie erreicht? Und auch Soemus: würde er dem Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen?

Herodes gab sich dem Sameas als Messias; mag sein, es geschah in einer Wallung, in Ärger darüber, daß der angesehene Mann ihm widerstand, aber es geschah. Nun gilt es. Soemus wird von Mariamne zur Rechenschaft gezogen, weil er ohne Befehl Sameas frei ließ. Die Nachricht von der für Antonius

verlorenen Schlacht bei Aktium ist eingelaufen. Antonius hat sich in sein Schwert gestürzt. Nach menschlichem Ermessen ist das auch der Tod für Herodes. Soemus muß das um so mehr glauben, als Herodes vor seinem Weggange sich noch einmal zum Antonius bekannt: „Ich liebe ihn nicht mehr . . . . Doch ich werde ihm beistehen bis zum letzten Augenblick, Obgleich ich fürchte, daß er fallen muß, Ich bin's mir selber schuldig, wenn nicht ihm". „Echt königlich!" ruft Mariamne aus. „Gewiß! Echt königlich! Nur ist Oktav der Mann nicht, der's bewundert!" Und hat er das getan, so ist sein Haupt gefallen, schließt jeder, der die Verhältnisse kennt. An einem ganz hervorragenden Zug sehen wir, wie die Staatsangelegenheiten seine geistigen und sittlichen Kräfte in Anspruch nahmen, wie sich seine Innerlichkeit selbst in seine Staatsangelegenheiten legt. Die Klugheit von heute und für heute hätte zugewartet, und wie leicht wurde ihm dies gemacht, da er gar nicht direkt zur Teilnahme an der Entscheidungsschlacht entboten, vielmehr ihm die Bekämpfung der Araber aufgetragen war. Aber tot oder nicht, Mariamne wacht streng über der Ausführung aller seiner Befehle, auch dem toten Gatten wird sie Gehorsam verschaffen. Ganz abgesehen davon, daß kein Zug verrät, daß sie an seinen Tod glaubt; sie ist zu innerlich mit ihm verbunden; und Soemus mit ihr. Nur darum übernahm er das Henkeramt, daß es kein anderer — „ein Galliläer hätt' die Tat vollbracht!" Aber nichts bürgt ihm dafür, nachdem Herodes einmal sich vor ihm entblößt, daß wirklich nicht ein anderer im zuvor kommt, jeden Augenblick kann die Botschaft von Herodes Tode kommen, ja schon die Nachricht von der Schlacht bei Aktium könnte einen verführen — —. Soemus aber schätzt und liebt die Königin über alles, jeden Augenblick kann die Warnung zu spät kommen. Mit einem halb erstickten Aufschrei bricht die schwer geprüfte Frau in sich zusammen. So ist das bang im stillen wie ein Irrlicht in Dämmerstunden Aufgestiegene zu einer entsetzensvollen Gewißheit geworden und eine plumpe trübe Wirklichkeit starrt ihr frech entgegen, das letzte Restchen Traum zertretend. Das ist das Leben, das, was wir mit jedem Tier gemein haben, das Leben, dem sie mit einem Dolchstoß ein Ende bereiten will. Sie dankt es ihrer Mutter, daß sie sie daran verhindert. Das war ein falscher, dem rasenden Schmerz leicht zu verzeihender Ton. Sie

weiß das selbst am besten. Denn „Dich tödtet der (gen Himmel) allein“ und „Dies (Henker) Amt ersah er für sich selbst!“ So richtet sie ihr Ballfest aus, auf dem sie tanzen wird. So ist das Ende da. Ein Ende so furchtbar verzweiflungsvoll wie selten eines. Ganze Völker gingen unter, Staaten stürzten blutigrot zusammen, Könige und reiche Erben endeten in einem schrecklichen Tod, das war doch meist nichts anderes als die vorauszusehende Entwickelung der Dinge und immer blieb zumeist ein großer glücklicher Anfang und hoffnungsreicher Fortgang noch bestehen, dem Untergehenden und Überlebenden ein Trost. Das aber ist ein Ende, das auch den Anfang verschlingt, denn nun muß sie glauben, sie war im Grunde ihm immer nichts, da sie ihm nicht immer alles war. Barg er die sorgenvolle Brust an ihrem ruhigen Busen, besänftigte ihr Wort den Sturm, und übte sie d i e Kunst mit Fleiß und lernte sie es mit gutem Willen ihn zu verstehen, eine schwere Kunst, heute weiß sie es, sein heißer Kuß, seine ungestüme Umarmung — sein sparsamer Dank zuletzt noch dann und wann einmal verriet es halb schon — hielt doch ein Letztes, in dem aber das Siegel zum Ganzen lag, zurück, sie aber glaubte schon ihm gewesen zu sein, was er ihr: die Welt; „die Welt ihm aufgewogen zu haben“. „Weh!“ Du hast es ihm auch, Weib, jetzt narrt ihn nur sein trübes Auge. Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo er das fühlt, was Du ihm gewesen. Das Vorrecht aller großen Seelen, stets groß das Ganze sehen am einzelnen, so Mariamne; aber wenn Herodes spricht, keiner, der nicht sein Weib verstieß um Dich, und „wär' es am Morgen nach der Hochzeitsnacht“, so sieht er klein am Ganzen nur ein einzelnes. Nun sieht sich das Menschenkind, das groß mit Hoffnung und Vertrau'n begann“, zu dem wehvollen Geständnis gedrängt „Ich hatte Nichts, ich habe Nichts, ich werde Nichts haben! War denn je ein Mensch so arm!“ Die weise Frau, die groß erst noch d e n Augenblick gedeutet, fühlt sich ärmer jetzt als die elendesten von ihres Volkes Töchtern. So bricht der Balken, auf dem der Menschen Wandelgeschlechter ruhen? Nein, der bricht nicht, noch nicht einmal die Karyatide bricht, die ihn trägt. Sie wird am Ganzen weiter dienen, in Kraft und Wärme ihrer Innerlichkeit, die man wohl treten, doch nicht zertreten konnte. Die altbewährte Versucherin, die schleichende Gleisnerin gleitet an sie mit gütigem Mutterwort, immer bereit, den glühen-

den Haß in dem Blute des Schwiegersohnes auch nach seinem Tode noch zu löschen. Sie fällt natürlich ab. Soemus entfaltet sein Inneres. Und nach einer einzigen bedeutsamen Zwischenfrage und seiner klaren Antwort bittet sie ihm den Vorwurf der Verräterei ab und erkennt „Du bist, wie ich, in Deinem Heiligsten gekränkt, wie ich zum Ding herabgesetzt!“ Ein bedeutsamer Vorgang für die Idee der Innerlichkeit. Schlagend und kurz jeder Ausdruck in der von Soemus gegebenen Darstellung des geistigen und sittlichen Gehaltes des Tatsächlichen gegen die langatmigen Auseinandersetzungen des Herodes. Und was sie dem Gatten nicht gestatten durfte, die Klarlegung seiner besten Absicht, weil hier einfach Bekenntnis alles war; zu was sie sich nicht hergeben durfte, vor ihm ihr Inneres zu entwickeln, da sie der Gatte kennen mußte: hier war jenes wie dieses gestattet, da der fremde Mann in schwerster Stunde ihr zum ersten Male als Mensch sich näherte. Auch zwischen Herodes und seinem „Freund“, „Waffenbruder“ und „Gefährten“, dem er die überaus freundschaftliche Aufnahme an seinem Hofe bereitete, stand jenes unsichtbare Etwas, das sich aus Taten niederschlägt und in Taten legt, das Innerliche. Dieses unsichtbare Gewebe zartester Fäden ist von Herodes verletzt worden. Das Recht der Selbstbestimmung wird unter anderem in ihnen auch getreten; aber was an den „Menschenfackeln“ und der Menschen-Uhr Artaxerxes und dessen launenhafter Verpflanzung an Herodis Hof so ganz besonders und einzig hervortritt, so daß wir nicht weiter nach dem Innerlichen forschen, ist im großen Gange der Handlung und bei den Hauptpersonen nur ein Moment unter anderen auch, welche zusammen die Verletzung der Innerlichkeit ausmachen. Auch an Soemus macht sich die nimmerrastende Alexandra heran, mit dem Erfolg nur, daß sich die Gemütstiefe des tüchtigen Mannes enthüllt. Dagegen kommt sein Recht auf Selbstbestimmung in dem ganzen Zwiegespräch nicht so sehr in betracht. — Bei den Vorbereitungen zu dem Ballfeste erblicken wir jene „Halb“-Menschen, deren vom Urahn ererbte, immer aber ihnen von außen aufgezwungene rein mechanische Tätigkeit alles Innerliche, ja den bloßen Willen über die äußeren Organe erstickt — ein Blick in eine versinkende Welt. Und ein die Menschheit vernichtender Gegensatz: was heute zwanzig Jahre alt ist, bleibt straflos, selbst wenn es bei dem letzten

Aufstande einen römischen Adler steinigte oder sonst ein Verbrechen beging, weil eine aufgegebene Geliebte des jungen Königs mit der Liebesfrucht vor zwanzig Jahren entfloh und drohte, den Knaben so zu verderben, daß ihn der König töten lassen müsse. Und in drei Tagen wird eine ganze Stadt händeringend vor den leeren Wiegen stehen: Die Kinder wurden gemordet, weil der König einen Thronräuber unter ihnen fürchtet. Wir sehen, alle Strahlen schießen aus derselben Sonne hervor, der Idee der Innerlichkeit, des Menschentums, und der kleinste Kreis erweitert sich zum größten.

Aber das Schwerste kommt noch. Mariamne auf dem Ballfest. Sie ist für ihre ganze Umgebung nur eine Larve. Sie tanzt und jubelt in Perlen und in Edelsteinen — geschmückt wie ein Opferlamm. „Das Leben! Freilich! Das muß man sich sichern! Der Schmerz hat keinen Stachel ohne das!" So wirft sie auch noch mit dem Geschmeide ihres reichen Gemütes um sich. Heute kehrt der König zurück. Und kommt er heute nicht, so kommt er morgen, er kommt gewiß. „Er soll sie sehen, wie er sie beim Scheiden sah". Und wenn nicht als Geliebte des Antonius, so irgend eines seiner „Knechte" und wäre es des Soemus. Doch wenn die alle Zeit hätten, die Perlen und Diamanten dieses verdüsterten Geistes zu betrachten, so würden sie an jedem rote Sprenkel sehen. Nun hebt die Perlen sorgfältig auf; sie sind vom Herzblut einer großen Königin und edlen Frau betaut. Siehe da! Salome, schwarz wie die Nacht auf diesem glänzenden Feste; sie sucht nach Nachrichten über den geliebten Bruder zugleich für die trauernde Mutter und findet nun diese verlarvte Innerlichkeit so, wie die Gleisnerin in ihren besten Stunden sie sich vorgestellt, wenn sie Pläne spann, der tief Verhaßten Gruben zu graben. Und die Lebenskünderin spendet der Lauernden auf jede Frage die unzweideutige Antwort, läßt sie stehen und sich von Soemus zum „Tanz" führen. Diese verlarvte Innerlichkeit löst der Bösen wohl zum ersten Male ein wahres Wort von der Lippe, in dem ihr Inneres liegt: „Dies Weib ist noch viel schlechter Als ich's mir dachte! Das will Etwas sagen! . . . . . ." Froh, sie jetzt auf alle Fälle fest zu haben, wirft sie unwissentlich eine ihrer schwarzen Perlen von sich „Der kann kein Mensch auf Erden Unrecht thun!" Gewiß: die echte Größe ist auch über dem zugefügten Unrecht erhaben,

sie wendet sich gelassen ab, der Schütze spürt den eigenen Pfeil in seiner Brust. Sie alle haben diese Königin und seltene Frau sehr wenig verstanden, sie gehörte mit ihrer vertieften Innerlichkeit zu sehr schon einer anderen, der neuen Welt an. Vor der Mutter mußte die Tochter ihren Weg gehen als ließe sie in deren Schoße eine alte Welt zurück. Alexandra lugt überall und immer aus, ob sie Morgenluft für ihre Rache und ihren Ehrgeiz wittert. Eine Art Wahrzeichen ist sie jedem geworden, als sei sie von einer fixen Idee befangen. Nun horcht sie wieder an dem Römerhauptmann Titus herum und empfiehlt ihm ihre Tochter und sich in ihr in dem Worte, in dem die Überkluge sich so trefflich charakterisiert: „Titus, sie trug bis heute eine Maske Und", daran denkend, wie sie selbst so weidlich gegen die Römer intrigiert, „merk' Dir das, sie that es nicht allein!" Und als der tapfere Haudegen und gerade Römer, welcher hier so vieles sah, worüber er den Kopf schüttelte, Mariamnen tanzen sieht „Wie rasend, auf dem Grabe des Gemahls, Um sich nur ja die Krone zu erhalten" „schaudert er", wie sie den Mann „verleugnet", welche „den letzten Kuß des Mannes noch auf der Lippe fühlen muß", „auch sah sie ihn ja noch nicht tot!" Doch fällt ihm auf, „daß sie erbleicht, als ob sie in Gedanken Was And'res thäte Und nur unwillkürlich dem Reigen folgte!" Und weil er keinen andern Grund weiß, schreibt er es der „Angst" zu, womit sie „ihr Werk vollbringt". So holt sie auch den Römer der guten alten Schule aus: der hat fremd den Sitten und Bräuchen dieses wie seines Volkes zugeschaut, hat auch diese Königin geschätzt und wird nun irre an ihr. Daß er auch nach dem Scheine urteilt, ist ihm am wenigsten zu verargen, braucht er die fremde Königin doch wirklich nicht nach ihrer Innerlichkeit zu kennen und zu werten, und doch klingt es aus seiner Rede heraus, als stimmte etwas nicht in seiner Rechnung. Weit über sein Amt hinaus, über die politischen Vorgänge im jüdischen Königreiche zu berichten, beobachtet in ihm sonst schon und besonders heute der Mensch mehr als der Staatsmann. So verinnerlicht sich auch diese Kriegernatur in dieses Weibes Nähe. Und nun sie das Leben hinter sich hat, das Ende den Anfang verschlingt, Vergangenheit wie Zukunft sich ihr löst, sieht sie das Ganze noch einmal. Und es ist so wie es ist: die schon als holde Jungfrau auf den Gehalt der wärmeren Innerlichkeit gespannt war, hielt das schöne Wort für das Gefäß mit

tiefem Gehalt und war überzeugt, als der berühmte König in dem Blumengarten zu ihr sprach: „So schön ist keine, daß sie Deine Hand Nicht pflücken dürfte“, daß das wahre Empfindung des Gehaltes der schönen Frau sei, zum mindesten ein Wechsel auf die Zukunft: Ich will Dein Innerliches verstehen lernen und an ihm dienen wie an einem Tempel. Nun klingt es wieder einmal „herb“, ist aber nichts als ihr gutes Recht und zwingender Ausfluß aus dem Kern der neu aufsteigenden Sonne einer neuen Welt, wenn sie fortfährt: „Ha, er sei verflucht, daß er's so ganz vergaß! So ganz!“ Ich habe eine Menschheit in mir, ich bin der Träger einer tiefsinnigen Idee, und wer mir jene schändet und diese zu verlöschen sucht, der sei verflucht. Alles kann ich verzeihen, nur nicht das, denn es steht gar nicht in meiner Macht, es zu verzeihen, da der Schänder in mir das Ganze verletzt. Und ich habe die Verpflichtung, den Schänder zu verfolgen. Ist doch diese Verfolgung bis zum letzten Atemzug des Schänders zugleich ein Proben, ob er doch noch die Kraft und Wärme seiner Innerlichkeit auslöst. Ja, „das löst ja alles wieder“. Und ihre Innerlichkeit und ihr Blick betrog sie nicht: da steht der König auf einmal inmitten all der Kerzen, Sterne, Perlen und Diamanten. Noch einmal Sieger. Heute bringt er zu seiner jüdischen noch eine Krone mit, Kleopatras, verliehen ihm vom Sieger Octavian; der entließ ihn in hohen Gnaden, weil er Antonius Treue bewahrt bis zum letzten Augenblick, weil seine Politik so treu und wahr war, daß sie an Unklugheit grenzte; und das Unkluge war das Weise. Doch aber nur, wenn in die Handlung sich etwas von der Kraft und Wärme jener Innerlichkeit legt, welche Herodes der Gattin gegenüber verloren hatte. Denn für den Eingeweihten war die „Gnade des Siegers“ gar nicht so unerwartet, der Sieger mußte nur ein Staatsmann sein. Das aber war der „nüchterne“ Octavian. Eine Absetzung und Tötung des Herodes brachte nur neue Aufregung in die orientalische Welt, und das römische Weltreich brauchte nach allen den Stürmen den Frieden. Wiederum wagte Octavian, nunmehr Alleinherrscher, nichts mit der Bestätigung des Königs, welcher sich bisher als tüchtiger Krieger und umsichtiger Staatsmann bewährt hatte; verband ihn vielmehr sich. Das ergibt sich aus mancher Andeutung des Gedichtes. Aber die Hauptschlacht ist für ihn be-

reits verloren. Und so lehnt der König selbst die halbe Anerkennung des Römers Titus „Auch preis' ich Nichts, Als Deinen Stern!“ ab. Denn Mariamnens Ton und Haltung schont ihn nicht und hetzt den Rausch, den er sich gleich an Salomes giftigem Willkommengruß trank, zu einer Sturmflut gegen sich. Soemus ist kein Joseph, welcher um sein Leben bettelt und Erklärungen gibt; nachdem ein kurzes Wort, fast zu kurz, seine Ehre gewahrt, geht er in den Tod. Was aber hätte dieser „Freund“ und „Waffenbruder“, der erst den Stein noch für den königlichen „Gefährten“ auffing, dem großen Sieger vor versammeltem Hofstaat sagen können, wenn ihm die ruhige Woge der Innerlichkeit nicht sanft das scharfe Wort wegspülte. Aber eine Größe von unermeßlicher Tiefe tut sich auf: weiß er denn nicht, daß sein Schweigen die hochgeschätzte und still geliebte Frau, mit der er eben noch „getanzt“, unter das Beil bringt? oder ahnt er es gerade? „Du stehst zu ihm, wie ich, Du bist, wie ich, in Deinen Heiligstem Gekränkt.“ Das war ein unerschöpfliches Thema während des „Tanzes“ und der Musik. Und das andere. Die sieht so ruhig zu, wie der zum Tode geführt wird. War Soemus das Leben so satt wie sie, daß sie ihn unbedenklich hingeben konnte? Wenn die aber, diese beiden Reinen, innerlich verbunden waren, so war das eine so furchtbare Niederlage des Königs und des Gatten, daß ihm in Aktions Gewässern der Tod zu gönnen war. Aber: „Dich tötet d e r allein“. Nun schließt es sich in festem eisernen Ring zusammen: Falsch deutet er des Titus „ruhig-gelassenes Dastehen“; der Römer, der so still in diese Flamme blickt, beginnt zu ahnen, auch innerlicher als der große Sieger: „Auch preis' ich nichts als Deinen Stern!“ Wiederkehrt das schwarze, falschverräterische „Verräth er mich — So zahlt sie einen Preis, — Salome, dann hast Du recht gehabt!“ Welcher Mann auch immer das sagen kann, um eine Mariamne zu beschmutzen, der wird sicher eine Salome an seinem Wege finden, den Wechsel aufzuzeigen. Und der Mann, welcher wieder so große Züge auf dem Schachbrett um das Mittelländische Meer gemacht hat, daß er alle, nur nicht Mariamne, aber auch Titus, sogar den klar blickenden, umsichtigen Soemus um die Wahrheit ihrer Berechnung betrog, spreizt sich noch in seiner Liebe, welche ihm so gar nichts sagt. Auf seine eitlen Phrasen wendet sich Mariamne kurz „Ich bin Gefang'ne?“ „Der Tod kann mein Gemahl

nicht länger sein!" Was hätte ihr der Mann noch sein und wie hätte sie ihm „die Welt aufwiegen" können nach dem Geschehenen. Und so begrüßte sie ihn gleich bei seinem Eintritt wie er es verdiente „Der Tod! Der Tod! Der Tod ist unter uns! Unangemeldet, wie er immer kommt!" Man kann doch wirklich nicht die Lebendigen zu den Toten spannen und wie mag man die Lebendigen bei den Toten suchen? Trotz seines äußeren Sieges hat er innerlich nicht überwinden und sein Innerliches nicht in die eine notwendige Tat umsetzen können. In ihrem „der Tod kann mein Gemahl nicht länger sein", darum will ich sterben, um zu leben, liegt schon der neue Glaube einer neuen Welt. Doch ist das auf ein weiteres hin zu prüfen. Zunächst belügt sich Herodes, ich wage nicht zu sagen, den Titus auch, und spielt mit der Innerlichkeit ein schnödes Spiel, wenn er von einem Sterben zweier Menschen zu gleicher Zeit spricht, wären sie auch noch so weit getrennt, „Du fühltest es sogleich, wie es gescheh'n, Und stürbest ohne Wunde mit an meiner!" War das die ernste Meinung des ahnungsvoll gestimmten Mannes, so faßte er die Innerlichkeit recht äußerlich auf: was ist ein gleichzeitiger Tod zweier gleichgestimmten Seelen gegen ein Wirken der andern im Geiste des Gestorbenen!! Das war ein Traum, König Herodes, den Deine Selbstsucht gebar. Aber ahnen, schauen, daß der Geliebte aus der Gefahr zurückkommt, es ganz bestimmt wissen und darnach handeln, das verrät Stärke und Wärme der Innerlichkeit. Immer fühlen wir bei Herodes Tun und Reden seinen Eigenwillen, seine Selbstsucht hindurch, er tut etwas was ihm keine Ueberwindung kostet, sondern seinem Trotz und Starrsinn wohltut. Immer sehen wir Mariamnen ringen, überwinden; sie tut und redet oft gegen die Neigung, sie schmeichelt niemals ihrem Eigenwillen, und wir fühlen hindurch, sie wäre herzlich froh, wenn alles ein solches Ende nähme, daß die Macht, die in ihr wirkt, zufrieden sein und sie den hoch bewerteten Mann behalten kann. Von dieser Macht haben wir das Gefühl, daß sie etwas Objektives ist, bei Herodes fühlen wir zu sehr sein Blut und Fleisch. Was er kann, kann schließlich jeder; was sie vermag, vermögen nur wenige Auserwählte, und doch ist ihr Handeln verbindlich für alle Menschen. Wo und wenn sie in ein Übermaß verfällt, da sie nun einmal auch Fleisch und Blut ist, geschieht es nebenbei, bei Herodes ist das Maßlose die Regel und immer zu seinem,

wenn auch nur eingebildeten, Nutzen. Da er sich das nie eingesteht, belügt er sich, bald grob bald fein, und derselbe Mann, welcher in seinen Staatsangelegenheiten die Menschen so fein zu durchschauen vermag, läßt sich in seinem Hause von einer kleinen giftigen Kröte zum mindesten mit bestimmen, welche ihren schlechten Trieben lebt auf Kosten anderer. Mariamne steht allein und handelt selbständig, aber um sie scharen sich gerade diejenigen, welche den Fortschritt bedeuten, wert sind, mit in die neue Welt hinübergenommen zu werden.

So nun gleich zu Beginn des fünften Aktes die große Lüge in der Weise wie sich die Menschen belügen. Der König sagt, „ich habe das Gericht Bestellt und werde seinen Spruch vollzieh'n". Wenn er einst „vor jedem Fieber bebte, Wenn's auch nur ihre Kammerfrau befiel", und nun „selbst gegen sie den Tod bewaffnet!" so folgte er „einst" so gut einer Neigung, die ihm wohl machte, wie heute, wo er seinen Trotz gegen sie bewaffnet, denn den, und nicht den Tod bewaffnet er mit dem Gericht, das auf sein Geheiß das Todesurteil fällen wird. Er denkt, er leihet dem Tode seine Scheingründe, der braucht aber keine; er leiht sie seinem Starrsinn, der allerdings „der Tod" ist — für ihn. So belügt er sich, und was er redet, immer möchten wir es ihm korrigieren, er kann nicht wahr sein, weil er jeder Innerlichkeit verlustig geworden ist. Und nun wenigstens einige der Stationen, wo sich das Leben der Idee der Innerlichkeit in seiner ganzen Kraft bewährt. Erst arges Vorurteil und treuloses Mißtrauen, die von der Boshaftigkeit und dem giftigen Neide der das Glück ihres Kindes verschwörenden Salome gestachelt werden. Ganz anderer Art wieder die nächste Station! Titus mit seinem gelassenen Zusehen, sachgemäßen Berichten, ahnungsvollem Blicken und regem Streben zum Schauen, seiner immer stärkeren Gespanntheit auf das Innerliche. Wie sachgemäß er seine Marken setzt, wie scharf er seine Linien reißt, des Verblendeten Blut schießt dazwischen und verschwemmt, an was ehrliches Streben nach Wahrheit sich klammern kann. Nun ist der König bald so weit, daß er schon nicht mehr strafen will, „was sie that", sondern „was sie ward und was sie ist." Damit ist der tragische Konflikt von seiner Seite scharf ausgesprochen. „Was sie ist" — er bestraft ihre Innerlichkeit. Aber in demselben Atemzuge noch von der „Seligkeit" zu reden, die sie „ihm noch gewähren

k a n n", richtet Herodes ganze Zukunft mit dem Stahlschwert seiner Vergangenheit. Ein neues Kreuz der Innerlichkeit: Der eine hackt dem andern seine „Extremitäten", „Äußerlichkeiten" ab, dem brennen seine Fleischesqualen nach innen, Sameas verinnerlicht seinen Fanatismus immer mehr und kündet dem draußen harrenden Volke von dem Kinde in der Krippe, ohne daß er es weiß den Triumph der Innerlichkeit. Dem setzt die Äußerlichkeit nichts entgegen als ihr brutales „Schlagt ihn tot". Und der ernste Jüngling Nathanael hat den Sang gehört, er wird den Fischern am See Genezareth davon erzählen — — —. Aber furchtbar sicher rückt die Stunde heran, wo seines tief ergriffenen Weibes Trosteswort als eine Prophezeiung von tiefstem Gehalte sich erweist: „Dich tödtet d e r allein". Nun ist die Innerlichkeit noch einmal ganz bei sich selbst: Die Mutter reißt sich blutenden Herzens von den Kindern los. — Endlich das letzte Kreuz: Die Innerlichkeit soll vor versammelten Toren von Menschen sich jeder Hülle entäußern und vor der Farce eines schwächlichen Gerichtshofes ihre Reinheit beschwören. Dieses Kreuz hat noch seine besonderen Stufen. Ein Weg voll Jammer und herzzehrenden Leides: dort vor dem aufgeschlagenen inneren Auge die würdigen Altväter, die teuren Häupter der Makkabäer, welche sie manches Mal verletzen mußte dem Manne zu lieb, der hier steht und sie des Gemeinsten verklagt. Nun muß er schweigen, als sie ihm seine Furcht auslegt und ihr bleibt nur sich der Form nach „von ihm abzuscheiden", nachdem er geistig, sittlich längst schon von ihr schied. Trotzig ruft er nach ihrem Tod und, unfähig die geistige und sittliche Arbeit zu vollbringen, ihr Handeln zu durchschauen, soll der Beweis der Schuld des Soemus Kopf sein. Den über dieses Gericht empörten Titus hält das Opfer selbst fest: die Innerliche verhilft ihm so zu reinerer Innerlichkeit. Nun wäre es an Alexandra, etwas von einem Schwure zu erzählen; aber die Innerliche darf sich nicht von einer Mutter retten lassen, die sich die Rettung mit Wucherzinsen bezahlen lassen würde. Die gewaltige Unerschütterlichkeit dieser Größe auch nach der Verurteilung trifft selbst den König, und Titus legt dem Könige einen gerechten Spruch an das Herz: „Sie steht vor einem Mann wie keine stehen darf, drum endige." Salome aber, über diese große freie Haltung der Karyatide erst recht erbittert, hetzt den sichtlich Schwankenden noch einmal in der Mutter Namen an. Der große König sucht nach einer

letzten Stütze gegen einen bohrenden Zweifel und sieht sich dahin gebracht, seine furchtbarste Feindin um ein Wort anzugehen. Aber Alexandra hat nichts zu sagen. Nun starrt er lange dem treuen Weibe in das ruhige Auge — — „Stirb!" — Und rasch hinweg in sein Gemach, als wäre es um den Rest von Kraft geschehen, der sich in seinen Trotz gelegt. Salome nach, scharfe Wache zu halten, damit nicht eine mildere Regung ihr den größten Triumph verderbe. Alexandra schärft inzwischen den Todespfeil für den Verhaßten. Kalt läßt sie die Tochter allein auf ihrem letzten Gang zurück; ob sie lebt oder stirbt, kann ihrem Ehrgeiz und Hasse nichts mehr nützen, die Gattin steht für ihren Gatten.

Mariamne und Titus. Die Mutter war ihr wegen ihrer Treue zum Gatten „fremd" geworden; dem Gatten, wollte sie ihn nicht entmündigen und sich an ihm und der Innerlichkeit versündigen, durfte sie nicht bekennen. Aber Titus hat ihr scharfes Auge als den erkannt, der mehr noch ist als tüchtiger Krieger und begabter Staatsmann, der menschlich Menschliches verstehen wird. Er hat sonst die Königin und Frau mit höchstem Maß gemessen und ahnt, was ihn sofort für jeden Laut dieses Weibes empfänglich macht, ihm aber auch vertraute Einrede gestattet. Ein Band über Verwandtschaft, Geschlecht, Stand, Religion und Nationalität hinweg: die Gemeinde der Innerlichen. Auf dieser Weltenwende, der Wunderknabe in der Wiege, erhabene Aussicht auf Jahrtausende!! Noch muß Titus weiter wachsen. Und wir sehen es, wie er innerlicher wird. Denn er hat ohne Vorurteil, nur immer das Maß in den Dingen und Menschen selbst suchend, „wie ein eh'rnes Bild In eine Feuersbrunst, gelassen-kalt Hinein geschaut in uns're Hölle." Und darum muß man ihm auch glauben, wenn er Zeugnis gibt. Aber einem muß sie vor dem letzten Gange bekennen, denn es darf ihr um der Innerlichkeit willen nicht gleichgültig sein, ob sie besudelt wird nach ihrem Tode oder nicht. Denn einmal hat sie Kinder, den Kindern bleibe ein reines Bild der Mutter! Sodann „weiß ich, wovon ich scheiden soll!" Das Lied klingt hier an, das auch Antigone gekannt vor ihrem letzten Gange: wie könnte auch der Tod ein Opfer sein, wenn das Leben und die Welt mit ihren Aufgaben und Erscheinungen nicht so innige Reize zum Gestalten hätte. Einer Mariamne reißt

der Schmerz, aus einem großen Wirkungskreise, dem sie oft mit Einsatz ihres „Lebens“ eine Gestalt gab, scheiden zu müssen, am Herzen ihres Herzens; und das auch, so empörend miß- kannt zu sein von dem, dem sie mit ihrem reichen Gemüte und Geiste geglaubt eine Welt aufgewogen zu haben. Von „Undank- barkeit“ kein Wort. Große Seelen leisten einem Ganzen, das niemals dankt. Aber dieses Zertreten einer Innerlichkeit zwischen verbundenen Menschen macht dieses Weib zum „Mittelding vom Menschen und vom Schatten“; und die arg verwundete Innerlichkeit des eigenen Ich läßt dieses hinsiechen, wenn keine Möglichkeit des Wirkens auf dieser Erde zu sehen. So hat sie abgeschlossen. Aber jene Verpflichtung gegen die Innerlichkeit zieht ein Band von ihrer Grabeskammer nach der Erde, und „eines Menschen Brust muß ihr Bild doch rein und unbefleckt bewahren, damit, wenn Haß sein Aergstes wagt, er den Schleier, den es deckt, aus Pflichtgefühl Und Ehrfurcht vor der Wahrheit heben kann!“ Die Gemeinde der Innerlichen. Für die Bewährung der Kraft und Wärme der Innerlichkeit ist es von Bedeutung, daß Mari- amne ein scheinbar für so zarten Inhalt so ungeeignetes Gefäß wählt als dieser harte Kriegsmann ist, dessen „Adler so gut packen“. Scheinbar konnte diesem „Trotz“ und dieser „Ver- härtung“ dieses Weibes niemand weniger Verständnis entgegen- bringen als dieser Römer, welcher von der einzigen Wichtigkeit des Mannes, namentlich dem Weibe gegenüber, überzeugt sein mußte. Daß er es in gewissen Grenzen auch ist, geht unter anderem auch mit aus V. 2940 f. hervor. Wenn die Wirkung dieses außerordentlichen Schicksals den krieggewohnten Römer so tief ergreift, daß er vor Schmerz zittert, nicht helfen zu können, so muß es die Güte „der Rache“ der Königin und Gattin sein, welche unwiderstehlich wirkt. Aber diese Erscheinung ist doch auch ein Beweis dafür, wie bereits die alte Welt mit neuen Ideen durchsetzt war. Die Begabung des Römerhauptmann Titus muß immer noch eine besonders ausgezeichnete sein, daß er den Gedankengang dieses außerordentlichen Weibes zu seinem eigenen machen wollte. „Tief erschüttert“ steht Titus vor der Königin, und es ist ein Zeugnis für seine wackere Gesinnung, daß er „mit“ dem Verblendeten „leidet“, in letzter Stunde noch vermitteln möchte, ja der Königin gesteht: „Deine Rache finde ich zu streng.“ Von ihrem Ausdrucke „Du sollst mein Henker

werden, doch im Leben! Du sollst das Weib, das Du erblickest, tödten Und erst im Tod mich sehen, wie ich bin!" bestimmt spricht er von „Rache", wo sie nichts tut, was nicht das Gesetz verlangt, dem sie untertan, natürlich tut gemäß der besonderen Artung ihrer Individualität. Stark in der Kraft und Wärme ihrer Innerlichkeit verzichtet sie auf eine Verteidigung gegen den Vorwurf zu strenger Rache und erwidert nur: „Auf meine Kosten nehm ich sie!" sie weiß, daß nicht eine furchtbare Laune ihr Handeln lenkt. Je tiefer sich dies Herz entfaltet, um so mehr kommt Titus der wahre Beweggrund an das Licht. Er erfährt, warum sie aus der „Welt des Scheins", an welche sie die Kinder auch noch binden, scheiden muß. Hörte der Gatte, wie sehr er sie verkannt hat, er riefe sie zurück, aber, wie sie schon einmal angedeutet, immer wäre „der Tod ihr Gemahl"; wo kann nach solchem Absturz aus dem Himmel je wieder Vertrauen walten? Und immer müßte sie in jedem einen dritten, vierten Henker sehen, erst recht, je näher er ihr käme. Und nun ist der römische Kriegsmann selbst so weit, daß er die einzige Lösung, soll sie nicht blutig sein, ausspricht: „O, fühlt' er das und käm' von selbst und würfe Sich Dir zu Füßen!" „Dann hätte er Den Dämon überwunden, und ich könnte Ihm Alles sagen". Dann stellte er mit dieser Überwindung aus eigener Kraft seine Menschheit selber wieder her, sein Weib griffe nicht in sein kostbarstes Recht. So spricht die Rache nicht. Auch nicht des weiteren so: „Ich sollte nicht Unwürdig mit ihm markten um ein Leben . . . . Ich sollte ihn für seinen Sieg belohnen, Und, glaube mir, ich könnt' es!" Dann würde sich auf Grundlage tiefster Innerlichkeit der Gesinnung die Harmonie der Seelen wiederherstellen. Und dem Titus ringet sich angesichts dieser schlichten Größe wie in einem Naturlaut der Innerlichkeit der Aufschrei der geängsteten Menschheit los, wenn wir ahnen, es wird zu spät und Unwiederbringliches geht verloren: „Ahnst Du Nichts? Herodes." Und beim Erscheinen des Joab ein letzter flehentlich hervorgestoßener Ausruf „Laß mich —". Dann noch einmal der ganze sittliche Gehalt dieser Tragödie der Innerlichkeit in einige wuchtige Fragen gekleidet, deren jede steht und liegt wie ein schwerer Balken, und alle innerlich verklammert zu dem Gebälk, auf dem die Menschheit steht, gestützt von dieser Trägerin. Welche Tiefe der Innerlichkeit, wenn sie schließt: „Sollt' ich

mein Schweigen brechen? Sollt' ich erst den einen Dolch vertauschen mit dem anderen? Und wär' es mehr gewesen?" Die Unmöglichkeit, gewisse Verhältnisse anders zu lösen als durch Abscheiden des einen oder beider Glieder von dieser Erde oder zum mindesten durch eine Scheidung der Glieder auf dieser Erde: Die Überwindung seiner selbst oder die Scheidung. Eine „Versöhnung" durch Vermittelung gibt es nicht. Denn alle Versöhnung der Gegensätze muß notwendig im Innerlichen begründet sein, sonst ist sie unsittlich d. h. hebt sie sich selbst auf. Und Titus, nun der Mensch, der sich auch was Schweres abgerungen, in freier Entsagung aus dem Innersten heraus: „Sie hat recht!" Nur noch ein Lebewohl! dem Manne, dessen besseres Teil trotz lebenzehrenden Wirkens sie nicht retten konnte, und endlich einen Gruß dem Bruder, der ihrer wartet „in der ewigen Nacht!" Um jenes geliebten und hoch gewerteten Gatten willen, dessen Handlungen zu fördern und immer als notwendig zu verstehen ihres Lebens Leben war, hatte sie den Schmerz um den Tod des Bruders verschluckt, verschluchzt. Von dem Gatten verstoßen, welchem sie den Mord des Bruders als notwendig verziehen, kommt sie auch. Das Leben zeigt uns nicht alles in der Logik der Tatsachen.

Während diese Frau dieses Leben dahingibt, um die Unversehrtheit ihrer Innerlichkeit zu retten, freut sich Salome, daß drei Könige ihren Bruder besuchen kommen und seine Gedanken von der großen Angelegenheit abziehen. Als ob dem armen nichts Ersprießlicheres geschehen könnte als — Mariamnen sehen und dann die Könige empfangen. Und eben weil „ihm sein Weib starb", in diesem Augenblick, ward ihm der Sohn nicht geboren, nach dem die Könige forschen. Und er lernt ihn nicht einmal kennen. Wer die Innerlichkeit so schändet wie dieser Mensch, kann den Ewigkeitsgedanken von Bethlehem nicht ermessen. Und als sei sie in dieser Entscheidungsstunde sein böser Geist, veräußerlicht und verzettelt in ihrem Kleinkram von „Wissen" die Späherin Salome das Große, das die Könige „aus Osten und aus Westen" „einem Sterne folgend" hierher geführt. Und der den Stundenschlag zu Jerusalem und Rom und Alexandrien so fein zu hören und zu deuten wußte, ihm schweigt die Stimme heute, wo diese Drei derselbe Trieb erfaßt. Aller Innerlichkeit bar, mordete er sein Weib, so ist ihm der „Wunder-

knabe“ nichts als ein Räuber seines Thrones. Die „mit Hoffnung und Vertrauen“ einem Sterne folgten, werden freilich ihm nicht „sagen, wenn sie das Kind entdeckt“. Sie bindet kein Band mit dem, der im entscheidenden Augenblicke seines Lebens den Stern austrat. So durfte allerdings in einer Tragödie der Innerlichkeit, deren Handlung sich gerade um die Zeit jener Weltenwende ereignet, die Erscheinung jener drei weisen Könige nicht fehlen als vom geschichtlichen Hintergrunde für das Hoffen und Vertrauen der Völker gegebene symbolische Erscheinungen. Und wieder durchdringt sich Regung des Herzens, Entäußerung des Weltgeistes, Welterscheinung und Pulsschlag des geheimsten Gemütswinkels in tief vertrauter Zwiesprache. Die wunderbar erregte Innerlichkeit hat die drei fremden Menschen zusammengeführt, ein Zeugnis, so erfolgreich und einzig entscheidend. So legt sich diese Tatsache der Vereinigung fremder Menschen durch die Innerlichkeit der andern Tatsache der Scheidung „verwandter“ aus Mangel an Innerlichkeit gegenüber, tritt aber parallel neben die Tatsache des Verhältnisses Mariamnens zu Soemus und Titus. Wer also diese Dichtung in ihrer Grundidee erfaßt hat, kann in der Erscheinung der drei Könige nichts Fremdartiges sehen, vielmehr verwächst sie mit den Gliedern der Tragödie zu einem Ganzen. Während die starke und schöne Trägerin der Idee der Innerlichkeit ihr Haupt auf den Henkerblock legt, erfahren wir von der Geburt des Mannes, welcher in dem „Erneuert Euch“, „werdet wiedergeboren“, in dem „Geiste der Wahrheit“ die Idee der Innerlichkeit ganz ausgezeichneter Weise als neues Welt- und Lebensgesetz aufpflanzte, das heute noch seiner letzten Erfüllung harrt.

Wenn so das seltene Weib in ihrem Tode eine wundervolle Verklärung erfährt, so wird dem Verblendeten ein furchtbares Erwachen zu teil und die Aussicht auf ein Ende mit Schrecken. Wie das vom Dichter herbeigeführt wird, ist wieder eines ersten Meisters würdig. Titus, „der wie ein eh'rnes Bild In eine Feuersbrunst gelassen-kalt hineingeschaut in unsere Hölle“, fällt naturgemäß das „fürchterliche Geschäft“ zu, ihm „zu sagen, daß sie schuldlos war“. Nicht weil er von Mariamnen dazu einen Auftrag gehabt hätte — er lautete ganz allgemein „wenn der Haß sein Aergstes wagt, Den Schleier, der ihr reines Bild verdeckt, aus Pflichtgefühl Und Ehrfurcht vor der Wahrheit zu

heben". Aber einmal muß es geschehen. Und er ist es dem Weibe schuldig, ihr Bild zu reinigen; und dem Gatten vor allem darf dieses Erwachen nicht erspart bleiben. So mag der erste Schmerz der beste sein. Endlich aber findet Titus, und das ist ein sehr wichtiges Moment, so leicht nicht wieder die ganze Familie zusammen wie in dem Augenblicke, in welchem Joab sein schauerliches „Es ist vollbracht!" meldet. Die wilde Katze Salome steht triumphierend dabei; daß in Alexandra die Erinnye mit dem todbringenden Rachepfeil sich ihnen gesellte, konnte der Lichtträger nicht wissen; Joab besorgt es in Jerusalem. Dessen Anwesenheit bei der Offenbarung der Wahrheit ist eine Härte für den König, zumal wir schon vom Beginn der Tragödie her wissen, Joabs Verhältnis zu dem Könige ist nicht rein. Aber es gibt Schmerzenslagen, und zumal gekrönter Häupter, der Menschen, welche so rein menschlich in ihren Ursachen und Wirkungen sind, daß die Öffentlichkeit sich von selbst eindrängt, und die Tragödien der Griechen hatten diesen ergreifend menschlichen Zug aus dem Leben aufgenommen. Und so wirkt in der Tat diese gewaltige Schlußszene wie eine der ergreifendsten aus einer der Tragödien eines Aischylos oder Sophokles, so tief erschütternd durch das, was Menschenschicksal ist. Erst das Sträuben und Widerstehen des Menschen Herodes nur gegen das Andeuten der Wahrheit. Schon sein „Mir starb mein Weib!" war die aufgeworfene Woge einer Unterströmung, welche die erregten Wellen seines Trotzes durchbrach. Nun sein heftiges „Nein, Titus, nein!" wenn jener „gelassen-kalt" beginnt „Ich muß Dir sagen, daß sie schuldlos war", als fürchte er sofort den Beweis erbracht zu sehen für die Unerschütterlichkeit einer Tatsache, welche ihn vernichtet. Und als wolle er gleich dem fürchterlichen Mahner das Wort für alle Ewigkeit in dieser Sache abschneiden, läßt er Titus gar nicht wieder das Wort ergreifen: „Denn, wäre das, so hättest Du sie nicht sterben lassen". Ein Grund, vom Standpunkte des Herodes, so klar und überzeugend wie das Sonnenlicht, ein Wort aber auch zugleich, welches den Menschen Titus ehrt, und im folgenden geschieht es noch eindringlicher, die furchtbare Angelegenheit mit seinem Herzen verbindet. Es war wirklich töricht, dem Titus die Rolle „des antiken Chorus" aufzuhalsen. Wenn der römische Hauptmann durch sein ruhiges, sachgemäßes Zuschauen in den Verdacht fällt, als

sehe er in den Juden „ein anderes Geschlecht, an das kein Band ihn knüpft, ... fremde Pflanzen, Steine", so widerspricht er dem mit Recht gleich selbst. Jene Unerschütterlichkeit beweist nur, daß der rechte Mann am rechten Platze stand. Nun hat er des weiteren dieser „parteilosen Kälte, ohne Liebe, ohne Haß!" mit seiner Hingabe an das königliche Weib widersprochen und erweist in seinem warmen Eintreten für „die Unschuld" und in dem kraftvollen Eifer, eine „Pflicht" zu erfüllen, „den Todten von Schmach zu reinigen" eine Innerlichkeit, welche eine ganz andere Linienführung, Farbe sogar, und einen bewegteren Rhythmus hat als „der Chorus der Alten", wenn ihm gerade auch noch soviel Wärme der Farbe, des Tempo und des Rhythmus fehlt, wie germanischer „Gemütstiefe" angemessen gewesen wäre. Dafür ist er aber ein Römer und bewährt seine Ausdrucksweise wie diejenige aller Personen der Dichtung die Schuldlosigkeit des Dichters an dem Vorwurfe, „seine Personen verletzten das historische Kolorit". Auf die vorerst noch allgemein gehaltene Ankündigung, „die Todte" von Schmach zu reinigen, hat Herodes leichte Verteidigung bei der Hand: Dich blendete ihr Zauber „Dich hat sie im Erlöschen noch entflammt". Auch jetzt noch hat er keine Ahnung von dem tiefen Zusammenhang der Dinge, und rein sinnlich bestimmt wie seine Leidenschaft war und ist, namentlich nach des Aristobolus Tode, denkt er an nichts als die Macht ihrer Reize, „den Schlüssel zu dem Paradiese", den sie so gut wie ihm auch einem andern, einem Antonius, Soemus auslieferte. Wie wenig Schonung der große König und starkgeistige Staatsmann verdient, der Mensch Titus ist groß genug, um die verheerende Wirkung seiner Botschaft für den Menschen Herodes zu ahnen. Erst als der König noch einmal den Versuch macht, in Titus einen Mitschuldigen zu sehen, gibt er ihm schonungsvoll in die schöne Weise seiner Innerlichkeit gekleidet die Tatsachen. Kaum aber hat er von ihrem Wunsch zu sterben zu sprechen begonnen, als er sich unterbricht, die Wirkung des Gesagten auf den König beobachtend und nach einem milden Ausdruck für das suchend, was des Königs wenn nicht leiblichen so seelischen Tod herbeiführt. Da dem Kriegsmann das nicht gelingt, so beginnt er noch einmal von vorn und gibt in schlichter Weise wie er „ihr Innerstes geschaut". Auf eine ungeduldige Bewegung des Erregten hin wird er deutlicher: „Sie wollte ihren

Tod von Dir und rief das wüste Traumbild Deiner Eifersucht .... uns Alle täuschend .... in ein trüg'risch Sein ....." „Sie sprach aus Rache so!" Seine alte Furcht seit Aristoboli Tode hält ihn auch im Angesicht der Majestät eines solchen Sterbens die Sinne befangen. Als Titus mit einem kräftigen „So war's" seine Ansicht der Dinge bekräftigt und noch einmal seiner Menschlichkeit Raum verstattet, hat Herodes den Mut nach Soemus zu fragen. Was weiß er von dem Band der Innerlichkeit, das den gediegenen Mann an die edle Frau knüpft. Die Ergriffenheit seines einstigen „Freundes" darüber, daß Mariamne mit ihm für dasselbe Weltgesetz stirbt, ist dem gewalttätig Äußerlichen Eingeständnis der Schuld. Titus' gelassene Antwort auf das brutale Zupacken des Herodes ist im Tone eines, der sich in ein Unabänderliches gefügt hat, „sie hat Recht", und wozu dem Manne heftig zusetzen, es trifft ihn doch mit Sicherheit. Dann aber geht es nicht mehr: Der Schluß seiner Antwort das Rollen des Schicksals, das über den Herodes herein bricht. Denn Soemus rief ihm zu: „jetzt sterb' ich, weil ich sprach, Sonst müßt ich sterben, weil ich sprechen konnte, Denn das war Joseph's Loos! Der schwur mir noch Im Tode, daß er schuldlos sei, wie ich! Das merkt' ich mir!" Das Geschick ist einmal gütig; es erspart dem Titus das Übrige, das Maßlos-Schreckliche. Denn der Name Joseph wirkt wie das Erscheinen der Schicksalsgöttin auf Herodes, als sähe er Atropos an ihrem schaudervollen Werke und habe das Gefühl, dieser ist Dein Lebensfaden. Und unmittelbar darauf preßt sich sein ganzes Empfinden, als wolle er unwillkürlich der Moire in die Schere greifen, in den düsteren Naturlaut zusammen „Joseph! Rächt der sich auch? Tut sich die Erde auf? Geh'n alle Todten hervor?" Die Toten! Er hat sie gerufen! Und nun steht die Schicksalsgöttin in seiner Feindin Alexandra Gestalt wirklich vor ihm. Und mit der erschreckenden Ironie, welche nur der Furchtbaren eignet, die erst den Menschen verblendet und dann ihn stürzt, donnert sie ihn an „Das thun sie! Nein doch! Fürchte Nichts! Es giebt schon Eine, welche drunten bleibt!" Und diese Eine braucht er gerade. Der markerschütternde Schauder, wenn der Tod zur ungelegensten Stunde sein grinsendes Gebiß zeigt, treibt dem Verzweifelnden einen Fluch auf die Lippe. Aber er bezwingt sich noch einmal, dann bricht der Kahn — ein Brett ertastet, faßt, hält fest der

Sinkende „Sei's so! Wenn denn auch Soemus Nur Ein Verbrechen gegen mich beging —" beginnt er schon schwankend, nun faßt er — denn Mariamnen muß er um jeden Preis schuldig haben, dann wird noch alles gut! — Salome scharf ins Auge: „Joseph hat ihn noch im Tode Belogen, nicht?" Aber angesichts dieses gewaltigen Schreitens des ehernen Schicksals, dessen Panzer sie selbst hämmerten, beginnt schon die stets selbstbewußte Nichtskönnerin zu erbleichen, und der Bruder donnert sie noch einmal an „Joseph — Was schweigst Du jetzt?" Statt mit einem starken „Ja" den letzten Hammerschlag zu machen, der die Tatsache niet- und nagelfest hinstellt, fängt sie nach Art der schuldigen Schwachen gleich noch einmal das Sprüchlein vorne beim Beweise an: „Auf Schritt und Tritt verfolgt er sie —" Sie kommt nicht weit; die Schicksalskünderin greift ihren blassen Sang auf, um sein armes Motiv in ihrem unheilschwangeren Lied ersterben zu lassen und die Wahrheit nackt zu sagen: Joseph folgte Mariamnen nur, um „Deinen Auftrag zu vollzieh'n, Um sie und mich zu tödten —" Die eifrige Weberin am Todenhemd wird noch nicht fertig, schon greift das Menschenkind noch einmal nach den Rädern, nach den Fäden „Ist das wahr?" Und noch ein schwanker Griff nach der Planke Salome — sie ist zu schwach, sie rettet den Bruder nicht mehr. Ehe sie den dünnen Faden ihres Armensündermotivs noch einmal beginnt, läßt die nie rastende Weberin ihr Schifflein fliegen: als Joseph schon den Dolch faßt, „Hat Mariamne einen Schwur gethan, Sich selbst, wenn Du nicht wiederkehren solltest, Den Tod zu geben". Und das schwarz-gallige Lachen der Schadenfreude fehlt nicht, wenn ein Todfeind den andern gerade das tun sieht, was sein Heil auf ewig verscherzt, wo Liebe sich aufmachte, ihn zu retten. „Ich verhehl' es nicht, daß ich sie darum haßte!" Nun erst das fassungslose Staunen über das Zusammentreffen einer solchen — Mutterliebe mit solch' ausgezeichneter, so gar nicht auf Hoffnung und Vertrauen begründeter Gattenliebe. Das trifft selbst diesen rauhen Mann, welcher nicht an Empfindsamkeiten litt und so viele Entblößungen der Menschen sah, diese seine Feindin genau zu kennen vermeinte und mit der gänzlichen Entzweiung zwischen Mutter und Tochter als mit einer gegebenen Größe zu rechnen gewohnt war. Diese bereite Darangabe der einen Hälfte der Mutterliebe, um mit ihr die andere zu nähren,

läßt zunächst den blutgewohnten Mann erstarren und auf einen Augenblick sein eigenes Weh vergessen. „Fürchterlich! Und das — das sagst Du jetzt erst?“ Aber die Rachegöttin sieht das als selbstverständlich an und erteilt mit einem schlichten „Ja“ ihre blutige Unterschrift. Nun erst, nachdem die Welt in ihrer Äußerlichkeit sich selbst erbrochen und gestraft, erhält die Innerlichkeit des Titus Gelegenheit einzugreifen. Doch straft er auch; mit mildem Worte und mittelbar, doch um so nachdrücklicher. Denn wenn er sagt: „Doch tausend Jahre hätt' ich's Dir verschwiegen, Ich wollte sie nur rein'gen, Dich nicht martern!“, so ist eben darin der Gehalt: Du hast jetzt Furchtbares erfahren und bist schuldig geworden in einer Weise, daß es über Menschenkraft hinausgeht. Nun kommt der Unselige ganz zur Besinnung seiner selbst; doch nur ein Laut, ein Gurgelton, „dann —“ der wilde Schmerz schnürt ihm die Kehle zu. Nun darf die Innerlichkeit das Trösteramt übernehmen. Sie spricht aus dem Munde des Titus: „Fasse Dich! Es trifft mich mit“. Viele hätten wohl noch härtere Laute und nicht so rasch den ermannenden Zuspruch des nahe getretenen Ratgebers erwartet, es liegt aber einer in die Tiefen der Welt und des Lebens eingedrungenen Anschauung zu nahe, mit den gegebenen Tatsachen als solchen zu einem Ende zu kommen und die absolute Idee als den allen Dingen und Erscheinungen innewohnenden Gott zu verehren: dann wird man der tiefsinnigen Tragweite der Geschehnisse inne und hat wirklich keine Zeit, den Menschen etwas „vorzuwerfen“. Aber das milde Wort spricht keinen von Verantwortung los. Auch will das nicht der König, wenn er in Titus' Redeweise fortfährt: es trifft einen „jeden hier, welcher, wie ich, des tück'schen Schicksals blindes Werkzeug war“. Der Mann, welcher so oft Wochenschluß und Zeche machte und gleich wieder einen neuen Überschlag begann, wußte ganz genau, wo das Schicksal saß, hatte er es oft genug erfahren: „Wie lange es dauern wird, mich soll's nicht kümmern . . . . . . Dies Ende komme nun, sobald es will“. Nun entreißt ihm jene Worte die Riesengröße des Ereignisses: das konnte kein Mensch aus eigener Faust formen, das hat eine höhere Macht durch uns gewirkt; und wo er sie alle schuldig weiß — er erwähnt Salome noch ganz besonders. Aber einer ist darunter, den trifft es einzig und besonders vor allen, der ist der Gezeichnete vor allen.

Das ist Herodes, den sie den „Großen“ nennen, der unselige Mensch und verblendete Gatte. Dem ging ein köstliches Gut, sein kostbarstes Juwel verloren; nein, er warf es fort. „O!“ „O!“ Wenn seine haßerfüllte Gegnerin seinen tiefen Schmerz zu einem Triumphlied benutzt „Aristobolus! Du bist gerächt, mein Sohn, und ich in Dir!“, so hat die wild erregte Mutter lange genug und heiß für diesen süßen Augenblick gestritten und sehr teuer kommt er ihr zu stehen. Die Tochter für den Sohn! Und welches erhabene Heldenweib für den, der an den Blicken schöner Mädchen schon genug hatte. Die Rache der Innerlichkeit auch an dieser Frau. Aber in dem, was einmal Dritten wie Sameas die Hauptsache war und ihr zu sein schien, was der Rache für ihren Sohn den tieferen historischen Hintergrund und ein höheres nationales Gepräge verlieh, schweigt sie sich aus. Die großen Zwecke für das Ganze, um deren willen Haß Gesinnungstreue, List Weisheit wird, kennt sie nicht; deren willen sich zu beherrschen, hätte sie von Herodes lernen müssen. Sie ist nicht von der beharrlichen und großen Art eines Herodes. Sameas tat recht daran, das Lamm des Armen und nicht ihr Kind zum Opfer für den Herren zu nehmen. Da steht es bei Herodes anders, und, nun der Sohn gerächt ist, wird kein Ziel der intriganten Frau bei ihrer Vielgeschäftigkeit vorleuchten. Freilich steht es bei Herodes wie von Anbeginn an: wie seine Leidenschaft für das schöne Weib zu sinnlich war, als daß sie eine mit höchstem geistigen und sittigenden Gehalt erfüllte Liebe gewesen wäre, wie der Staatsmann mit seinen auf das höchste gespannten Forderungen die Innerlichkeit des Menschen auslöschte und ihre Kräfte von jener Seite aufgezehrt wurden, so ist auch sein Schmerz um die geopferte Gattin zwar ein den ganzen sinnlichen Menschen aufwühlender, aber nicht seine Innerlichkeit herstellender oder zeitigender. Und wie es von Anbeginn war: Alexandras letzte Worte rufen aus dem Schmerze um das Weib sofort den König und den Staatsmann auf: noch habe ich meine Krone und halte fest, was ich habe. Die Krone soll mir an eines Weibes Statt gelten, das ich mit ihr, dem Erdball, ja meinem Körper erlösen würde, wenn ich es vermöchte. Darum meine Krone mein alles. Und wer nach der mir greift — — Und wieder, wie einst, da er mit äußeren Klammern und Stützen Mariamnen durch einen Blutbefehl an sich zu fesseln wähnte, die Innerlichkeit herausschlug

„Befehl! Was sichert mich, daß man mir noch gehorcht —", so „stößt ein böser Punkt ihm auf" auch jetzt, wo er das Äußerliche so recht fest mit seinen Fingern umklammert hält: „der Wunderknabe, den die Propheten längst verkündet haben, Und dem jetzt gar ein Stern in's Leben leuchtet, greift nach seiner Krone." Aber als wackerer Soldat wird er um seine Krone kämpfen; d. h. als tüchtiger Staatsmann hat er die Pflicht, Staat und Volk vor Umwälzungen zu bewahren; so wird Joab nach Bethlehem hinabziehen und den Wunderknaben töten. Aber — „da stößt ein neuer böser Punkt ihm auf", er „findet Ihn nicht heraus". So wird er die Kinder, die im letzten Jahr Geboren wurden, auf der Stelle tödten, „Es darf nicht eins am Leben bleiben!" Es ist Herodes kein Vorwurf daraus zu machen, daß er seine Krone behaupten will, solange er die Überzeugung haben darf, sie ist in der besten, weil in seiner, Hand. Das Mittel dazu ist gewalttätig, aber nicht dem Geiste einer Zeit so sehr entfremdet oder entgegen, die nur Krieg und Gewalttätigkeiten aller Art kannte. Man hüte sich, den Kindermord mit einem dem Christentum oder einer „humaner fühlenden" Zeit entnommenen Maßstab zu messen. Dennoch erscheint dieses „Würgen der Unschuld", auch jenen Geist der Zeit wie billig in Anschlag gebracht, als eine Maßregel, welche ein Herrscher bei „kaltem Blute", nach reiflicher Überlegung aller maßgebenden Momente, nicht treffen wird. So erscheint sie als ein letzter Ausbruch und ungeheure Wirkung der Enthüllung von Mariamnens unschuldiger Hinrichtung, und immerhin „als letzter Strich am Charaktergemälde" eines Mannes passend, welcher die Menschheit in seiner Gattin so grausam würgte. Steht schon durch dieses letzte Moment und mehr noch durch das vorhergehende der Kindermord im innigsten Zusammenhang nicht nur mit dem Charakter des Königs, sondern auch mit der Handlung, weil jene furchtbare Erregung als letzte Ursache des Blutbefehls ohne die Handlung nicht war, so wäre der Dichter schon jetzt vor denjenigen sicher gestellt, welche gegen das Auftreten der drei Könige und das „Herbeizerren des bethlehemitischen Kindermordes" zeterten. Aber die Sache hat doch noch einen tieferen Grund. Daß der König die Menschheit in seiner Gattin und in anderen schändet, ist die Folge seines Mangels an Innerlichkeit, der Kern der Handlung der Tragödie, er hat nicht „Hoffnung und Vertrauen"

und fühlt nicht den „alles entscheidenden Augenblick seines Lebens". Durch das Letzte, was er an der Gattin getan, hat er das Äußerste vollbracht und seine Innerlichkeit verscherzt. Er kann infolgedessen auch nicht die geistige und sittliche Kraft aufwenden, um die Erscheinung des Knaben in der Wiege zu Bethlehem objektiv zu werten. Konnte er überhaupt die Bedeutung desselben ahnen? ahnen, daß dessen Reich nicht von „dieser Welt" war, daß der sich gerade an die Innerlichkeit wenden und deren Wiedergeburt in Kraft und Wärme fordern würde? Man kann doch wirklich nicht unsere Wissenschaft über den Mann von dem Könige verlangen über ein eben geborenes Kind. Was da ein Sameas singt in seinem Außersichsein, auch wenn solches „das alte Buch" schon berichtete, was die drei Könige erzählen und was Joab und so mancher andere von einem Messias hofft, braucht noch lange nicht richtig und für ihn verbindlich zu sein. Allerdings, wenn er in Sameas Gebaren auch nichts als den herkömmlichen Trotz — „so sind sie alle" — in seinem Volke sah, die einzigartige Erscheinung der fremden drei Könige, welche aus allen Weltteilen einem Sterne folgend sich in seinem Lande treffen, den neugeborenen König anzubeten, mußte sein Urteil zum mindesten vorsichtig stimmen: es gab da etwas, dem auf den Grund nach- und durchzufühlen war. Dazu hatte er jetzt keine Zeit, seine Erregung über Mariamnens Tod war zu groß. Da er aber sich mit so großen Reformplänen für sein Volk trägt, da er es von Grund aus umgestalten will, so hatte er erst recht alle Aufforderung, sich um die Stimmung im Volke zu bekümmern; da konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß die Hoffnung und das Vertrauen auf die Ankunft des Messias gerade damals mächtig gesteigert war; die Dichtung spiegelt diese Erwartung und die Durchsäuerung einiger bedeutenderen Gestalten mit den neuen Ideen meisterhaft wider. Um so mehr war den eigenartigen Gerüchten über den „Wunderknaben" von seiten des Staatsmannes nachzuspüren. So häuft er Schuld auf Schuld, und ein erstes Böses zeugt weiteres Böses. Die Möglichkeit und damit die Notwendigkeit, dieser Erscheinung auf den Grund zu gehen, war also gegeben. Aber das Band mit der Innerlichkeit war bereits durchschnitten. Drei fremden Königen leuchtet der Stern vor, dem Könige, dem es einzig und allein in erster Linie anging, bleibt der Himmel und das Innere dunkel.

Hebbel tat daher recht, Hammer-Purgstalls Mahnung vom 10. Febr. 1849 (in Übereinstimmung mit Ev. Matth. Kap. 2 V. 1) „Die Könige müssen Weise sein“ unberücksichtigt zu lassen; es wurde die vorzügliche feine Beziehung auf den Kern der Handlung, die Innerlichkeit, nur verdunkelt. Daß Herodes die einzig neue Erscheinung, auf der das Heil einer neuen Welt und damit seines Staates in erster Linie beruht, nicht wertet, ist nicht so sehr neue Schuld als bereits der Beginn des Zahlens schwerer Buße für frühere Schuld. Und wir wissen ganz genau: Dieser König wird nicht sein „Reform“-Werk durchführen. Es geht in Erfüllung, nicht von außen dringt ein Schwert in ihn hinein, von innen her erstirbt er: „Dich tödtet *Der* allein“. Nun aber ist es klar, daß eine Dichtung, welche aus ihrer Handlung um die Zeit der Geburt Christi die Idee der Innerlichkeit widerstrahlt, so wie nun einmal diese Handlung beschaffen war, dieser Geburt und einiger ihrer hervorstechendsten Begleiterscheinungen durchaus nicht entraten konnte, es hätte *der letzte Strich an der Handlung* gefehlt. Und dabei ist das Welthistorische nicht bloß mit der rein persönlichen Handlung durch die Idee der Innerlichkeit aufs engste verbunden, sondern seine einzelnen Erscheinungen mit den seelischen Vorgängen der Charaktere in ihrem Privatleben. Das bringt endlich der allerletzte Strich an dem tief tragischen Gemälde zu einem geradezu plastischen Ausdrucke. Herodes kennt die Widerwilligkeit, mit welcher viele seiner Befehle ausgeführt werden. Bei diesem letzten grausamen werden sie wahrscheinlich nicht besonders eifrig sein. Auch kann ihm Joabs verdrossenes Beiseitestehen nicht entgehen. Aber von der eifrigen Ausführung dieses Befehles hängt ihm außerordentlich viel ab. Daher ruft er noch laut und stark dem Joab zu: „Ich sehe morgen nach! —“ „Heut muß ich Mariamne —“ da bricht er zusammen und in keines Volksgenossen Arm, in den Armen des Römers Titus, den er angerufen, wird er aufwachen. Sein Befehl wird ausgeführt werden, aber wahrscheinlich sieht er auch „morgen“ noch nicht nach. So vermengt sich Privates und Staatliches. Und daß er über der Erinnerung an die gemordete Mariamne, an die gemordete Innerlichkeit in eines Fremden Arme sinkt, welcher ihm allerdings in der alles entscheidenden Angelegenheit menschlich sehr nahe trat, ist vom [illegible]ch-politischen Gesichtspunkte und ebenso sehr vom allgemein-

menschlichen ein Schluß von ergreifender Symbolik; und dieser Schluß weist weit über das Staatliche und Historische und die Grenzen des jüdischen Staates und jene Zeit auf entfernte Zeitläufe und Räume, Welten und Menschen hinaus, denn da wird sich die Kraft und Wärme der Innerlichkeit erst recht bewähren.

Denn die Handlung vollzieht sich in einer jener gewaltigen Weltenwenden, wo kaum eine Grenzmarke, kaum ein Bau des Lebens, kaum ein Stein am andern bleibt und leicht, was unten war, zu oberst gekehrt wird. Und dies in dem Lande, das wie Griechenland und Rom im Zentrum der damaligen Welt zwischen Asien, Afrika und Europa an dem weltbedeutenden Mittelländischen Meere lag. Von Jerusalem nach Aktion, wo um die Weltherrschaft gerungen wurde, eine leichte Verbindung. Zeit: die Jahrzehnte vor Christi Geburt. Was in Trümmer geht, ist eine gewaltige alte Welt mit einer Ansicht der Dinge und Menschen, nach der zwar einzelne durch hohe Begabung, Glanz des Namens, Reichtum, Stand ausgezeichnete Einzelwesen viel, ja alles galten, wenn sie namentlich in sich eine Gemeinschaft verkörperten, sonst aber der einzelne Mensch nichts war gegenüber dem Staat, der Stadt, dem Herrscher. Und im Einklange damit stand die niedrige Stellung des Weibes zu dem Manne; mit einzelnen Ausnahmen. Das letzte Entscheidende aber ist und bleibt: jene alte Welt nahm, wieder mit hervorragenden Ausnahmen, ihre Idee, fast möchte ich sagen das Pathos ihres Handelns und Schauens immer von dem Äußeren ihres Seins, während einzelne ihrer hervorragenden Geister schon ein gewisses Innerliches, oder das Innerliche überhaupt in den Mittelpunkt ihres Denkens, Fühlens und Schauens rückten. In dem Maße nun als griechische Bildung in den letzten Jahrhunderten sich in jener Welt verbreitet hatte, waren die starren Massen flüssiger geworden, ein Bruch in jene Welt gekommen; in den letzten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts zerbrach Altes immer mehr und Neues begann sich zu beleben. Das alles weiß der Dichter in kleinen und großen Zügen an Dingen und Menschen lebendig zu machen. Die alte reinasiatische Welt mit ihrem Zertreten der Menschen bleibt im dunkleren Hintergrunde, allmählich löst sich davon ab die hellere Welt des Judentums mit ihren Gegensätzen, in denen Altes und Neues sich scheidet. Und weiter vorn die glänzend civilisierte, aber sittlich verfaulte und darum dem Untergange

geweihte römische Welt, einst in sich eine, wenn auch einseitig bestimmte, feste Einheit, nunmehr, am neuen Weltgesetz gemessen, nichts als eine glänzende Oberfläche, eine herausgeputzte Äußerlichkeit, zuletzt die Vertreterin der ganzen alten Welt. Und in diese Welt mit ihren Gegensätzen gestellt ein begabter Staatsmann und großer König, der sich durch seine großen Fähigkeiten in schwerster Stellung hält in diesem Weltenscheitern. Darüber gibt er von dem, was ewigen Wert hat in dem Großen aller Zeiten, mag auch die Form sich noch so sehr ändern, zu viel preis als daß noch wahren Wert behielte, was ihm bleibt. Ein furchtbares Defizit, als er gerade im Geiste des neuen Weltgesetzes reformieren, sein Volk auf freiere Höhen führen muß, soll Bestand haben, um was er sich mühete. Zu diesem großen Werke gehörte aber die reine Innerlichkeit mit ihrem Hoffen und Vertrauen, Glauben, Geduld und Hingeben, welche er noch nicht, als noch mit einem Fuße im Alten stehend, voll besitzen und nun nicht mehr erwerben kann, weil eine von der Politik geforderte Tat ihn uneins macht mit sich, sich wie ein Wurm in seine Innerlichkeit setzt und sie zerfrißt und ihn entzweit mit der großen Gattin und dem tüchtigen Freunde. Die aber vereinen in sich gerade, was nach neuem Leben dürstet in der alten Welt, noch in der starreren Form, wie es auch nicht anders sein kann auf der Scheide von Jahrtausenden: die Freiheit der Persönlichkeit, das Recht der Individualität, tief begründet und besiegelt durch die Kraft und Wärme einer schönen Innerlichkeit. Nur daß Soemus als der minder begabte und als Mann zu sehr in diese Welt mit ihren staatsmännischen Aufgaben verstrickt, dem Innern weniger lebend, das Innerliche nicht in dem hohen Grade wie Mariamne besitzt, das nicht so von sich gibt wie die im Innersten als Weib und Gattin getroffene Königin. Und fast in gleichem Rang bezüglich jener Innerlichkeit steht Titus, dem, wenn Soemus stirbt für die gute Sache, eine wundervolle Entwicklung noch bleibt für dieselbe gute Sache. Das Neue aber und Freie und Menschliche, das sie, der König einst, Soemus und Titus, zuletzt auch Sameas vertraten, lag in der Zeit, rang um das Licht, das Weib beweist es auch, das mit dem toten Manne sich verbrennt, und faßt sich in dem „Wunderknaben" zusammen, der einst über die ganze Welt herrschen soll. Herodes aber, durch seine Stellung und großen Absichten und ausgezeichneten Fähigkeiten von Natur

als Vorbereiter an jenes großen Mannes Seite gerufen, maßlos in seinem Begehren von Schuld zu Schuld verstrickt, um jede reine Anschauung der Menschen und Dinge sich betrügend, läßt ein Stück um das andere vom Menschen fahren, bis der letzte große Augenblick kommt und die Gattin sich, das rein Menschliche, von ihm scheidet. Darauf zu spät belehrt über den Wert und die Größe des Menschlichen, faßt er krampfhaft alles Äußerliche in seiner Krone und befiehlt, in dem blinden Eifer den Thronräuber zu treffen, den Mord der Kinder zu Betlehem — der Anfang vom Ende. Er wird nichts Großes mehr vollbringen. Aus dem Feuerbrand, in welchem zwei Welten scheiden, springt ohne sein Zutun der Funke, der eine neue Welt wärmt und erleuchtet.

Aber nicht minder bedeutsam ist es, daß der engere Schauplatz, wo sich die Idee der reinen Menschlichkeit zu bewähren hat, die Familie und, da die Kinder ganz in dem Hintergrunde bleiben, das Verhältnis der Gatten, allgemeiner gesprochen, des Mannes zum Weibe, zueinander ist. Und wie bedeutsam steht gerade die Einrichtung der Ehe am Aufgang jenes neuen Weltzeitalters, das mit einer neuen Zeitrechnung anhebt. So recht eine Einrichtung, „von Gott verordnet“, an der sich das Innerliche herrlich und wundervoll beweist, die Einrichtung der neuen Weltanschauung ganz ausgezeichneter Weise, in welcher, wie nur in wenigen ihrer Einrichtungen und Erscheinungen, Hoffen und Vertrauen, Glauben, Geduld und Hingeben wie in einem Brennpunkte sich sammeln und bewähren. Welche Fülle ethischer Werte erschließt dieser Bau. Aber — wie fein, zart, duftig ist der klare Kreis voll Kraft und Wärme, um den sie wirken, wie stark und doch wie dünn sind seine Fäden, welche in jedes Hand und Herz führen. Da kann mit einem Wort, einer Bewegung, einem Blick, einem — verödendem Schweigen der Keim des Todes in ein Lebendiges gesenkt werden und zwei Ruinen starren uns an, weil der Mittelpunkt ausbrannte. Das war einmal anders — alte Welt; sollte anders werden — Gesetz der neuen Welt; und ist nun anders geworden — die Wirklichkeit, an der wir auf die Erfüllung des Gesetzes noch zu arbeiten haben. Denn eine unflätige Masse von Heuchelei, bodenloser Gemeinheit, von Lug und Trug, hündischer Begierde und zurückgetretenem Sinnenkitzel hat diese eine Stätte zur Erziehung der Menschheit nur

zu oft zum Nistplatz aller erdenklicher Roheiten und Torheiten gemacht. — Diese Ehe ist auch nicht aus „Neigung“ geschlossen worden. Daß sie sich so gut entwickelt und jedem Gatten ein Born geworden, wo er für das harte Tagewerk Erquickung trank, namentlich, der hart angefochtene König Rat und Ruhe fand, war segensreiche Folge von Mariamnens Wirken. Ihr großer stiller Geist schuf Licht und Luft und weite Räume in der Burg Zion, daß frei der Adler atmen und seine Schwingen regen konnte. Und Herodes hat den Segen auch empfunden und „den König über diesem Weib vergessen“. Da senkt die Ermordung des Bruders der Gattin den alles zerfressenden Zweifel in sein Inneres, wo er nicht einmal Verzeihung zu erbitten hatte für eine Tat, welche die große Gattin als notwendig erkannt und verziehen hatte. Ein freies, offenes Wort war die Forderung der Stunde. Da versagte seine Größe, er begann nicht mit Hoffnung und Vertrauen und bot statt warmer Innerlichkeit der edlen Frau nur kalte Perlen. Wie es nun weiter ging, wir haben es erfahren und mitgelitten mit der Dulderin.

Nun aber haben einige die edle Frau und in ihr den Dichter belangt und gesagt, sie hätte dem Gatten doch „ein bischen“ entgegenkommen können, mehr „Herz“, mehr „Gemüth“ zeigen sollen. Und andere haben sogar gemeint, wer solche heiße Liebe zu dem Gatten fühle, der sage ihm hübsch alles, was er verlangt. Nach der beredten eindringlichen Sprache der Tatsachen sind jene Einwände wirklich genügend widerlegt. Wir sind in jedem Stadium Zeugen ihres „Entgegenkommens“ gewesen; weiter durfte sie nicht gehen, wollte sie ihre Innerlichkeit und die des Gatten, welche er selbst herzustellen hatte, nicht verletzen. Warum soll er so durchaus nicht mehr den Wert der Gattin fühlen? Weil er der Mann ist? Dann kämen wir dahin, von wo wir herkommen, auf Jahrhunderte vor Christi Geburt, zurück. — War es aber bei der tieferen Verstrickung in die Welthändel und die Angelegenheiten des Staates wirklich nicht möglich in einer besonders schwierigen Angelegenheit den Menschen der Gattin gegenüber rein herauszubringen, unmöglich ihm ein großer Mensch und ein großer Staatsmann zu sein, so war das eben der tragische Konflikt seines Lebens, an dem er zu grunde ging. So ist auch ganz seinem Charakter gemäß die harte Darstellung spröder Gedanken, die logische Aufrechnung von Gründen

und Widerlegung von Gegengründen, die Beobachtung des eigenen Ich; die „Reflexion" d. h. in diesem Falle die Gebrochenheit des Gemütes ist hier das Poetische und nicht der volle Erguß desselben. Wo sollte der herkommen? Mindestens der ungebrochene Strom desselben wäre eine schwere Versündigung am Charakter. Darum machen auf ihn die härtesten Schläge, die der Mensch erfährt, keinen anderen Eindruck als sich staatsmännisch wehren und darum ziehen alle Erscheinungen, selbst eine solche wie die der drei Könige, spurlos an seinem Gemüte vorüber und regen nur den staatsmännischen Calcül an. Von Leidenschaft für Mariamnen wird er verzehrt; wo die sitzt in seinem Innern, da siedet und brodelt es; aber darüber lagert eine Schnee- und Eisschicht; das war entschieden Charakteranlage bei ihm, sie wurde verstärkt durch die bitterböse Lage, in welche er immer tiefer hineingeriet. An dieser Lage trägt Mariamne keine Schuld, und nicht liegt es in ihrer Gewalt, ihn herauszuziehen. Wir sahen schon, ein weiteres Entgegenkommen war ihr verboten; nützte überhaupt nur gerade für den einen Fall; beim nächsten wiederholte sich auf seiner Seite das „Nicht anfangen können mit Hoffnung und Vertrauen" — ein tief unsittliches Verhältnis. Ganz abgesehen von der Pflicht gegen die Innerlichkeit, war es das Recht der Persönlichkeit, das Recht des feinsten weiblichen Gefühls und jeder Reinheit, vom Gatten zu verlangen, „mit Hoffnung und Vertrauen anzufangen", die Vergangenheit ihrer Ehe verlangte das gebieterisch von ihm, von — ihr. Aber in dieser Vergangenheit lag ein Moment, welches Mariamne doch auch belastet. Was Herodes von Anfang an fürchtet, ist ihre „Rache". Natürlich mit Unrecht. Seine Furcht gründet sich auf ihre nach Aristobolus Tode bewiesene Kälte und Abweisung. Mit Unrecht. Aber ihr Gemüt war nicht so beschaffen, daß dieses Gefühl überhaupt nicht Platz darin gegriffen hätte. Die Färbung des Tones, in welchem sie über Joseph und Salome spricht, gibt der Empfindung Raum. Nur übersehe man nicht, was aus Abwehr geschieht, ist noch lange nicht die Rache einer Schlange wie Salome, wäre die Abwehr auch Präventivmaßregel. Aber die Gespräche mit dem Gatten über die verwickelten Angelegenheiten des Staates erzeugten Erwägungen, Maßregeln, Entschließungen, bei denen, das lag nun einmal in den Umständen, die Menschen nicht geschont werden konnten, und Schlag folgte auf Schlag. Was sie gut

hieß ganz aus dem reinen Gefühl der Notwendigkeit heraus, ohne mit einem Rachegefühl dabei beteiligt zu sein, konnte bei ihm doch auch mit der Befriedigung einer persönlichen Laune verbunden sein. Was er empfand, konnte er, kam einmal der Argwohn über ihn, auch dem Besten zutrauen: Soemus — Mariamne. Des weiteren war diese unausgesetzte Teilnahme an den schwierigen Lagen des Gatten, dieses verstandesmäßige Berechnen durchaus nicht geeignet, die weichen Seiten des weiblichen Gemütes auszubilden, vielmehr mußte die Härte der berechnenden Erwägung manche lindere Regung desselben um so eher ersticken, als von vorn herein die ernste Auffassung des Lebens und das Berechnende in Alexandra's Tochter mit lag und mit wuchs unter dem Einflusse der Streitigkeiten zwischen der brutalen herrschsüchtigen intriganten Mutter und dem „feigen" Vater, „dem ersten Hohenpriester ohne Muth", Epitetha aus seines Weibes Alexandra Munde. Wir sehen: es ist des Herodes tragisches Verhängnis nicht nur, daß in sich der Staatsmann den Menschen tötet, sondern auch, daß unter seinem Einflusse das Empfinden, Denken und Schauen der Gattin eine Richtung bekommt, daß sein Argwohn ihm Unersprießliches vielleicht mit einem Scheine des Rechts vermuten könnte. Nun nimmt natürlich die Darstellung ihres Inneren oft, je später desto mehr, einen Ausdruck an, der in jenen härteren Seiten ihrer Natur gründet, Farbe, Ton, Bild, ja Aufbau des Satzes wird nicht von einem überströmenden Gefühl oder auch nur dem rhythmisch wechselnden Wellenschlag eines bei sich bleibenden gleich warmen Gemütes bestimmt, oft genug erhebt, belebt und wärmt uns dies Gemüt, aber häufig bricht das Berechnende des Verstandes durch, und das mit Recht, denn ihre Lage und ihr Charakter fordern es. Gestehen dürfen wir freimütig, einige Stellen des Herodes und der Mariamne können gestrichen werden, ohne der Klarheit Abbruch zu tun, und es würde dem Vorwurfe, sie „belauerten sich gegenseitig" ein winziger Rest Berechtigung genommen. Nachdem aber durch die Handlung und die sich in ihr durchführende Idee der Innerlichkeit die Lage gegeben war und zwar eine Lage von echt menschlicher Natur, ging es ohne das beiderseitige Zuwarten nicht ab; das wird aber dem ästhetisch Genießenden, hat er einmal die Idee erfaßt, den Genuß an der hohen Schönheit dieser gewaltigen Tragödie ebenso wenig beein-

trächtigen wie irgend ein anderer „Mangel“ an einem Kunstwerk, der sich vielmehr in eine Schönheit aufhebt, hat man nur erst seine Idee erfaßt. Hat also Mariamne auch Schuld darin, daß sie in einer schwierigen Lage ohne gleichen, ohne entweder das heilige Gebot der Innerlichkeit oder die dem Weibe eigene Anmut in etwas zu verletzen, nicht durchkommen konnte, so büßt sie auch schrecklich, wobei das dem Tode vorhergehende Martyrium noch furchtbarer ist als der Labespender selbst. Neben der Niedlichkeit, dem rasch faßbaren Reiz, der huldreichen Anmut und ihren zahlreichen Spielarten, die nur Veilchen und Narzissen streuen und, unter Tränen noch, die rauhes Manneswort quellen machte, küssen, muß doch auch der stolzen Schönheit und spröderen Weiblichkeit ihr Recht verbleiben, die nun einmal nur die Rose reicht. Dies um so mehr, wenn sie so vollgehaltig ist, daß sie der Menschheit bestes Teil in sich genommen hat, der aber, wie die Dinge auf Erden liegen, die Herbe so eigen ist, wie die gelegentliche Milde. Titus behält recht:

„Ich habe in ihr Innerstes geschaut.
Wer mehr verlangt, der had're nicht mit ihr,
Er had're einzig mit den Elementen,
Die sich nun einmal so in ihr gemischt,
Daß sie nicht weiter konnte. Doch er zeige
Mir auch das Weib, das weiter kam, als sie.“

Agnes Bernauer.

Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Gedichtet zwischen dem 22. September und 17. Dezember 1851.

Die bunte Farbenpracht am Ausgange des Mittelalters. Geharnischte Ritter tummeln sich in Turnieren, Landsknechte treiben allerlei Schalkswesen, Vaganten streifen scheu und frech vorüber. Das vom frischen Luftzug der Renaissance durchwehete Augsburg mit seiner tüchtigen Bürgerpracht und seinem wohlbegründeten Patrizierstolz erhebt sich vor uns in schönen Gärten und reizenden Lustbarkeiten im Helldunkel mittelalterlicher Sitten. München steigt jung an der Isar empor, es hat wenig Kunst und Wissenschaft bisher gesehen. Dagegen ruht unser Blick auf dem vielgetürmten Regensburg mit seinen Erkern und Schnitzwerken, wo sie so brav in der Kunst des Getäfels schaffen. Bald streift das Auge die Kölner Bauhütte, woher die in vielverschlungenen Schnörkeln sich genugtuenden Pläne zu den Grabmälern und den Bildern auf Glastafeln kommen. Bilder, welche uns fromme Legenden erzählen; „man wird heilig", meint Herzog Albrecht, „wenn man durch diese Scheiben sieht". Ja die Zeichen der gefürchteten Vehme, Strick und Dolch, schrecken den Blick. Aus dem Hintergrunde erhebt sich wie aus Nebeln die Kaisermacht mit dem Ehrfurcht heischenden Abzeichen der Kirche. Da und dort emporschießendes neues Leben, verjüngte Ordnung der Städte, emporringende Kräfte machtbegieriger Zünfte. Lebendig tritt in frischer, kräftiger Farbe das Gemälde einer bewegten Zeit, die mit Neuem schwanger geht, vor uns hin und verbreitet eine allseitig anregende Stimmung über die Handlung.

Diese Handlung ist knapp, straff angezogen, nimmt in ihr energisch zusammengefaßtes Gestrenge jede noch so kräftige, noch so reiche, noch so schöne Einzelheit, jede muß dem Ganzen opfern, und das Einzelne ist nur etwas an der Gesamtheit, der sie sich zu beugen hat. Als dränge sich die Idee der Dichtung schon aus ihrem inneren und äußeren Aufbau unwiderstehlich auf: die Idee des Opfers, die Idee der Beugung des Einzelwesens unter die Gesamtheit.

Aus dem schönen, vom bestrickenden Frühlicht eines jungen Morgens umwobenen Bilde erhebt sich, ein nur allzu früher Frühlingstag, die ahnungsvolle Gestalt der schönen Baderstochter zu Augsburg. So jung, so schön wird sie des Strahles ihrer siegenden Schönheit nicht von Herzen froh; mahnt sie den im Schmucke eines heiteren Morgens singenden Jugendfreund „Spät am Abend ist besser, als früh' am Morgen". Von allen Mädchen gehaßt wegen ihrer hohen Schönheit, weil sie, „wohin sie kommt, ihnen den Tanz verdirbt", sie, die keine verletzte, bleibt sie gern den Festen fern, froh den „stechenden Bienen" ausweichen zu können. „Allen macht sie abspenstig, was ihnen gehört", ruft ihr empört die heuchlerische „Freundin" zu, und wir erfahren, daß es nicht bloß die schöne Form ist, vor allem eine echte Sittsamkeit, welche siegt. Da besucht der junge feurige Herzog Albrecht von Bayern die Reichsstadt. Kaum hat er Agnes erblickt, als er in heißer Liebe entbrennt und ihren Besitz als das einzig Wünschenswerte auf der Welt erstrebt. Sie ist gleichfalls von innigster Neigung zu dem ritterlichen Mann ergriffen, doch geht sie nur schüchtern und zaghaft das nach den Begriffen des Herkommens unerhörte Ehebündnis ein. Auf seine Frage erwidert sie: „Schont mich oder fragt mich, wie man ein armes Menschenkind fragt, von dem man glaubt, daß ein ungeheures Unglück es treffen könne! Legt's nicht aus, dies Wort", fügt sie bittend hinzu, „zieht niemand die Hand weg, wenn er sie über die Brust hält!" Diesen Schauer in der Seele, überschreitet sie die Kirchenschwelle begleitet von den innigen Wünschen ihres streng rechtlichen Vaters. Demütig und banger Ahnung voll, welche die Liebe und die Frohnatur Albrechts nur auf Augenblicke in Empfindungen des Glückes zu verwandeln vermag, betritt sie an der Seite ihres Gemahls das Schloß Vohburg. Fast mit andächtiger Scheu betrachtet sie die Kunst, die sie umgibt: „Mein Albrecht, Du bist

so fröhlich, das ist mein größtes Glück", besieht sie die Kleinodien seiner verstorbenen Mutter. Als dann der allezeit mutige und starkherzige Gemahl nach dem auf dem Turnier zu Regensburg ausgebrochenen Zwist mit seinem Vater, dem Herzog Ernst von Bayern, sie auf das feste Schloß zu Straubing bringt, da gedenkt sie zuerst, ihre Totenkapelle zu bauen. Ihre letzte Bitte — sie weiß nicht, daß es die letzte ist — verlangt von dem wegreitenden Geliebten eine Ampel für den Wohnort des Friedens. Kaum ist die bescheidene Bitte verklungen, kaum der Hufschlag seines Rosses dem atemlos lauschenden Weibe verhallt, da meldet sich bei dem „Engel von Augsburg" der Tod. Todesahnungen huschten schon hinten vorüber, als wir das junge Mädchen erstmalig sahen, Todesahnungen begleiteten sie zum Altare, Todesahnungen umstanden das Maiengrün ihres Glückes, und an der Schwelle eines Sommers, dessen Pforte kaum erst aufsprang, grüßt der Tod. Denn wie die Vermählung Agnesens Glück mit einem blassen Hauche überzog, so rief sie bleiche Sorge in das Arbeitszimmer des regierenden Herzogs Ernst von Bayern, den die Nachricht, erst kaum geglaubt, um so furchtbarer trifft, als er in dem mit verheißungsvollen Gaben des Geistes und Herzens ausgezeichneten Sohn einen tüchtigen Erben seines Werkes sehen durfte. In steter strenger Pflichterfüllung hat Herzog Ernst des Landes Wohlfahrt übermacht. Reiche Lebenserfahrungen färbten das Haupt ihm frühzeitig grau, stimmten ihn mild und menschenfreundlich; wo es angeht, folgt er dieser Stimme. Schlicht, treuherzig im Gefühl, ist auch sein Ausdruck einfach und bieder jedes Wort. Prächtige Prosa des Charakters, die schon an sich poetisch ist und wirkt, an dem gediegenen Hausrat hängt, den wackeren Bauer mit Wohlgefallen sieht und den „gemeinen Leuten nicht unsanft begegnet wissen" will; Lauterkeit des Gemütes, von keiner Fantasie beflügelt; keine Spur von Fürstenstolz, der leicht das Unheil tragende Übermaß erzeugt. Nicht dürftig ist die Form, in welcher er die Erscheinungen der Welt erblickt, die Weite des staatsmännischen Blickes darf er eigen nennen, die heftige Natur und ihre Wirkungen versteht er, übersieht klaren Auges die unheilvollen Folgen erhitzter Einbildungskraft und ist schon geneigt, dem leicht der Vernunft entratenden Blute der Jugend etwas durch die Finger zu sehen. Treu zur Stunde auf dem Platze, Devise: Nimmer zu sehr. Von tausend großen und

kleinen Schwierigkeiten umgeben, einer beutegierigen Verwandtschaft umlagert, muß er, ein bedächtiger Schachspieler, jeden kleinsten Zug vorsichtig erwägen, langsam beschließen und manchmal noch bis zur Ausführung warten. Diese Bedachtsamkeit findet in einer Wortkargheit eine Ergänzung, welche ein in reichem Lebensgange gestähltes Inneres fast verschließt. Diese unebenbürtige Heirat des einzigen Sohnes, wie damals die Verhältnisse und Ansichten waren, muß maßloses Leid über Land und Leute bringen, den ganzen Bau dieses sorgenreichen Lebens umwerfen. Nun erst die ersten Versuche milderer Lösung dieser Bande. Wie das mißlingt, wirft der Alte blutenden Herzens das Junge aus dem Nest und nimmt ein krankes fremdes Kind hinein als Erben seines Segens. Es hilft nichts, und nun, gedrängt vom Vetter rechts, vom Vetter links, muß der schwergeprüfte Mann zum Äußersten schreiten. Nein, erst versucht Staatskunst ihr Heil bei der jungen Gattin. Dem keuschen Herzen dünkt eine freiwillige Entsagung des Herzensbundes nichts als ein Frevel an dem heiß geliebten abwesenden Gatten. Und so muß sie, weil sie „die Ordnung dieser Welt zerstört mit ihrer Schönheit" und weil, wie es nun steht, noch nicht einmal mehr Albrecht dem Thron entsagen kann, „denn der gehört zum Thron, die Majestät ist unzertrennlich mit ihm verbunden wie mit ihr die Schönheit", den Tod erleiden in der Donau. „Rein war mein erster Hauch, rein soll auch mein letzter sein! Thut mir, wie Ihr müßt und dürft, ich will's leiden! Bald weiß ich, ob's mit Recht geschah". Wohl tobt nun Albrecht mit Mord und Brand durch das eigene Land, fährt wie eine Windsbraut daher, das Feste entwurzelnd, das Lose verwirbelnd, bis er auf den alten wettergeprüften Stamm stößt. Der Vater aber macht den Sohn zum Richter über seine Handlungen und entwaffnet ihn mit der ehernen Notwendigkeit, „dem Ganzen dienen".

Nach dieser ausführlichen Skizze der Handlung, mit welcher sich gleich eine Zeichnung der Haupt-Charaktere in ihren Umrissen verbinden durfte, können wir diesmal dem Dichter hinsichtlich der Idee der Dichtung, unter einiger Zurechtstellung, selbst folgen. Es bleibt uns dann die Probe auf deren Richtigkeit zu machen, die Folgen für uns zu ziehen und Einwürfe gegen Hauptpunkte zu beseitigen. „Längst hatte ich die Idee, die Schönheit einmal von der tragischen, dem Untergange durch sich selbst bedingenden

Seite darzustellen, und die Agnes Bernauer ist dazu wie gefunden." Im Geiste dieser Idee, welche sich aus dem Stoffe von selbst darbot, hat Hebbel das Bild ausgeführt. Diese Idee bezog sich naturgemäß nur auf die eine Seite des Stoffes. Über die Idee der Dichtung überhaupt, welcher jene untergeordnet erscheint, hat er sich zu verschiedenen Malen in Briefen an Freunde in bester Klarheit und Übereinstimmung mit sich ausgesprochen, so daß zwei Stellen für alle genügen. In einem Briefe an Karl Werner v. 16. Febr. 1852 (also zwei Monate nach Vollendung der Tragödie) hebt er den Vorzug „größerer Durchsichtigkeit" dieses Werkes früheren gegenüber hervor und wie man diesmal „mit der Abwickelung des Ideenfadens, der Alles im Innersten zusammenhält, leicht fertig werde." „Es ist darin ganz einfach das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft dargestellt und an zwei Charakteren anschaulich gemacht, daß das Individuum, wie herrlich und groß, edel und schön es immer sei, sich der Gesellschaft unter allen Umständen beugen muß, weil in dieser und ihrem formalen Ausdrucke, dem Staate, die ganze Menschheit lebt, in jenem aber nur eine einzelne Seite derselben zur Entfaltung gelangt." Das würde man, ginge man auf die Totalität, schon auch in früheren Dramen ausgesprochen finden, soweit es der jedesmalige Kreis gestattet. Jenes haben wir getan und dieses in den einzelnen Ideen gefunden. Und an Uechtritz schreibt er unter dem 14. Dez. 1854: „Ich glaube, daß es Momente gibt, wo das positive Recht zurücktreten muß, weil das Fundament erschüttert ist, auf dem es selbst beruht. Dann aber ist ebensowenig, wie beim Krieg von einem Morde, sondern von einem Opfer die Rede und die Ausgleichung der individuellen Verletzung muß, wie bei jenem, in das religiöse Moment, in die höhere Lebenssphäre, der wir alle mit schüchterner Hoffnung oder mit zuversichtlichem Vertrauen entgegen sehen, gesetzt werden. Diese Anschauung der Dinge kommt nur für eine ganz ungeheure Situation in Betracht, und muß dann jedes Mal, das ist die unerläßliche Probe, mit der Macht selbst, die sie in Anwendung bringt, bezahlt werden." Also die Idee des Opfers ist in dieser Tragödie durchgeführt, und zwar hat sich ein Einzelnes der Gesamtheit zu opfern — die Skizze der Handlung, der innere und äußere Aufbau der Tragödie — wir sahen es schon — wiesen darauf hin. Die Einzelheit darf mit den größten Vorzügen des

Körpers und des Geistes und des Herzens ausgestattet sein, auch geleistete große Dienste und dadurch erworbene Rechte helfen nicht: die durch den Staat dargestellte Gesamtheit schreitet ehernen Trittes darüber hinweg, nicht unbedingt, unter welchen Umständen, sagt fein und klar der Dichter. Und ergreifend der Zusammenhang der Spezialidee vom Opfer der Schönheit in Agnes Bernauer mit dieser Generalidee vom Opfer, welches von allen Einzelwesen gebracht wird.

Mit dieser durch den Stoff gegebenen Handlung und der Idee der Opferung des Einzelwesens verbindet sich der eherne Gang des Schicksals; naturnotwendig, denn sonst könnte von keinen „Opfern" die Rede sein. Wenn schon in allen Tragödien Hebbels gemäß seiner dem wirklichen Leben und Weltzustand entnommenen Idee des Tragischen der Gang des Schicksals besonders metallen ist, so besonders in diesem „Deutschen Trauerspiel". Die Personen dieses Dramas sind durch keine solche Leidenschaften ausgezeichnet, welche ihnen notwendig Übel bringen müßten und welche ihnen als Schuld im gewöhnlichen Sinne des Wortes angerechnet werden könnten. Ihre Schuld ist das dunkle Verschuldetsein des Menschen überhaupt als einer Vereinzelung. Ihr Schicksal entspringt ihrer Beschaffenheit und dem Zustande, in dem sich diese Beschaffenheit entfaltet. Diese Personen können gar nicht für ein Tun in landläufiger Weise verantwortlich gemacht werden, ihr Leiden gründet nicht in einem Tun. Nicht dem Übermaße der leidenschaftlichen Antriebe entstammt das sie zermalmende Unheil, sondern den zu einem unentwirrbaren Knoten sich verschlingenden Verhältnissen. Inwiefern trotzdem diese Tragödie sich scharf von der Tragödie der Griechen und erst recht von der „Schicksals"-Tragödie abscheidet, ergibt eigentlich schon die Skizze von der Handlung; auch hat des Dichters Gesundheit diese Voraussetzung schon für sich. Aber Shakespeare ist milder und scheinbar uns beruhigender, da wir bei ihm Schicksal als Wirkung das Tuns seiner Personen fassen. Und doch ist auch bei ihm dem Schicksal ein Spielraum gelassen, und auf das Handeln fällt da und dort mehr Schein als Wirklichkeit der Verantwortlichkeit. Es galt zunächst den Schicksalsgang als solchen festzustellen; die Konsequenzen werden wir für uns später ziehen. Da werden wir auch sehen, wo auch bei Hebbel das Beruhigende liegt. Jedenfalls darf zunächst von Agnes Bernauer geredet werden als der

„bloßen Schönheit, die durch ihre Natur gar nicht handeln kann, geschweige zu einem die Nemesis aufreizenden Handeln kommen; also die ganz passive bloße Erscheinung auf der höchsten Spitze, ohne Hinzutreten des Willens, vermag den Konflikt zu erzeugen".

Der Dichter hat aber auch alles getan, um uns den knirschenden Ernst der Lage und ihrer Bedingungen unter uns Menschen als einen fest aufgepflanzten zu geben, dem wir stehen und zollen müssen. Noch niemals hat er das Glück der jungen Liebe, zieht man nur den durch den Charakter der Agnes geforderten Tropfen Wehmut ab und setzt man das Poetische nur nicht in den Schein schöner Wortklänge, in seinen Tragödien in so innigen Lauten gesungen. Jedes Wort, jede Bewegung, jeder Gedanke Albrechts ist vom Feuer edler Liebe durchtränkt und seine ganze Persönlichkeit scheint nur ein Meer dieses seligen Gefühles; selig aus Liebe; entzückt, entrückt der Erde in der Wonne der reinen Liebe. Wie er sich über seinen Stand, den Ort, ja die Rücksicht auf die Ehre des jungen Mädchens hinwegsetzt, seine rasche Liebeserklärung und Werbung in einem einzigen beglückt-beglückenden Atemzug, so alle von Menschen gezogenen Grenzen bis auf die eine letzter Scheu vor dem Heiligen niederwerfend. Und sie vom ersten Blick auf den schönen Mann, der über seinem Verzücktsein zwischen den Schranken bald zu Schaden kam, entzündet, dämmt den Strom nur durch natürliche Sittsamkeit ein, aber silbern fließt es daher und goldige Sonnenflecken spiegeln sich darin, wenn es „ihr ist, als hört' ich eine Geige mehr, süß klingt's, auch träumt sich's schön dabei". Ganz Liebe, inniges Empfinden und tiefste Neigung jeder Puls; das ergreifende Geständnis an den Kanzler Preising „. . . . . . habe ich ihn auch eher geliebt, und das war gleich als ob's immer gewesen wäre, und in alle Ewigkeit nicht wieder aufhören könnte" spricht es nach drei Jahren im Angesicht eines schauderhaften Todes frisch wie Maiengrün aus. Inmitten erster Maienherrlichkeit auf des Geliebten Frage stammelt sie wie ein schüchternes Reh: „Schont mich, oder fragt mich, wie man ein armes Menschenkind fragt, von dem man glaubt, daß ein ungeheures Unglück es treffen kann!" und „Legt's nicht aus, ich bitte Euch, zieht Niemanden die Hand weg, wenn er sie über die Brust hält". Wenn die besorgten Freunde den geliebten Freund von ihr wegreißen, so hätte er so gerne noch seinen Namen von ihren Lippen gehört „doch — wer will denn auch

Weihnacht, Ostern und Pfingsten auf einmal feiern!“ Die Tiefe und Glut seiner Leidenschaft war außerordentlich und groß, das geben die Reden der drei immer ernster dreinschauenden Freunde wieder. In diesen hat Hebbel Kabinettsstücke junger Ritter geschaffen voll Lebenslust und Hingabe an den Augenblick und jenem Ernst und jener Gehaltenheit, welche eine außerordentliche Lage aufzwingt und dem jungen Manne so wohl ansteht. Das verschiedene Maß dieser Gehaltenheit, bei dem ältesten von ihnen schon in Staatsklugheit sich umsetzend, bringt eine anregende Abtönung der Charaktere und Gemüter hervor. Alle drei sind von der Lauterkeit der Gesinnung und dem Ernste der Liebe ihres Herren überzeugt, wenn auch die Schwere der Lage den weltmännischeren Grafen Törring einen eigenartigen Versuch wagen läßt, der alles fortreißenden Liebe des Erbherzogs ein anderes Bett zu graben. Das konnte so nur er wagen und — sühnen. Diesem von ihm herbeigeführten Zwischenfalle verdanken wir den Ausbruch eines sittlichen Zornes tief empfundener Verletzung zarter Weiblichkeit, der Agnesens Charakterbild noch reicher gestaltet. Aber dieses Mißverständnis war nur dazu da, alsbald den Strom der Liebe um so frischer strömen zu lassen, Naturlaut reiht sich an Naturlaut. Agnes in Albrechts Armen: „Und müßt ich's mit dem Tode bezahlen — Das thäte Nichts,“ Auf ihre bangen Fragen nach seinem Rang, Vater, Volk seine schlagenden Antworten, wie sie nur Liebe geben kann bis zu dem „wenn sie sich umgürten: ich schickte Dein Bild statt eines Heeres und sie kehrten schaamroth zum Pfluge zurück“. Da schlägt aber noch etwas ganz anderes durch als Liebe, das unbewußte Gefühl: Schönheit gründet in den Herzen des Volkes tief, ist etwas, was jeder empfindet und vor dem sich jeder beugt. Ein außerordentlich bedeutender Lebenswert, in einer Tragödie namentlich, die in vielstimmigem Echo ruft: „Schönheit entzweit.“ Weiter Schlag auf Schlag, rasch fertig ist die Liebe mit dem Grund und mit der Wirkung. Alsdann das mit dem Zauber entzückenden Reizes gesättigte Zwiegespräch in dem „luftigen Vogelkäfig“, der Vohburg, dem „rothen Schloß an der grünen Donau“, wo „mehr Lerchen als Spatzen“ und in „jedem Baum eine Nachtigall“. Wie ein schüchternes Reh äugt sie zwischen durch nach der Gefahr aus, im Ungewohnten herum. Aber man kann da wirklich nicht von einer „allzu herben“ Liebe reden.

Ihr ist das Herz so zum Zerspringen voll wie ihm, nur hält ihr sinniges Ahnen all das Wonnige eingeschlossen, er ganz Wagemut, Kraft, Jugendlust und Frohnatur. Vergessen wir auch nicht, daß der Schauplatz nicht Italien mit seinen heißen sinnlichen Temperamenten ist und daß es gar nicht die Aufgabe des Dichters war, ein „Hohes Lied der Liebe" zu schreiben. Es kam vielmehr darauf an, die Lebenswerte der Einzelwesen aufzuzeigen, damit uns so recht nachdrücklich aufgerückt wird, wie der Einzelne in all' seiner Pracht nichts ist gegen die Gesamtheit. In dem Rahmen dieser Aufgabe hat der Dichter allerdings ein „Hohes Lied der Liebe" gesungen und jedem, welchem der Gehalt in schöner Form, denn die ist vorhanden, über den bloßen Reiz schöner Worte und bestrickender Klänge geht, wird sich immer wieder zu dieser deutschen Jungfrau und diesem deutschen Jüngling gezogen fühlen. Wir können hier nicht in alle die Einzelheiten von bleibender Schönheit folgen: die Schönheit des Ausdruckes und der Komposition ist würdig dem hohen schönen Gehalt der Persönlichkeiten und ihrer Herzensangelegenheit. Albrecht, Agnes und ihre Begleiter, denen wir den anders gearteten Theobald immerhin angliedern dürfen, sind die Vertreter der Lebenslust im besten und weitesten Sinne des Wortes. Ihr Grundsatz ist, wieder im besten Sinne des Wortes, sich ausleben, seinen guten Kern entwickeln. Das hat der Dichter mit unvergänglichem Reiz umkleidet, und keine der Personen entfaltet Leidenschaften, welche zu einem verwerflichen Tun führten, das Schuld erzeugt. Schöne bald hohe, bald anmutige Lebewesen voll Verdienst und Würdigkeit.

Der eherne Gang des Schicksals zertritt sie. Nicht ganz ohne Schuld. Zwar ist es Faselei „Agnes habe ein Bewußtsein von der Schuld ihrer Ehe gehabt". Da hat sie wahrscheinlich immer in einer „höllischen" Angst vor den „gerechten Gerichten Gottes" gelebt. So grob und unwahr hat Hebbel niemals die Farben aufgetragen. Die ganze Schuld liegt im Pathos, nicht so sehr ihres Strebens, als ihres Seins; ich möchte sagen: in ihrem Pathos, Schwunge, selbst. Gewiß auch in ihrem Streben. Natürlich haben Agnes und ~~Albrecht und ihre Begleiter~~ je nach Charakter und Gemütsart und persönlichem Verstricktsein in die Lage mehr oder weniger helle Vorstellung von dem Gewagten ihres Unternehmens. Agnes fühlt es und mehr als eine Äußerung,

die wie Naturlaut oft entquillt, weist auf ein Gefühl vom Außerordentlichen, schwere Folgen Tragenden ihres Schrittes hin. Ob das Schuldbewußtsein im landläufigen Sinne des Wortes einschließt, kommt gar nicht in Frage. Je feiner die Schuld in der Tragödie, desto verbindlicher für die groben Gemüter der Menschen. Aber Haltung und Wort des allezeit verläßlichen und getreuen Vaters, welcher in so außerordentlich schwerer Lage von bewunderungswürdiger Sachgemäßheit und Frische ist, nicht mit Pfennigen wirtschaftet und nicht dem Glücke seines Kindes sich ängstlich in den Weg stellt, weisen ihr das Bängliche und Beklemmende der Lage und damit ein in ihr liegendes „Schuldiges" so nachdrücklich auf, daß sie „hören" mußte. So vor allem das ganz Plötzliche und daher fast mit der schlagenden Gegenwärtigkeit eines Symbols Wirkende seines von der Gegenwart Theobalds wirksam unterstützten Vorschlages, den Getreuen sofort zu ehelichen, um den Herzog vor eine vollzogene Tatsache zu stellen. So, als das mißlingt, des Alten heftiges Wort „So sitzt er Dir schon im Herzen? Verflucht sei dies Turnier!", das um so schwerer wiegt bei seiner sonstigen Sachgemäßheit, Ruhe des Temperaments und Blutes, schon von Gewerbe wegen. Das wirkt: sie möchte ins Kloster gehen. Da sie aber ihren Herzog nicht „draußen lassen" kann, bricht des Alten strenge Rechtlichkeit, Biederkeit, die hier mit der Aufgeklärtheit Hand in Hand geht, durch in der Frage: „Was hätt'st Du dann im Kloster zu thun?" Also das Feuer ausschütten! Das aber vermag sie nicht. Der von Törring herbeigeführte Zwischenfall zeigt dem Vater noch einmal, was er freilich schon weiß, welche Dornen seines Kindes harren, und macht Agnes mit dem Gestrüpp bekannt, welches sich hier und da im Paradiese findet. Die Persönlichkeit des Herzogs und die ritterliche Ehrenhaftigkeit Graf Törrings stellt dann alles wieder her. Albrecht ist sich in seinem Frühlingsrausch und frohgemutem Drauflosgehen natürlich der Tragweite seiner Werbung nicht bewußt, und streng genommen gibt es für ihn vom ersten Augenblick kein Zurück: insofern ist er noch „unschuldiger" als Agnes. Alsbald erheben sich die Stimmen der treuen Genossen immer ernster und besorgter, nicht der Letzte erinnert Vater Bernauer an das Staatsinteresse. Albrecht muß sich also über die Folgen, mindestens ersten sehr verhängnisvollen Folgen seines heimlichen Ganges zum Traualtar klar sein; noch vor der Schwelle Frauen-

hoven: „Ein Priester ist gefunden, der's mit dem jungen Herzog gegen den alten wagen will"!, sofort fällt Nothhafft von Wernberg ein: „Aber unter der Bedingung, daß es so lange als möglich Geheimnis bleibt"!, Albrecht fragt Agnes, und sie antwortet: „So lange nur Gott es weiß, wird keine meiner Ahnungen in Erfüllung gehen." Uns allen ist klar, daß das Moment, daß es eigentlich kein Zurück mehr gibt, für Albrecht gar nicht in Frage kommt, er will den Schritt mit allen seinen Folgen. Eine Ehe aber, die unter solchen Umständen geschlossen wird, wie wir eben sahen, trägt ein Moment in sich, dem alle Beteiligten schuldig werden; wer aber vermag zu sagen, das geht nicht auf den Tod? Wer aber beweist denn nur, daß der Tod ein Übel, also auch eine „Strafe" sei, auch ein so schrecklicher Tod wie derjenige des „Engels von Augsburg"? Und nicht viel mehr ein sachgemäßer Ausgang von solchem Anfang!! Schuld aber liegt auch vor, feinste Schuld im Herz des Herzens. Das tiefsinnige furchtbare Wort Preisings an Agnes: „einen Zustand herbei geführt, in dem nicht mehr nach Schuld und Unschuld, nur noch nach Ursach und Wirkung gefragt werden kann!" erfährt immerhin eine Richtigstellung, welche besonders ängstlichen Gemütern genug tun mag. Aber das ist noch nicht alles. Zu oft schon sind bei diesem großen Dichter die Menschen bei ihrem Worte genommen worden, und was Worte zu bedeuten haben, haben wir gerade bei ihm erfahren. Bei ihm kein Wort, daß nicht erliebt, erlitten und erstritten. Und so haben auch seine Menschen einzustehen für ihre Worte, und Worte werden Taten. Das ist recht so. Die Sprache ist ein Heiligtum, das nicht geschändet werden darf. Wenn ein Mensch nach allem Vorausgegangenen in dem schönen Schwunge eines großen Gemütes den Tod so oft in die Schranken fordert als der feurige Thronerbe von Bayern, dann muß er auch es tragen, wenn er wirklich kommt. Seine treuen Genossen mit Ausnahme des Grafen Törring hören und sehen wir zwar nicht das Gelübde der Treue bis an den Tod unter den gänzlich veränderten Umständen erneuern, aber es genügt, bei dieser Eheschließung Zeuge gewesen zu sein. Darüber hinaus kann und darf unsere Fantasie die mutigen Ritter bei einem funkelnden Becher Rheinwein der schönen Frau und dem hochgemuten Herrn das Gelübde der Treue bis in den Tod erneuern sehen, wie es später in einem viel schlimmeren Augenblicke ge-

schah. Sie müssen also jede Stunde auf den Sensenmann gefaßt sein. Gefaßt sein muß Agnes auf ihn, welche den großen Augenblick ihres Lebens begrüßt mit den Worten: „Vater, kein Wort von Gefahr! Erinnert mich nicht, daß Muth dazu gehört!" und in des Geliebten Arme stürzt mit dem hehren Heldengruß „Und müßt ich's mit dem Tode bezahlen — das thäte Nichts!" Mit solchem schönen Pathos, das uns weit über uns hinaushebt, bleiben wir dem Urgrund aller Dinge verschuldet. Das ist so recht das Übermaß, dessen wir fähig sind, das wir benötigen und für das wir einstehen müssen, die Wirklichkeit des Lebens, ganz im Sinne der Idee des Tragischen des Dichters. Immer muß, wer jene „Ursache" will, diese „Wirkung" auf sich nehmen. In dem allen stellt der Dichter das Berechtigte und Unberechtigte der Einzelheit vor unser Auge. — — Dieser fortreißende Schwung einer hohen Gesinnung hat sich in der Heldin eine Erscheinung von höchster Vollendung gegeben in einer Schönheit, welche ohnegleichen ist. Sie läßt den grimmigsten Feind das Schwert senken, den Freund ohne Besinnen den Tod suchen, fordert aber immer ohne es zu wollen die tiefe Huldigung eines jeden Schauenden heraus. In einem solchen alles Maß gewöhnlicher Sterblichen überschreitendem Sein liegt aber wie in jenem hohen Schwunge ein dem Urgrunde aller Dinge verbundenes Verschuldetsein erst recht wie in jedem Übermaße. Bei dieser Gestalt tritt dies so recht zutage: sie wird ihrer Götterschönheit nicht froh, Todesahnungen begleiten sie auf ihren Wegen, und immer finden wir sie zu einem Entsagen bereit. Als müßte sie immer von neuem eines köstlichen Besitzes sich entäußern, aber es hilft ihr nichts, immer wieder wirft die Lebenswelle ihn ihr zu. So will sie zu keiner Festlichkeit mehr gehen, aber fast zwingt sie ihr Vater, gerade dieses Turnier mit ihrer Schönheit zu krönen. Das Göttliche in menschlicher Hülle achtet oft der Huldigung gewöhnlicher Sterblicher nicht; deren Schicksal ist, sich an ihm zu verbluten — Theobalds Schicksal. Aber Theobald stellt auch in gewisser Hinsicht das gesunde Durchschnittsempfinden dar, das kommt nach der Katastrophe zum Ausbruch: er sieht in seiner Ekstase in Herzog Albrecht den Schuldigen und will ihn töten, zugleich ein Beweis für die wunderbare Wirkung des Schönen noch im Vergehen. Diese wunderbare Wirkung der Schönheit ist aber in erster und letzter Instanz auf Erden und unter Menschen

eine, welche so recht Ausfluß der Art jeder Besonderung ist: Huldigung — Zwietracht. Zwietracht, Haß unter den Menschen; Haß, Feindschaft gegen die Schönheit, die Huldigung in der Verkehrung. Von dieser Wirkung des Schönen auf Erden, von welcher die Pilgrimschaft jedes wahrhaften Kunstwerkes Zeugnis ablegt, bis es glücklich am Tage seiner Hundertjahrfeier in Walhall — — — aufgehoben wird, erfährt Agnes Bernauer Proben, welche dem Menschen des Menschen wegen bald die Schamröte ins Gesicht treiben, bald das Herz erstarren lassen. Die ist eine Hexe, deren Tod auf dem Scheiterhaufen eine Wohltat für das geplagte Land bedeutet, donnert der eifrige Priester von der Kanzel. Während die einen den Zug der Schönheit durch das Land mit Zweigwedeln und Blumen, mit „wilden Lebehochs" und „Musik" begleiten, verfluchen sie die andern für jedes Unglück, jeden Unfall, „für den sie doch nichts kann"; und keinem kann sie recht erscheinen, am besten eben sie bleibt bei sich, nimmt allen Antrieb nur aus sich und „folgt ihrem Herzen". Aber wenn auch; das „die Ordnung der Welt zerstört" bleibt ihr. Wie tiefe Blicke ganz unbewußt sie tun mag in die dunklen Gründe dieser Welt und sich's abgewöhnen „am frühen Morgen" hervorzuragen, um „am Abend" wenigstens noch zu sein, es hilft ihr wieder nichts: „Allen machst Du abspenstig, was ihnen gehört! Ich würde mich schämen!" Also erniedrigt, und am Kreuz erhöhet — nun wir haben es zum Überdruß erfahren, das ist das Schicksal des Schönen auf Erden, der Dichter war wieder einmal höchster Lebenskündiger. Selbst im Untergange noch erzeugt die Schönheit Haß und Streit: wir sahen es; die fromme Denkart gerät in Theobald in Aufruhr und rasend vor Schmerz dringt er auf den unschuldigen Schuldigen ein. Wenn es des Dichters Überzeugung war, jede Verkörperung des Ideals auf Erden sei dem Verderben geweiht, weil sonst die Menschheit zu Grunde gehe, jede sittliche oder sinnliche Vollendung hebe die Gesamtheit auf, so war gerade der Untergang des Schönen in den Mittelpunkt einer Tragödie zu stellen, welche das Opfer des Einzelwesens für die Gesamtheit zum Gehalte hat. Denn von allen Erscheinungen der Natur, der Welt, des Lebens ist die Schönheit als die Beschränkung, welche sich die absolute Idee als bestimmte Idee in einer Besonderung gibt — Idee in der Erscheinung! — immer an ein

Einzelnes gefesselt. Sie ist das höchste Allgemeine, das ein Mensch überhaupt ausdenken und ausfühlen und gestalten kann, in den Grenzen einer Bestimmtheit. Wenn jede Erscheinung, wenn jede Verkörperung des Ideals, muß das Schöne erst recht untergehen, damit die Gesamtheit ist. Die Gesamtheit ist nur, wie wir schon früher sahen, damit sie ein neues Schöne erzeuge, jeder ist um des Gestaltens willen da; der einzelne stirbt über seinem Wirken an der Gesamtheit. Gedanken, uns schon vertraut aus der „Genoveva". Faßt man die Schönheit noch bestimmter als die Vorausnahme des höchsten Gutes durch eine Erscheinung, so ist erst recht klar, daß und warum das Schöne sterben muß auf Erden, damit es immer wieder auflebe an der und für die Gesamtheit.

Wenn aus diesen Motiven des Strebens und des Seins, des Schwunges insbesondere, vor allem des Übermaßes von Schönheit sich für die Leidenden zum mindesten ein scheinbarer Schwebezustand zwischen Schuld und Unschuld ergab, der fruchtbarste, weil furchtbarste für das Menschengeschlecht, so zittern die beiden Wagschalen erst recht, wenn wir diese Menschen unter dem Gesichtspunkte ihrer Zeit betrachten. Wo die Idee des Opfers ihr Auge aufschlägt, da brauchen wir eine Handlung mit diesen leise erzitternden Schalen der Schuld und Unschuld. Gewiß die „reine Unschuld" wird auch geopfert; diese Grausamkeit ist aber so sehr über dem Niveau, welches wir Leben, Handlung, Glück und Unglück nennen, daß sie uns, die wir in diesem Niveau stehen, nichts sein kann, wenn es solche Unschuld gibt; der Wassersturz hat seine Blumen, die er gelegentlich mit fortreißt, so mag die furchtbare Herrschbegier „vier Rosenknospen auf zwei Stengeln" unter den Kopfkissen zerdrücken lassen. Aber die Handlung einer Tragödie kann solches nimmer füllen. Die Verschuldung kann niemals „Opfer" bringen, und ihre vom Wirken wunden Hände und ihr Vergießen von Blut statt Schweißes sind und bleiben immer nur ein Lösen von Schuld für die Gesamtheit. Bleibt jene Mitte, die so leicht verletzt wird. Wohlgemerkt nur fruchtbar zunächst besonders für eine Tragödie der Idee des Opfers; ihre Fruchtbarkeit für die Tragödie überhaupt gehört in die Entwicklung der Idee des Tragischen dieses Dichters. Da ist es von besonderer Schönheit, daß diese Handlung sich ereignet in einer Zeit, wo jener Schwebezustand in der Luft lag.

Gewiß konnte die Handlung, an welcher durch den Widerstreit zwischen Gut und Böse die Notwendigkeit der reinen Anschauung aufgewiesen, und die Handlung, welche den Preis der Innerlichkeit sang, auch in anderen als den gegebenen Weltepochen sich ereignen — ähnlich, wenn auch nicht so scharf, lag es mit der Handlung in Judith und in Maria Magdalene — aber jene Zeitläufte waren doch für jene Handlungen und ihre Ideen die vorausbestimmten. Und so durchdringt die Handlung der Agnes Bernauer gerade die Idee, welche jene Zeitepoche ganz besonders widerspiegelt. Das Mittelalter mit seinen zahlreichen Besonderungen und Einzelwesen ist bereits in Auflösung übergegangen, sie werden vernichtet und größere Gesamtheiten bilden sich, die Anfänge der modernen Staaten. In den romanischen Ländern setzt die Bewegung kräftig ein, und in Deutschland muß ein Jahrhundert später die große religiöse Bewegung oft den Deckmantel dazu hergeben, damit die Größeren die Kleinen und Kleinsten verschlingen können. Aber nur bis zum Aufbau einzelner Staatengebilde reicht die Bewegung, das Reich wird keinen Vorteil davon haben. So „flickt und stückt Herzog Ernst auch schon ein Leben lang, ob er nicht den alten Kurfürstenmantel zusammen bringt" und Rudolph von Habsburg, der „ein Sandkorn durch geschicktes Wenden und Drehen auf klebrigtem Boden zum Erdball aufgeschwemmt", stellt er den Verwüstern staatlicher Einheit unter seinen Vorgängern als Muster eines guten Hauswirtes hin. Dieser Bewegung läuft parallel eine andere, mehr innere, welche die kunstvollen Ordnungen des Mittelalters in Staat und Stadt und jeglicher Gemeinschaft, später auch der Kirche, mit ihren zahlreichen Besonderungen und hierarchischen Rangordnungen, Klassen und Kasten durchbrechen und zu Gunsten von unten her andrängender Elemente vereinfachen möchte: statt der gothischen Besonderung die freiere weite Fläche der Renaissance. Die Zünfte mußten mit in die Geschlechter und der „Pöbel mit in den Rath" aufgenommen werden. Akt I Szene 15 und einzelne Bemerkungen zeichnen und verweben die ganze Bewegung mit der Handlung. Diese Bewegungen werden durch zahlreiche Erfindungen unterstützt, es sei nur an die des Schießpulvers erinnert. Diese Bewegungen, zu denen sich noch zahlreiche andere gesellen, werden von einer allgemeinen großen rein geistigen mit veranlaßt und, oft ihnen unbewußt, durchdrungen: die Wieder-

geburt der Künste und Wissenschaften mit der Andeutung der „Rechte des Menschen“ und der „freieren Auffassung des Individuums“. Man sieht, wie denn jede geschichtliche Bewegung ein Organismus mit „zwei Seelen“ ist, sie führt das Element zu ihrer eigenen Auflösung mit sich: Gesamtheiten verlangen Opfer an Individualitäten und da ist der Keim zur schrankenlosen Entfesselung des Individuums schon vorhanden. Das Ideal würde also sein: freie Entwicklung aller Kräfte des Einzelwesens im und am Gestalten für die Gesamtheit. Diese allgemeine rein geistige Bewegung wirft zahlreiche Wellen in die Handlung unserer Tragödie. Einiger wurde schon einleitender Weise gedacht: Akt III Szene 4, 5 u. 8 und a. m., wobei der Herzog Ernst gleich als derjenige erscheint, welcher das Gute an der neuen Bewegung nimmt, die Auswüchse lästiger Besonderungen abschneidet und jene so der von einer Idee organisierten Gesamtheit (Grabmal s. Gemahlin Elisabeth) dienstbar macht. Diese Bewegung hat auch ihre Erfindung in der Buchdruckerkunst, welche sie mächtig fördert. Der Bader Caspar Bernauer studiert in Folianten, das vervollkommt seine Kunst und seine allgemeine Bildung. So ragt er über seinesgleichen hervor und erscheint nach seinem Bildungsstande dem Bürgermeister und den Geschlechtern mindestens als Ebenbürtiger und weist den Angriff des Grafen Törring schlagend, in Erfassung des tiefen Ernstes der Lage und Umstände und doch nicht ohne Humor, immer das Zeichen höherer Bildung, zurück; ohne Kränkung, ohne beleidigende Spitze, immer nur an der Hand von Tatsachen. Ein ganz macht- und maßvolles Andringen von unten nach oben, dessen Berechtigung von dem gerechten Grafen anerkannt wird. Ein selbstbewußter Bürger, welcher vor keiner Gewalttat Furcht hat: „Auch hier stehen wir auf rother Erde, auch in Augsburg ist Westphalen“. Dabei wird er von seiner Tochter, die in Verteidigung ihrer und der Ehre ihres Standes gar nichts von der ihr sonst eigenen Schüchternheit zeigt, mutig unterstützt. Wenn die eigens für sie erzählte blutige Geschichte von dem schrecklichen Ende der schönen Susanna von Böhmen so gar keinen Eindruck macht, so ist gewiß ihre hinreißende Liebe erste Ursache; aber das Moment, „auch hier ist Westphalen“ und „auch mich hat Gott gemacht, auch aus mir kann er mehr machen“ und die Ebenbürtigkeit mit jedem „Fräulein“ spielen stark mit. Das drängt

15*

und treibt und will ein Neues werden. Aber weise beschränkt sich bei allem Tatendrang Herzog Ernst, weise zieht sich die Grenzen Kaspar Bernauer und in seine Abweisung Törrings spielen keinerlei politische und soziale Überhebungen, oder auch nur Ansprüche hinein, welche in der Hitze der Theorie gespitzt und geschärft wären. In Herzog Albrechts Zurückweisung mischt sich Kaspar gleich gar nicht, die führt Agnes allein, wieder ohne alle politischen und sozialen Anspielungen, vom rein menschlichen Standpunkte aus. Diese weise Mäßigung zeichnet sie bei allem sonstigen Schwunge durchaus aus; sie ist im Verein mit einem feinen Taktgefühl die Ursache, daß der giftigste Neid und das argwöhnisch kritische Auge gar nichts Haltbares gegen sie aufbringt, vielmehr seine Zuflucht zu der Lüge und Entstellung nehmen muß. Wundervoll nach dieser Hinsicht ihr Benehmen auf der Vohburg und nach dem Tode des kleinen kranken Prinzen Adolf. Endlich aber läßt sich Herzog Albrecht widerstandslos „aus dem Nest werfen“ und bei allem Bestehen auf seinem Standpunkte, auch politisch, ist er weit entfernt davon, eine Volksbewegung nach dem verhängnisvollen Regensburger Reichstage zu entfesseln, die „zusammengerotteten Bauern mit ihren Sensen und Pflugeisen“ gen München zu führen. Überall sehen wir ein Umbeugen der Einzelwesen zu Gunsten der Gesamtheit, eine weise Beschränkung der Besonderheit für eine Gemeinheit. Bleibt doch noch genug des Besonderen, das etwas für sich sein will und daher eine Beschneidung durch die Gesamtheit sich gefallen lassen muß. — Zunächst könnte man an sich eine Zeit, in der es treibt und gährt, nicht gerade ungünstig wähnen einer Angelegenheit des Herzens, welche „die Ordnung der Welt stört“. Eine Schönheit ersten Ranges regt sich so mächtig, die Bewegung treibt sie nach oben, sie will als ein Besonderes gelten, die Satzung der Gesamtheit soll sich ihr fügen. Ein feuriger begabter Mann von hervorragend wichtiger politischer und gesellschaftlicher Stellung regt sich in seiner Eigenart stark und will ein Besonderes sein, die Gesamtheit soll sich ihm fügen. In beiden Individuen sind es die Liebe und die Schönheit, welche treiben und einem wundervollen Schwunge, der schon vorhanden, wachsen Seele und Schwingen. Das sind echt menschlische Antriebe und Ziele. Insofern steht diese große Herzensangelegenheit im Einklang mit der großen rein geistigen Bewegung, welche man

Humanismus nannte. Lief nun alles günstig ab nach Wunsch und kamen die beiden Menschen mit den heißen Herzen auf den Thron der Wittelsbacher, so ließ sich gewiß, wie sie nun einmal waren, eine segensreiche Regierung und ein Aufblühen der Gesamtheit erwarten. Das aber setzte die Bewegung nicht bloß eines Acheron, sondern hunderter voraus und solche Umstürze des Wirklichen, daß in der Tat jener Gedanke weit weggewiesen werden muß; diese große Herzensangelegenheit bleibt eine rein private, welche mit der großen rein geistigen Bewegung nichts zu tun hat, als daß diese sie noch fördert, nicht aber sie diese. Wie denn Albrecht auch ohne Agnes (die grandiose Hindeutung in Herzog Ernsts Munde in V, 10!) groß und segensreich im Sinne des Humanismus regiert hat. Sodann fragen wir, die wir für jede echt menschliche Regung und ihre Förderung eintreten, hinsichtlich der Träger einer „hnmanen" Bewegung besorgt, wird auch die Gesamtheit aller humanen Interessen durch sie wirklich gefördert? In unserem Falle sehe ich keine Notwendigkeit ein, daß dies eben nur durch jenen Ehebund geschah. Endlich aber riefen beide und ihr Anhang dadurch, daß sie ein Besonderes auf Kosten der Gesamtheit sein wollten, die Gesamtheit gegen sich auf. Das aber lag durchaus wieder im Geiste der Zeit und jenes Weltraumes, wo die Handlung sich begibt. Denn diese Zeit und dieser Raum hatten mit so vielen politischen Aufgaben zu tun und so viele neue Gesamtheiten auf staatlichem Gebiete zu konstituieren, daß diese Besonderung eines künftigen Vertreters einer Gesamtheit recht in die Quere kam. Das konnte diese Gesamtheit nicht vertragen, dagegen mußte sie reagieren, zumal sie auch noch von anderer Seite mannigfache Behinderung erfuhr. Zieht man so recht alle von der Handlung dargebotenen Faktoren, die schwierige Lage des Landes, die raubgierigen Verwandten ringsumher, das aufblühende Städtewesen, das eine friedliche, zielbewußte, eine ruhige Zukunft verbürgende Verwaltung gebieterisch heischte, die mühsame Arbeit eines ganzen Herrscherlebens, die nun mit einem Schlage vernichtet scheint, die Bereitwilligkeit des „ordnungsliebenden Kaisers", dem alten Herzog zu helfen, und noch einige andere mehr in Betracht, so kann man sich nur wundern, daß der Vertreter der Gesamtheit so lange zögerte mit dem entscheidenden Schlage. Nichts ist gespart worden, ihn so notwendig und unvermeidlich als möglich

erscheinen zu lassen, und der Herzog fügt sich nur einem verhaßten Müssen. Dem Herzog Albrecht aber könnte aus dieser Lage der Dinge in seines Vaters Staaten schon eher eine Schuld erwachsen: der Sieger von Albing mußte wirklich wissen, was auf dem Spiele stand und welche die ungeheuren Folgen waren, die noch nicht einmal sofort in ihrer ganzen Fülle sich über ihn ergießen. Aber er war ja vom Götterstrahl der Schönheit und Liebe in einem Götteraugenblick getroffen und sein ganzes Handeln ist so wundervoll folgerichtig, daß wir ihm alles verzeihen, weil wir alles verstehen, selbst die dem Württemberger geschenkten 25 000 Gulden, eine große Summe für die damalige Zeit, welche den alten Ernst schwer ankamen zu verschmerzen. Meldet sich aber ehernen Schrittes das Schicksal, dann das echte menschliche Mitleiden, das menschlich fühlt mit den Menschen, aber keine Sentimentalitäten, „sie starben so unschuldig", „so unverdient", „der Staat schreitet ehernen Trittes über sie hinweg", „der Albrecht mußte doch auch sterben". — — Nachdem wir von der Schuld und Unschuld der ganzen Gruppe, ihrem Verhältnisse zum Schicksal, zur Zeit und zum Raum, dem Berechtigten und Unberechtigten der Individualität uns eine Anschauung gegeben, bleibt noch übrig, einen Blick auf die Katastrophe und den Ausgang der Tragödie zu werfen.

Der Dichter hat aber die Wirkung des ergreifend tragischen Ganges des Schicksals mit dem erschütternden Ausgang der schönen und rührenden Baderstochter des weiteren abzutönen gewußt. Vor allem ist es die Menschlichkeit im Charakter des Herzogs Ernst, welche jene Wirkung mildert, ja eine Rührung im höchsten künstlerischen Sinne vor dem Hereinbrechen und in Erwartung der Katastrophe hervorbringt. Dies geschieht im vierten Akt. Hier ist auch der Gleichungspunkt der Tragödie. Erst der gewissenhafte Kanzler Preising über einem geheimnisvollen Dokument mit sieben Siegeln, statt jeder Aufschrift ein Kreuz, Staub hat das Aktenstück bedeckt. Dem in Geschäften ergrauten Staatsmann graut vor dieser Arbeit. Wie er endlich im Lösen der Siegel begriffen ist, erscheint ein Bauer, welcher dem Herzog Ernst eine ungeheuer große Ähre zeigen will. Wie menschlich nahe rückt uns dieser Herzog, der will, daß mit gemeinen Leuten nicht unsanft verfahren wird. Und eine warme Anteilnahme an dem Geringsten in seinem Lande, zu groß als

daß ihn nicht auch die geringste Einbuße schwer treffen mußte. Aber diesmal kommt der gute Bauer ganz ungelegen, denn in der Münchener Hofburg haben sie heute wirklich ganz andere Sorgen, liegt doch das „kranke Kind", der kleine Prinz Adolf, auf dem seit der Vermählung Albrechts die Thronfolge steht, im Sterben, er ist bereits versehen worden. Der Diener Stachus ist ganz fest überzeugt, daß das Unglückskind sterben wird, die „Augsburger Hexe paßt schon auf." Und nun die Schleuse einmal geöffnet ist, speit der Diener Stachus in der beredten Weise solcher Leute Gift und Galle gegen die Hexe, welche schon für den Tod der Eltern des Kindes verantwortlich gemacht wird. Wir erfahren, daß das die Meinung von ganz München und dem umliegenden Land ist und daß die Geistlichkeit sie dem Scheiterhaufen überantwortet. In diesem Augenblicke läutet das Sterbeglöcklein. Nun sinkt er in die Kniee; aber kaum hat er sich erhoben, als sein Haß und Ingrimm sich von neuem gegen die Anstifterin alles Unheils kehrt. „Die fände so viele Henker, als es treue Bayern giebt" und „Nun geht's an den regierenden Herrn, gebt nur Acht!" Wieder allein öffnet der erste Ratgeber des Wittelsbachers das Aktenstück. Es ist das Todesurteil der Agnes Bernauer, geschöpft vor $2^1/_2$ Jahren von den ersten juristischen Autoritäten des Landes, gleich nach dem Regensburger Turnier. Tief erschüttert versagt ihm der Atem und er muß sich erst fassen. Dann „begreift er Alles! Dieser Tote wird wieder töten, dieser Knabe, der nicht einmal seine Nürnberger Klapperbüchse mehr schütteln kann, wird das Mädchen nachholen; Schrecklich"! Von tiefstem Mitgefühl ergriffen, bricht der Minister in die Worte aus: „Ärmste, welch' ein Schicksal ereilt Dich!" Was sonst noch dem Menschen an des Menschen Los beklagenswert, dieser Mann von schwerem harten Beruf gibt ihm Ausdruck: die beruhigende Stille einer Anzahl Jahre, nun das Plötzliche, Unerwartete des Schlages mitten in das still verschwiegene Eheglück hinein. Sonst ging dem Spruche eine Reihe Gewalttaten voraus, hier könnte stehen: „sie trug keinen Schleier und schnitt sich die Haare nicht ab." Die Art der Vollstreckung gleich vorgesehen, jede gerade recht, „durch's Beil, durch's Wasser, durch einen Schuß aus dem Busch", dann überlegt er noch einmal: „Giebt's denn gar kein anderes Mittel mehr?", welches seinem Herrn die grausame

Pflicht ersparte, durch Namensunterschrift das Urteil zu bestätigen. — Darüber kommt Herzog Ernst, ernst, nachdenklich, aufs tiefste ergriffen durch „die zwölf Stunden Todeskampf für ein so kurzes Leben“. Es entspinnt sich eine Verhandlung zwischen Fürst und Minister, welche uns erschüttert: denn Menschen sind es, welche sich ein verhaßtes Müssen selbst bereiten, und Menschen sind es, welche das Notwendige, wenn es getan wird, falsch und ungerecht beurteilen. Wo ist da ein Ausweg? Das Gespräch, meist in kurzen Sätzen, trocken, wie die Pflicht, die hier das Wort führt, und dem Charakter des Herzogs angemessen, angemessen dem Geschäftlichen, das zur Erledigung drängt. Aber welch' ein Zauber der Poesie ist über die „kalte Staatsverhandlung“ gegossen: wir sehen jede Bewegung der beiden Männer, ihre Gestalten, und fühlen das Herz schlagen, das stille zu stehen hat. Das Abgebrochene der Sätze, wenn der Pulsschlag des Herzens stockt, das dem Geschäft nicht folgen kann, unterbricht oft den Fluß der Melodie. Wie erst das Sterbeglöcklein denen im Schlosse den Eintritt der „bangen Stunde“ für das Land Bayern gekündet und, eine schauerige Weise, des Kanzlers Erwägungen begleitete und das Gespräch der beiden Männer einleitete, so übernimmt's nun „die große Glocke“, „die verkündigt's der Stadt“, dem Lande und, was jene aufdringlich rasch erzählte, tönt die in lautem Rufe „von Ort zu Ort“ und bringt's „von Haus zu Haus“, „von Mund zu Mund“. In strengem Dienste haben sich es die beiden Männer abgerungen, das Notwendige zu tun. Hier liegt ein Fall vor, nun mehr einfach, klar, gekommen wie vorgesehen: jede Stunde kostbar zum Handeln. Aber noch ein langes Gespräch. Die Rechtschaffenheit der Männer, welche das Urteil fällten, wird noch einmal erwogen, sie steht außer Zweifel, nicht minder ihre Gelehrsamkeit. Und der Herzog! Er hat es drittehalb Jahre ruhen lassen und erwogen und alle anderen Mittel erschöpft, niemand kann den sorgenden Landesvater einer Übereilung oder eines persönlichen Gelüstes zeihen. Doch fällt ihm sein Kanzler in den Arm, als er die Feder ergreifen will. Der Herzog legt die Feder wieder hin: „Ich bin kein Tyrann, und denke keiner zu werden . . . . wer das Schwert nicht braucht, wenn's Zeit ist, der ruft alle zehn Plagen Egypten's auf sein Volk herab, und die treffen dann Gerechte und Ungerechte zu-

gleich, denn unser Herrgott jätet nicht, wenn er selbst strafen muß, er mäht nur." Diese Stelle charakterisiert die eine Seite, die herbere seiner Eigenart prächtig; von der milderen haben wir ihn schon kennen gelernt. Nun beginnt in heiligem Ernst Erwägung noch einmal den langsam abgemessenen Gang, aber ihr Schritt ist schon größer; lange genug hat sie Fuß vor Fuß gestellt. Der Herzog hat sich wieder vor das Urteil gesetzt. Aber es bleibt kein anderer Ausweg: der Engel von Augsburg muß sterben, weil er — „schön und sittsam war!" Bedeutsam aber ist der Zug, und vernichtend zugleich: Menschen sind es, die zum „Unmenschlichen" zwingen. Denn das steht gar nicht in Frage, ob Herzog Ernst die Schwiegertochter anerkennt: klar genug ist seine persönliche Stellung ausgesprochen: ich handle nicht als „Ritter, der einen Flecken abwaschen" noch als „Vater, der sich rächen will." Sodann ob Agnes Herzogin wird oder nicht, mit oder ohne Kindern, die habgierige Verwandtschaft greift immer ein, und ein Teil des Volkes empfindet diesen Krieg immer als lästig, der um der verliebten Laune seines Fürsten willen geführt wird, ein anderer Teil wird sich seine Hülfe und Lasten bezahlen lassen. Selbst das Äußerste hat dieser schwergeprüfte Fürst und Vater erwogen, um dem blühenden Glücke und dieser hohen Schönheit auf Erden eine Statt zu vergönnen, eine Teilung seiner Lande unter die Landshuter und Ingolstadter Vettern mit Umgehung Albrechts; aber jeder würde sich verkürzt glauben, und der böse Krieg brauste über das Land hin. Mehr noch: Tausende kamen im Vertrauen auf die geordnete Regierung in das Land und erhoben Bayerns Märkte zu Städten, brachten seine Städte so weit empor, daß selbst die stolze Hansa mit ihnen rechnen muß, „sie würden mich und mein Andenken verfluchen!" Also grober Vertrauensbruch! Mögen auch die Motive zu diesem Verfluchen recht spießbürgerlicher und materieller Art sein, der Herzog empfindet sie als Vorwurf des Vertrauensbruches. Aber auch jetzt noch findet die Menschlichkeit des anschlägigen Preising Auswege, aber keiner erscheint fest beschreitbar. Immer hat der geduldige Mann den Ausgang Gott anheim gestellt. Nun alle, alle andern Mittel erschöpft sind, bleibt der eine Schluß: „Im Namen der Wittwen und Waisen, die der Krieg machen würde, im Namen der Städte, die er in Asche legte, der Dörfer, die er zerstörte: Agnes Bernauer, fahr' hin!" Aber auch damit

ist erst die eine Hälfte getan. Denn noch weiß niemand, wie es Herzog Albrecht aufnehmen wird. „Wird er sich empören oder rasen und Hand an sich legen?“ „Ich thu', was ich muß, der Ausgang ist Gottes. Ich setz ihn daran, wie Abraham den Isaak.“ Wie keusch und streng ist alles, wie einfach ist jede Linie dieser Szene, wie schlicht die ganze Zeichnung, knapp der Ausdruck, so, möchte man wünschen, möchten in entscheidenden Stunden immer Fürsten mit ihren Kanzlern raten und taten.

Auf diese gedämpfte hartere Molltonart die elegisch weichen Klänge zwischen den Gatten zu Straubing. Eingeleitet wird dieser Schwanengesang ihrer Liebe durch die ernste Belehrung, welche Graf Törring den optimistischeren lebensfroheren Genossen über die Lage der Dinge gibt, noch ist des „kranken Kindes“ Tod in Straubing nicht bekannt. So sind sie gerüstet, nach Ingolstadt zum Turnier zu ziehen; dort soll Albrecht von seinem Vetter Ludwig und allem was Herzog Ernst feind ist anerkannt werden. Aber wenn dies Ereignis wirklich etwas Frohes und Gutes für die Liebenden bedeutet, sie kümmern sich nicht darum. Und der Umstand, daß niemals irgend eine politische Erwägung in das lautere Wort der Gatten hineinklingt, bewahrt dem ganzen Verhältnis seine Reine und ursprüngliche Menschlichkeit, und wenn Albrecht seine junge Frau nach dem Regensburger Tag „mit Gepränge“ von der Vohburg nach Straubing führte, so hatten daran die Unsicherheit dieses Zuges und der Wunsch, sie als rechtmäßige Gattin vor dem Lande aufzuführen, gewiß mehr Anteil als politsche Ansichten; ihr aber war der ganze Lärm zuwider gewesen. Jetzt treten beide, nachdem die Genossen „den Abschied zu kürzen“ zu Pferde gestiegen, in den Burghof. Es ist gleichsam die Fortsetzung und der Schluß eines Gespräches, das im Gemache begann und bei „den Karmelitern“ seine Fortsetzung fand. Man muß leider solche Äußerlichkeiten immer wieder betonen, denn diese Liebe ist manchen zu „herb“ vorgekommen, „einige Lichtblitze abgerechnet“. Nun wir haben den ganzen Honig dieser Liebe und „der Liebe“ überhaupt zu kosten bekommen und der innige Duft des heimlichen Gemaches auf der Vohburg ist zu stark und bleibend, daß er von keinem andern irgend einer deutschen oder ausländischen Dichtung überströmt wird. Die Wahrheit ist vielmehr: Diese Liebe, wie alles bei dem deutschen Hebbel, ist viel zu innerlich, als daß sie immer und

nur in Worte ausströmen sollte, welche das Gefühl verherrlichen. Sie tut und tat es auch. Aber zu gern legt sie sich in Taten und die Erscheinungen und die Dinge dieser Welt und haucht ihnen ihren Geist ein. Vor allem: Diese Liebe ist wenn nicht dem Scheine nach so heiß dahinströmend wie Romeos und Julias, so von solcher großen gelinden Macht, daß sie wie Wurzeln Felsen eherne Bande und alte Ordnungen zu sprengen droht. Aber sie muß gleich, statt im Liede erst mal ihrer froh zu werden, Taten in und für die Wirklichkeit schmieden, und beide früh sehr ernste Naturen werden von den ganz außerordentlich schwierigen Verhältnissen und feindlichen Menschen in sich zu sehr zurückgedrängt und brauchen ihre Liebe für das Bestehen in der Wirklichkeit zu sehr als daß sie lyrisch schwelgen könnten oder dürften. Romeos und Julias Lage ist leichter oder wird erst durch Romeos Ungestüm schwierig. Der frohgemutetere Albrecht findet aber auch solche Töne. Nun konnte doch wirklich nicht in diesem Burghofe kurz vor dem Abschiede zu einem ernsten Ritte der Wonnerausch der Liebe noch einmal losbrechen. Im Frauengemach war das geschehen. Die Kapelle der Karmeliter stimmte zu ernsten Betrachtungen die ernsten Menschen in ernster Lage. Auch Albrechts Stimmung erscheint gedämpfter als zunächst die Lage vermuten läßt. Diese ernste weihevolle Stimmung zittert nach; hat sie sich als junge Frau vom Maurer und vom Zimmermann ihre Stätte bauen lassen, wo sie „den längsten Schlaf halten soll“, so ist es nicht so ganz außergewöhnlich, daß sie sich beim wegreitenden Gatten eine Ampel für den Ort des Friedens bestellt. Nur werden wir allerdings — aber das ist ja alles fein motiviert — das Grabgeläut nicht los und es ist als hörten wir die Münchener „große Glocke“ und all die anderen im Lande nach und schon anschlagen, bis sie hierher ihre Todesschauer tragen. Von der erbetenen Ampel ergießt sich's so traumig-düstern über die Liebenden und ihren Hausrat, daß uns das Herz schwillt vor Weh und Leid. Und wir zittern und schaudern für die schöne Jugend, die wir alles wissen, wie sie sich so wacker müht froh zu sein, weil es den geliebten Mann froh macht, und von dem Kleinleben des Tages erzählt, dann die Träume und ihre Gestalten, den Vater mit seinen Eigenheiten in die Wirklichkeit mischt, so daß nun er erst recht von Herzen froh wird und, falls der Vater sie nicht

besucht, in Aussicht stellt, „im Winter nach Augsburg zum Mummenschanz mit ihr zu gehen“. Da tritt Graf Törring ein und meldet, was die Glocke schon mit hohlem Ton ins Land gerufen, des Prinzen Adolf Tod. „Nun kann mein Vater mit Ehren zurück!“ Wenn irgend ein Wort, so spricht dieses Albrecht von aller Verschuldung frei. Denn nach den bitteren Erfahrungen von drei Jahren war dieses Wort nur der reinsten Naivität möglich. Graf Törring gestattet sich kein Urteil, er wird handeln. Aber sein immer dringenderes „Ich darf absatteln lassen?“ beweist, wohin sein Wunsch zielt, und was er erwartet. Da ist es Albrechts Ritterlichkeit und froher Sinn, der niemandem das Spiel verderben möchte, am wenigsten so vielen hohen Gästen, welcher ihn zum Aufbruch drängt. Ein überaus herzlicher und warmer Abschied, so innig wie er frei von jeder überflüssigen Rührung ist, in der festen Zuversicht, die Geliebte nun um so eher wiederzusehen. Sie aber scheint wirklich jetzt alle Todesahnungen abgelegt zu haben und ihren ganzen Beruf darin zu finden, in der davon eilenden Gestalt des innig geliebten Gatten aufzugehen. Als gelte es dem „im Geiste bei ihm sein“ körperliche Bestimmtheit zu verleihen, eilt sie in den Garten und hört auf jeden seiner Laute, begleitet jeden Hufschlag seines Rosses mit einem Schlage ihres reichen Herzens. Dem frommen Kinde kommt der Vater in den Sinn; dann wünscht es den Rossen Flügel, daß der Geliebte sie um so eher umfange. Da bricht sie gedankenlos eine Blume. Es tut ihr leid. Nun hört sie nichts mehr von den Rossen. Alsbald doch wieder — wahrscheinlich die sich nähernden Feinde! Dann folgt die schöne Betrachtung darüber, ob trauern um den gestorbenen Knaben oder nicht mit dem Schlusse: „traure mit den Traurenden“. Zum Schlusse die wahrhaft kindliche Anrede ihres Feindes Emeran, des Mannes, der nur die Forderung des Staates anerkennt, sonst nichts. Der ganze Monolog in seiner ursprünglichen Sprechweise, seinem unbewußten Überspringen von einem Thema zum andern, seinem unbesehenen Vermengen von Großem und Kleinem, ein anmutiges Zeugnis für das kindliche Herz der Sprecherin, ein lyrisches Gedicht, in welchem der Verfasser von Bild zu Bild tastet, ein Gefühl auszusprechen, das zu keusch ist in Worten zu glänzen, ein Volkslied mit weggelassenem Kehrreim nach jedem Bilde: „Ich aber liebe Dich von Herzen, aus ganzem Herzen und Gemüt“. Als habe

sie sich uns noch einmal mit jedem ihrer Atemzüge an das Herz legen wollen, das bin ich, euer bestes Kind, und das tut ihr mir an. Denn während sie jetzt einmal frei von Todesahnungen ist, lauert der tückische Vernichter ihrer Schönheit in nächster Nähe, nähert sich in dem Maße als sich der Beschützer entfernt in unheimlichem Flügelschwingen mit Windeseile. Als wüßte er alles, erscheint Graf Törring wieder, mit seinem standhaften „ich bleibe!“, als sei er überzeugt, heute oder nie ist der Wechsel fällig, den er vor drei Jahren in der Baderstube ausstellte. Opfer heischte die ganze Herzensangelegenheit von der ersten Stunde an, Opfer ohne Ende in ihrem Fortgange, heute wird das vornehmste und schönste Opfer ergriffen und Graf Törring darf vorangehen. Aber zunächst steigt der gute unbeholfene Geselle ihres Vaters, der in ewigem Entsagen sie geliebt und zu ihr emporgeschaut, vor ihr auf. „Wir hören nun seit Jahren so allerlei, und da wollt' ich, da sollt' ich einmal sehen —“. Die treue Seele findet die Fortsetzung nicht, die so einfach, so übervoll ist ihm das Herz. Mit ihm steht das enge Baderhaus zu Augsburg, die traute Stube, der immer treubesorgte Vater da. Der gute Alte hat sich einen Ofen gebaut, wie das Mädel fort war, und schafft und mischt in Tiegeln und in Pfannen und entdeckt allerlei Geheimnisvolles. Nun zeichnet der selbstlose Bursche das teure Bild des Gatten, dem er begegnet sein will, wie er sie lieben müsse, und jagt ihr mit seinen verwirrenden Mitteilungen den ersten Schrecken ein. Bald zerzaust eine zweite Sturmwelle ihr die Locke und schon stürzt die nächste zu dem Herzen, der Sturm schüttelt die Blume unbarmherzig hin und her, bricht trotz Mauern, Wällen, Gräben mit verheerender Gewalt herein und begräbt sie in einem herzzerreißenden Falle. Zweihundert Gewaffnete, um ein junges Weib zu fangen. Das ist alles vom Dichter meisterhaft gegeben, mit atemverhaltenen Zügen. Mit Schwertern und Lanzen zogen sie aus, die Schönheit zu vernichten. Aber der lebensfrohe und lebenskluge, immer treuverläßliche Törring darf zu ihren Füßen sterben, er nimmt seine guten Gaben und seinen feinen Humor mit in ein frühes Grab, ein erstes Opfer einer Persönlichkeit. Der wilde Pappenheim steht geblendet von der Schönheit, bis der trotzige Führer sich besinnt und die zurückweichende Waffenschaft bei ihrem Köhlerglauben packend zum Angriff hetzt. Nun fiele sofort ein zweites

Opfer: Theobald, der des Grafen Schwert „geerbt", weiß es im Angesichte der Schönheit wacker zu schwingen. Aber sie tritt voll Majestät unter die Rotte und übergibt ihren Körper. Und wie sie so ihren Jugendfreund mit ihrem schönen Körper deckt, so will sie ihren Vater vor Verzweiflung schützen. In dieser Verwirrung, diesem plötzlichen Hereinbruch und Zusammensturz denkt sie an den treuen Alten und der Gedanke wird zu einem tief ergreifenden einzig schönen Laut voll Hoffen und Vertrauen: „Dieß kann das Ende nicht sein! Theobald, kehrt noch nicht nach Augsburg zurück!" „Dieß kann das Ende nicht sein!" Nein nicht begraben! Dieß kann das Ende nicht sein! In diesem unvergleichlich schönen IV. Akt löst der Dichter die herben Dissonanzen in eine Stufenfolge elegisch klagender Töne auf, soweit die Tragik, die schroff klafft, ein dunkler Abgrund zwischen ehernen Felsen und scharf reißt die Risse in das Leben, dies gestattet; hier erscheint sie in groß geschwungenem, weicherem Faltenwurf als gerade sonst bei ihm. Lag schon in dem milden Charakter des Herzogs und dem menschlich schönen Bemühen seines Kanzlers, der auch jetzt das Hoffen noch nicht aufgibt: „Noch kann ich sie vom Tode retten und ich will's", ein versöhnendes Moment, so milderte den Stoß des „rauhen Schicksals" auch die freche Bereitwilligkeit der Menschen selbst vorwitzig und selbstsüchtig einzugreifen; nun sahen wir, es war kein blind zutalpendes Ungefähr. Dann sehen wir es hereinbrechen, wir fühlen sein Kommen, wir dürfen um dem schönen Engel sein, der sich so menschlich sorgt um sein Grab und dem Hausrat dieser Erde und uns so nahe tritt mit seinem kindlichen Lallen; gewiß, wie wir, auch wir sterben. Einzig groß der Trost: „Dieß kann das Ende nicht sein!" Groß der Trost in einem Zusammenbruch: „Noch kann ich sie vom Tode retten, und ich will's". Hoffen und Vertrauen, und ich will. Der großgeschwungene weichere Faltenwurf war dem Dichter auch möglich, und das galt's aufzuzeigen in einer Tragödie, wo rauhe Schicksalsluft die Schönheit bricht.

Dieser mildernde Stimmungshauch verbreitet sich auch in den fünften Akt. Er bleibt dem Engel im Kerker: „Herr, mein Gott, so kannst Du mich nicht verlassen". Und volles Gefühl des Drängenden und Treibenden des Augenblicks in der Bemerkung von der Entfernung beider Städte, ein kostbares

Menschenleben ruft empor in dieser rein äußerlichen Bemerkung, der äußerlichsten Wirklichkeit entnommen, voll innerlichsten Gehaltes, ich möchte mich betätigen — — „Ingolstadt ist weit“ Ah, was wollen Zeit und Raum? Alles und nichts! Kein Märtyrertum in schönen Worten, die man auswendig lernt und — vergißt und die, nicht vergessen, an der Wirklichkeit zerschellen. Aber „Ingolstadt ist weit“ wird nicht eingeprägt, es steht, einmal gehört — gesehen, für alle Augenblicke und hält in herzzerbrechenden Stunden vor. O, es gibt Stationen mit Kreuzen, an denen Inbrunst Druck der Hand und geronnene Tränentropfen ließ und „dieß kann das Ende nicht sein“, aber „Ingolstadt ist weit“ sind solche Kreuze. Sammelt Hebbelbrocken, und ihr gebt dem durstenden und hungernden Volke Speise, die ins Leben quillt. Derselbe Stimmungsduft zittert weiter, wenn die Staatskunst Schönheit und Liebe retten möchte, so auf ihre Art. Erst gibt der Mann des Staates seine Vollmacht bei dem Kinde ab, daß er es ehrlich meint, er akkreditiert sich selbst. Dann stellt er seine ehernen Anträge. Das klingt wie eherner Tritt des Staates als des Vertreters einer Gesamtheit von Menschen, wir wissen aber schon, gemeine Selbstsucht und tückische Boshaftigkeit einiger Menschen tragen ebenso sehr Scherflein dazu bei, einen milderen Ausweg unmöglich zu machen. Nun wehrt sich das Kind, spricht und tatet wie ein Mädchen aus dem Volke, so natürlich, so frei und offen, sie wurzelt ganz wieder in der Wirklichkeit, mit ihrem Setzen und Wiederaufstehen, ihrem Schwach- und Wiederstarkwerden. Ihr schöner Glaube steht noch fest. So konnte allerdings die Schönheit, auch irdisch bestimmt von menschlichen Trieben wie sie war, nicht anders sich geben, sie hatte menschliches Magdtum angenommen und ward an Geberden wie ein anderer Mensch erfunden und war doch Verkörperung einer Idee so rein, daß man vermeinte durch die äußere Struktur auf sie durchzusehen. Alle Schönheit hat wie die Poesie die unendliche Tiefe. So ist gewiß das, was Preising spricht, in seiner Art recht weise, gut und wohlgemeint, aber tut sie den Mund auf und spricht nur vom Zittern der Kniee, Trompeten, blutigen Schwertern und „Herzog Ernst ist ebenso gerecht als streng“, so spornt ein jedes ganz gespannter unsere Anteilnahme und wir ahnen zwischen allem und jedem einen viel tieferen Zusammenhang als wenn der Kanzler seine Gründe aufmarschieren läßt. Wenn er ihr in

in einem Blicke auf die Donau ihr schreckliches Schicksal zeigt, so trifft sie natürlich das furchtbar und die Reaktion ist im Gefühl und Ausdruck so rasch und unmittelbar wie sie nur bei der „reinen Natur", dem Mädchen aus dem Volke, und dem Schönen sein kann. Denn allem Schönen ist Leben so identisch mit Sein, daß es sein erstes, sein Grundprinzip ist. Zerstört irgend ein Glied, unterbindet irgend eine Ader, und ihr habt das Schöne gemordet. Die Schönheit aber muß sterben, weil „sie die Ordnung der Welt gestört, Vater und Sohn entzweit, dem Volke seinen Fürsten entfremdet, einen Zustand herbeigeführt, in dem nicht mehr nach Schuld und Unschuld, nur noch nach Ursach und Wirkung gefragt werden kann!" Wir haben diese Redeweise des Kanzlers schon richtig gestellt. Unwillkürlich denken wir bei solcher Wirkung des Schönen an ein Wort aus einem Munde, welcher nur Frieden verkündete: „Ich bin in die Welt gekommen, um sie zu entzweien". Aber Kanzler Preising täuscht sich: „Dieß kann das Ende nicht sein". Stirbt die Schönheit, so stirbt sie doch freiwillig, denn eine Wahl ist ihr gelassen, soweit sie irdisch bestimmt ist. Sie könnte sich unter einer irdischen Bedingung das „Leben" sichern, wenn sie dem entsagte, der mit ihr vermählt ist. Daß sie den tiefen reinen Blick hat, daß das nur ein Hinsiechen und kein „Leben" bedeutet, ist ihr als echter, gehaltvoller Schönheit eigen — alle Schönheit ist gehaltvoll. Agnes würde aufhören, schön zu sein, weil sie ihren Gehalt verlöre, was sich nach Jahren auch äußerlich zeigen würde, indem Gram um die getroffene Wahl frühzeitig ihre Schönheit hinwelken ließ. Vor ihrem reinen Blick hat sie gar keine Wahl. Allgemein und materiell genommen könnte sie in diesem Augenblicke sich anders entscheiden, von dem Standpunkte der Welt Kanzler Preisings aus gesehen. Sie tut es nicht. Und was „die Ordnung der Welt gestört", nimmt vielmehr ein stellvertretendes Leiden auf sich, leidet, damit die anderen Frieden haben, so viel wenigstens an ihm liegt. Die Schönheit stirbt, damit jene wirken, gestalten, schön leben können. Im Grunde genommen stirbt nur eine irdische Hülle, der schöne Gehalt lebt fort, erzeugt Personen, alle Schönheit wirkt personenbildend. Wie denn in der Tat diese Schönheit nach ihrem Tode auf viele, vor allem auf Albrecht und Herzog Ernst („Deine Wittwe" V, 10 S. 234 und der ganze Schluß) nicht zu vergessen, personenbildend und gestaltend

gewirkt hat. Dabei ist die Frage wieder nebensächlich, ob in der Schönheit objektiv die Elemente liegen, welche den Zwiespalt unter den Menschen erzeugen, oder ob dieser nur an der mangelhaften Anschauung der Menschen haftet. Jedenfalls weiß die Schönheit nicht darum, und weiß sie darum, kann sie es nicht ändern. Letzteres würde insofern eine „Schuld" einschließen, da alle Schönheit von vornherein den Anspruch erhebt, geschaut und für schön geurteilt zu werden. Das würde so ungefähr die Schuld sein, die Agnes hat, wenn sie erfährt, alle ärgern sich an mir und „allen mache ich abspenstig was ihnen gehört" und auf kein Fest mehr gehen will, auf den Wunsch des Vaters aber doch an dem Turnier teilnimmt. Das Ganze ein wundervolles Symbol von tiefem Sinn. Ob nun „Schuld und Unschuld" oder „Ursache und Wirkung" — vorausgesetzt, daß Ursache und Wirkung sich aus dem Wirken der Personen des Kunstwerkes ergeben — oder beide zusammen, für die sittigende Allgewalt der Tragödie bedeutet es höchstens den Unterschied feiner Nüancen, denn „schuldig" sind wir schon als Einzelwesen von vornherein. Die feinfühlige Persönlichkeit wird tief in das Herz schauen, wenn sie beim großen Dichter „„nur"" „Ursache und Wirkung" zunächst gesehen, während der gröberen „Schuld und Unschuld" einer anderen Art Tragödie genug tut. Daher auch die hervorragend sitttigende Wirkung der griechischen Tragödie noch nach Jahrtausenden unter ganz anderer Anschauung. Über Shakespeares „Schuld und Unschuld" dürfte noch nicht das letzte Wort geredet sein, am wenigsten wenn sie als Ausflüsse eines „geläuterten protestantischen Gewissens" gelten sollen, als Gegensatz gegen eine frühere Ansicht der Dinge und Menschen mag das gelten, erschöpft aber die Wahrheit in keiner Weise. — Agnes kann dem Gemahl nicht entsagen, ihre Liebe gibt sie nicht los, aber auch eine gleichsam rechtliche Begründung bindet sie: „unzertrennlich Eins durch Geben und Nehmen". So steht sie unerschütterlich fest da in ihrer sieghaften Schönheit und — — Pflicht. Da findet das Wort aus des Meisters Erstlingswerk „meine Schönheit sei mir meine Pflicht" eine tiefere Vollendung. Einer jener Laute folgt, wie sie nur Dichtern „von Gottes Gnaden" eigen. „Aber ich verbürge mich für ihn, daß er dem Thron entsagt . . . . . Ich hab's aus seinem eig'nen Munde, wie ein Zauberwort für die höchste Gefahr!" Naiv fügt sie noch hinzu: „Zwar glaubte

ich längst nicht mehr, daß ich's noch brauchen würde, aber diese Stunde hat's mir entrissen, und nun braucht's, wie Ihr wollt!" So gar nichts „Großes", „Heldenhaftes", „Gewaltiges" an dieser Heldin. Gelassen, fast zaghaft-schüchtern, wie ein Zugeständnis, eine Bitte kommt es heraus, und ein Condichter, welcher zu dieser Tragödie eine Ouvertüre schreiben will, muß diese „Heroine" mit Farben und Linien charakterisieren, welche eng verwandt sind denen, mit denen Beethoven in seiner Egmontouvertüre Klärchen zeichnete. Wer schiede gern von dieser schönen Erde, so lange ihm noch zu gestalten bleibt, er auch nur ein Atom von Möglichkeit erblickt, zu wirken? Nun erst diese edle Frau in der Blüte ihres Seins und an der Seite dieses Vollgehaltes von männlicher Tugend. Albrecht ist fünf Jahre älter „und hat vielleicht schon seine erste Schlacht gewonnen, bevor sie noch ihre letzte Puppe in den Winkel warf" sagte sich Preising voll Mitleid. Antigones Abschied „Und soll ich Aermste den heiligen Blick Nie wieder des goldenen Tages schaun?" strahlt aus Agnes' Lauten wider. Aber Herzog Albrecht darf gar nicht dem Throne entsagen, „er gehört seinem Volke", „er ist unzertrennlich mit der Krone verbunden wie Ihr mit der Schönheit. Euch rettet's nur, wenn Ihr Eure Ehe für eine sündliche erklärt und augenblicklich den Schleier nehmt". Grelle, scharf abreißende Akkorde als griffe das Schicksal selbst mit rauher Hand in eine Harmonie, die so zerreißt. Da schlägt das Weib sein tiefes inneres Auge auf und sagt dem Staatsmanne in seiner schlichten Weise, was Leben ist, was Tod, wie ihr Tod und Leben in dem Namen Albrecht unauslöschlich beschlossen liegen. „Reich" und „stark" fühlt sie sich in diesem Gefühl. Alsdann macht der Mann, dessen eines Auge fast schon eine Träne zerdrückt, wenn klar und starr das andere blickt, in einem Atemzuge noch zwei Versuche, sie beim Menschlichen zu packen: er zitiert den alten treuen Vater und greift ihre Liebe an, indem er sie auffordert, „einen Platz freiwillig aufzugeben, den sie doch nur gezwungen einnahm". Die Brutalität, die darin stecken könnte, wird durch den Eifer entschuldigt, mit dem er sie „retten" will. Das muß die Innerlichkeit sich gefallen lassen, daß sie immer und ewig verkannt wird, sonst wäre sie wirklich nicht so — teuer. Bezeichnenderweise übergeht sie jene Erinnerung. Der Vater ist, nun der Gatte im Vordertreffen steht, für ihre sittliche und Gedanken-

welt abgetan, er kann nichts ändern an der Lage. Dagegen fordert diese Unterstellung Preisings ihre ganze Kraft heraus. Sie stimmt ein Lied zum Preis ihrer Liebe an, so volkstümlich einfach, so siegessicher. Auch das fehlt nicht: mein Herzblatt ist nicht schuldig, ich war früher schuldig als er. Was sie nun von den köstlichen Worten ab: „Nie zwar hätt' ich's verrathen" über ihre Liebe erzählt, ist so süß, so lieblich, wie leises verschämtes Blätterregen der Knospe, wenn der Strahl der Sonne am frühen Morgen küßt. Als habe es erst des Unglücks bedurft, damit sie in dem Reichtum ihrer Liebe schwelge. Diese Liebe war ihre Welt, durch diese Liebe sah sie die Welt, diese Liebe führte sie durch alle Irrungen und Wirrungen. Wie echt weiblich nun wieder die Anrede an den Oberrichter Emeran Nusberger zu Kalmberg. Ich habe Dir Gutes getan, jetzt müßte sich in Deiner Brust etwas für mich regen. Und noch einmal eine letzte kindliche Bitte. Sie ist so jung, so schön und hofft auf den geliebten Gatten in diesem bangen Augenblick — er kann, er muß ja jeden Augenblick kommen, dies einzig schöne Leben an seiner Seite und für ihn kann noch nicht beschlossen sein. Wer hoffte nicht bis zum letzten Hauch, wer noch so lieblich frisch, so schön, so rein, so glücklich in seiner Liebe, in sich und einem andern die Welt, die Welt in seiner Liebe fand, die Welt in seinem reinen Streben fand. Aber sie wissen, daß sie erst zur Nacht gebeichtet hat. Auch diese Bitte wird ihr abgeschlagen. „Aber willigt ein und —" „Hebe Dich von mir, Versucher!" Nun treten die Häscher heran. Aber den weist sie zurück. Schönheit, Liebe, Freiheit sind unzertrennlich und in freier Majestät schreitet sie zur Tür. Noch einmal übermannt sie der Gedanke an den Geliebten: „Albrecht, Albrecht, was wirst Du empfinden!" Gleich greift der Kanzler diesen Laut, diese Regung auf, um noch einmal zur Umkehr zu mahnen. „Rein war mein erster Hauch, rein soll auch mein letzter sein. Thut mir, wie Ihr müßt und dürft, ich will's leiden! Bald weiß ich, ob's mit Recht geschah!" Dieses ihr letztes Wort an die Welt, die sie zu verlassen geht. Noch wenige Augenblicke, und eine rauhe Männerhand stürzt sie von der Brücke in die Donau, und wenn ihr schöner Kopf emportaucht, wird ein Knecht seine Lanzenspitze in ihr reiches Haar verwickeln, bis sie nie wieder auftaucht. Die Form wird gründlich zerschlagen, aber

der einzig hohe Gehalt bleibt und, wie wir sahen, wirkt fort personenbildend, verjüngend und gestaltend. Überblicken wir noch einmal in einem Augenblick das Ganze, so kommt, schaut man nicht tiefer, der Tod von dem Staate so, wie den Adonis, den Achilles in der Blüte ihrer Schönheit, ihrer Kraft die neidische Gottheit packt und zermalmt. Aber selbst in dieser Form dämmerte schon den Alten etwas wie eine Schuld auf: der Übermut, den ein Übermaß von Schönheit, Kraft, Reichtum, Glück erzeugt, kann jeden Augenblick ausbrechen, dann fährt die Gottheit strafend dazwischen. Aber jedenfalls, wer mit solchen äußeren Gütern übermäßig gesegnet ist, bleibt einer Welt verfallen und verschuldet, wo nicht die sittliche Zurechnung herrscht, sondern ein blindes Ungefähr. Schließlich ist ja der Tod kein Übel. Heute trifft den eine Lanzenspitze, die einem Eber zugedacht war, morgen endet einer auf dem Scheiterhaufen, der immer Glück hatte, ein andermal trifft einen ein Pfeil, der einem andern galt. Und keiner hatte Schuld! Man sieht aber nach allen Betrachtungen, wie scharf Agnes Bernauers Schicksal sich von jenen Schicksalsgängen des Altertums scheidet, indem dem „Engel von Augsburg" doch eine gewisse Schuld, in dem Sinne einer Verschuldung vielleicht sogar, zugerechnet werden darf. Und ihr Tod war kein von ungefähr über sie gekommener, er war in letzter Instanz ein gewollter. Auf jeder der schrecklichen Stationen kam es ihr schwer an, von dem Leben zu scheiden, und jedesmal stieß sie die Hand zurück. Und auf der letzten, schrecklichsten Station konnte sie aus sich den Sprung in die Fluten nicht tun, ihre Schönheit schauderte vor dem Häßlichen zurück, und keiner fand sich, der das Henkeramt übernehmen wollte. Emeran Nusberger zu Kalmperg mußte einem seiner Hörigen die Freiheit für den Schergendienst versprechen, fast hätte das Volk ihn aus Wut zertreten. So viel, und das gerade in dieser Tragödie voll antiker Einfachheit der Sprache, der Handlung und Komposition, des ehernen Schicksalsganges bleibt, es bleibt ihr Tod ein Opfer.

Ein Opfer, herzbrechend und den Rest eines gut verbrachten Lebens wegzehrend, brachte der Vater Caspar Bernauer, indem er halb gegen seine Überzeugung und doch dann gern segnend sein einziges Kind hingab dem fremden Manne, dem Herzog. Da mußte wohl durch das Schwergewicht der Tatsachen

und Umstände eine gewisse Entfremdung zwischen ihm und seinem einzigen Gut eintreten, wie er denn bereits nach drei Jahren nicht selbst nachsehen will, wie es steht. Also Opfer der Überzeugung und des Kindes in diesen alten Tagen bei fest geronnener Ansicht der Dinge — und nun dieser schreckliche Tod. „Vater, Vater, was wirst Du empfinden!“ So hat seine Tochter zwar nicht gesprochen, in diesem Verlaufe der Tragödie konnte sie nur an Albrecht denken, aber ihr köstliches tief empfundenes „Theobald, kehrt noch nicht nach Augsburg zurück. Dieses kann das Ende nicht sein!“ sagt uns aus dem Munde der Tochter mehr als ein langer Monolog des Alten, was er empfindet bei den Nachrichten. Opfer, die kleinen Opfer, welche jeden Tag am Herzen zehren und schließlich ein Linschen um ein Linschen mit fortnehmen, bringt der gute Theobald. In seiner zufriedenen Bescheidung findet er ein Gegenmittel, das für ein Weilchen vorhält. Aber seine Liebe ist nicht weniger heiß als Albrechts: das merken wir sofort an der Nachhaltigkeit, mit welcher er mit dem Strauße operiert, an dem Hohne, mit welchem er den alten „Gecken“ Knippeldollinger überschüttet, an der Energie, mit welcher er nachläuft, und an der Treue, mit welcher er bei der längst verlorenen Jugendfreundin aushält. Welche Herzenserschütterung mußte ihm ihre Absage bereiten, die er noch dazu in sein Ohr hören muß. Welch' ein Opfer! Er lebt weiter, vielleicht nur um ihretwegen. Dann pilgert er von Augsburg nach München, um nach ihr zu sehen. Sie haben so mancherlei gehört. Die Gottheit ist manchmal gnädig: er darf den Engel sehen und — sterben. Aber wie schmerzensvoll die Entsagung und welche Saite in diesem Herzen gesprungen war, erfahren wir aus dem Paroxysmus, in dem er sich erst auf Albrecht, dann irgend eine Schar stürzt und stirbt. — Auch die Frauenhoven und Wernberg, die von altadeligen Geschlechtern stammen, ihre festgewurzelten Überzeugungen hatten, junge wohlgemute treffliche Sprößlinge, opferten der Göttin der Liebe, indem sie unter gänzlich veränderten Umständen ihrem Herrn treu blieben: von vorn herein jene Überzeugungen auf politischem und gesellschaftlichem Gebiete, wahrscheinlich wertvolle Verbindungen mit Verwandten und Freunden, die Aussicht, dem Vaterlande zu dienen und in diesem Dienste vorwärts zu kommen, endlich brechen sie dem Herrn zu liebe alle Brücken ab und nehmen Kirchenbann und

Reichsacht auf sich. Allem aber voran Graf Törring, der begabte tüchtige Sproß aus altem Geschlechte, den nicht so leicht die jugendliche Frohnatur über die eine oder andere ernste Stunde hinweghalf, der „immer zu schwarz sah“, wahrscheinlich mit klarem staatsmännischen Blick genau das Ende sah, daher auch wußte, was er tat, als er sich Agnes gelobte. Er ist ihr mit seiner „Schwarzseherei“ und seinem Todesahnen wahlverwandt und fällt fechtend zu ihren Füßen, noch im Scheiden von der bitteren Ahnung erfaßt, daß es ihr nichts hilft. Er opfert alles das, was seine Genossen opferten in der höheren Potenz und sich dazu. — Was nun aber der alte vielerfahrene Kanzler opfert von altem wohlerworbenen Besitz, das ahnen wir aus seinen Unterredungen mit seinem Herrn, mit sich selbst und Agnes. Er würde viel daran setzen, könnte er sie retten. An allem, was der Katastrophe an milderen und sie vermeidenden Maßregeln vorhergeht, hat er lebhaftesten Anteil, ja Urheberschaft, und jede Maßregel kostet ihm ein Stück staatsmännische Überzeugung und gutes altbayrisches Herz, für das die Thronfolgerschaft Albrechts von vornherein unumstößliches Axiom sein mußte. Selbst da, wo sie nun unumstößliche Notwendigkeit war, sucht er noch den Tod des jungen Weibes zu vermeiden; lieber setzt er seine staatsmännische Reputation bei seinem Herrn daran. Aber es hilft ihm nichts, ihm ist die Gottheit nicht so gnädig wie Törring und Theobald: was er verhindern wollte, dazu muß er doch die Hand bieten. Das ist das unerhörteste Opfer, welches er an der Seite seines Herrn bringt, bei diesem Schnitte rieselt sein eigenes Herzblut. Wir sind Zeuge gewesen bald von dem heiligen Ernst, bald von der Klugheit, mit der er in den Mitteln wechselte, immer von der Eindringlichkeit und Hingabe eigensten Persönlichen, mit welcher er das Kind zu bestimmen suchte — alles umsonst. Nachdem er sein „die Ordnung der Welt gestört“ umsonst gebraucht, liegt in seinem weiteren Vorgehen und namentlich in den zwei letzten Eingriffen nach Emerans Erscheinen etwas geradezu Beängstigendes; als fürchte er, das ungeheure Opfer könne bei aller zwingenden Notwendigkeit doch über den Staat kommen. Wo ginge auch jemals die Rechnung ganz rein auf? Alle diese Individualitäten werden gerade da gefaßt, wo es am wehesten tut, jeder in seiner Weise. So ist es recht; das sind die Opfer, welche Gott wohl gefallen. Sie verbürgen

auch, soweit der Körper nicht bis zur Vernichtung mit eingeschossen wurde, eine möglichst reiche Entwickelung des Einzelwesens an der Gesamtheit. Die Bernauer, Wernberg und Frauenhoven werden das so gut erfahren, wie es gleich vor unseren Augen diejenigen erfahren, welche die furchtbarsten Opfer bringen, die beiden Wittelsbacher.

Hinter ihnen allen aber steht eine Macht, die, wie es nun fällt, wohltätig wirkt oder furchtbar sich entfaltet, der Vertreter der Gesamtheit, der Staat. Wenn wir es auch zur Genüge zu erfahren bekommen, daß auch hier die Menschen mit ihren niedrigen Instinkten eine friedliche Versöhnung verhinderten, so daß für die nächste Wirkung wenigstens das „abstrakte Ungeheuer" nicht allein verantwortlich gemacht werden kann, so bleibt doch die letzte und entscheidende Wirkung natürlich auf dem Staate als dem Vertreter der Gesamtheit sitzen. Ihm beugen sich alle Einzelwesen und Besonderungen, ihm bringen sie zuletzt ihre Opfer dar. Das hat nun wieder einmal nicht gefallen, daß frisches fröliches Leben, „Naturtrieb" dem „abstrakten Ungeheuer" geopfert werde. Wer aber dem Gange der Tragödie aufmerksam bis in die Schlußszene gefolgt ist, hat eine Anschauung von diesem machtvollen Lebenswert erhalten. Das ist ein lebendiger Organismus mit lebendigen Gliedern, die ihn brauchen, die er braucht, sei es nun wenn der Herr Bürgermeister von Augsburg sich über die Zulassung des Pöbels in den Rat durch den Kaiser beklagt, die Vermischung der „Geschlechter" bedauert durch die Aufnahme der Innungen, sei es wenn Herzog Ernst das Ganze anschaut und alle Glieder als ein Ganzes feiert und mit den Ahnen Abrechnung hält, als seien sie die ersten Diener an diesem Ganzen, Diener einer großen Sache, Träger, Pächter eines Wertes, durch den erst sie nur etwas sind. Er geht streng mit ihnen ins Gericht. Dieser Wert ist ein ganz bedeutender, dieser Organismus der Brennpunkt alles Lebens der Einzelnen, so wie er damals aufstrebt, erst recht. Wäre das nicht, dann kämen die Gewerkschaften nicht von fern her gerade in diesen Staat gezogen; vor allem müheten sich nicht zwei Männer, welche wir nach allem, was wir von ihnen hören und sehen, zu den besten ihrer Zeit rechnen müssen, mit ihren besten Kräften für diese Gesamtheit von Lebensgemeinschaften und -zwecken ab; endlich würden gerade sie nimmermehr einem abstrakten Begriff

solche Opfer geschlachtet haben, würde nimmermehr Albrecht das Riesenopfer bringen, und ein Popanz würde nimmermehr alsbald seine sittlichen und geistigen Kräfte in dem hohen Maße zu gesegneter Arbeit in Anspruch nehmen als es geschieht. Diese wenigen Momente, welche sich aus der Dichtung selbst noch um eine ganze Anzahl vermehren ließen — das schlechteste würde nicht sein die hohe Einschätzung des Staates in den Gesprächen der Genossen Albrechts —, beweisen die Wichtigkeit, um nicht zu sagen Unantastbarkeit des Wertes. Bei diesem Werte kommt es gar nicht auf die materielle Masse an, sondern einzig auf seine Beschaffenheit, wenn es sich um eine Würdigung seines geistig-sittlichen Gehaltes handelt. Ob hinter diesem hohen Lebenswerte ein großes Weltreich oder ein kleines Fürstentum steht, ist für jene Würdigung ganz gleich. Abfällige Bemerkungen nach dieser Seite sind ebenso zahlreich gerade bei uns in Deutschland als oberflächlich, sind aber aus früheren, natürlich historisch erwachsenen, nichtsdestoweniger selbst verschuldeten Verhältnissen wenigstens teilweise zu erklären, behalten aber erst recht das ihnen anhaftende Törichte, wenn sie in einer ästhetisch sein sollenden Wertung einer Tragödie auftreten. Bei der verbohrten Reaktionsperiode der fünfziger Jahre mit ihrem seichten Liberalismus und allüberall, wo man noch nach solchen Schemen urteilt, konnte und kann man diese Seite der Hebbelschen Dichtung nicht gerecht würdigen. Wo man aber richtigere Anschauungen vom Staat und seinem Werte hat, ihn, wozu natürlich die Kunst der Regierenden in erster Linie mit helfen muß, als lebenspendenden Wert verehren gelernt, wird man den in der Tragödie dargestellten Konflikt zwischen Individuum und Staat als einen für alle Zeiten ebenso fruchtbaren als in der Natur der Dinge liegenden und gleichwohl tief erschütternden ausfühlen und den ihm in dieser Dichtung gegebenen Ausgang als einen notwendigen empfinden. Denn dieser Staat liegt überall, wo sich ähnliches begibt, und überall wird dieselbe Reichsfahne entfaltet, die Herzog Ernst aufrollt, wo es gilt, die Eingesessenen an ihre Pflichten gegen die durch den Staat dargestellte Gesamtheit zu mahnen. Genau so wie der pflichtstrenge Wittelsbacher zu seinem Sohne spricht, wird überall gesprochen werden, wo es gilt jenes Zeichen als ehernen Felsen aufzurichten, um das doch zuletzt Parteihader, Interessengegensätze, Feindschaft aus jeder unbegreiflichen und jeder be-

greiflichsten, daher verzeihlichen, Selbstsucht sich friedlich die Waffen im Arm zu seiner Verteidigung lagern. Je mehr wir aber das Staatliche pflegen mit dem großen Gemüte, das z. B. den Römern eigen in ihren besten Perioden, um so eher werden wir eine Ansicht als veraltet aufgeben, als gehöre der „immer abstrakte Staat mit seinem kalten Apparat" nicht auf die Bühne; ja wir werden in unserer „verbohrten Geschichte" vielleicht noch manchen Stoff neu entdecken, an dem wir bisher achtlos vorbeigingen. Praktisch tüchtiger geworden, werden wir auch in den staatlichen Angelegenheiten oft im Kleinen ein bedeutungsvolles Zeichen erblicken. Der Dichter aber hat zu einem meisterhaften Ausdruck gebracht: nur der Staat ist ein hervorragender Lebenswert für die Gesamtheit, welcher ihr und ihren einzelnen Gliedern Hervorragendes leistet, nur die Regierenden haben in seinem Namen Opfer zu verlangen, welche selbst die stärksten Opfer darbringen und ihre Laune und jede Neigung unbedingt dem Wohle der Gesamtheit beugen, endlich haben die Individuen gerade solche Opfer zu bringen, welche die Eigenart stark angreifen, also „wehe tun", jedoch sie nicht tödlich verletzen, das verbürgt Entwicklung des Individuums an der und für die Gesamtheit. Wie es mit einem Staate, der weniger leistungsfähig als der „kleine" Staat der Wittelsbacher, unter Regierenden, welche ein rasch wechselndes Belieben als höchstes Gesetz ausgeben, zu halten sei, darüber hat der Dichter nichts gesagt, hatte er und haben wir also keinen Beruf, etwas zu sagen. Nur von den Schönheiten nach dieser Richtung, welche wir übergehen müssen, sei wenigstens des Gegensatzes der Gesinnung gedacht, in welcher geopfert wird: der verbissene, mit Hohn auf seinen „Gegner" gewürzte Ingrimm des Oberhauptes der freien Reichs-Stadt Augsburg und die würdige und nach dem Sichabringen freie und gestaltende Er- und Hingebung des Herzogs und später des Sohnes. Über diese beiden muß noch ein Wort werden, womit sich eine Würdigung des Ausganges der Tragödie zu verbinden hat.

Wir finden Herzog Ernst jetzt im Felde, die Pflichten eines Feldherren ausübend und seine Heerhaufen auf alle Fälle ordnend, falls „es etwas gibt". Darüber aber wird der Landesvater nicht vergessen. Angesichts einer drohenden Gefahr, einer Benachrichtigung von größter Wichtigkeit über Agnes Bernauer Schicksal, woran

sich schließlich eine Kunde von der entsetzlichen Wirkung dieses Schicksals auf den Sohn reiht, findet der unermüdliche Fürst noch Zeit, an das Wohlergehen seiner Bauern in vertraulichster Weise zu denken. Nun kommt endlich der Kanzler Preising. Still gelassen hört er dessen Bericht an. Er mit seinem Kanzler sind heute wenn irgend jemand im Baierland diejenigen, welche ihre Hände in Unschuld waschen können, und der Herzog darf sagen: „Das große Rad ging über sie hinweg“, er darf es dem „ehernen Gang des Schicksals“ aufbürden, wir haben ihn bei der Arbeit gesehen, dem Rade in die Speichen zu fallen. Die lieben Verwandten und was sonst noch auf eine „Irrung“ spekulierte, werden allerdings ihm Mord und einiges andere mehr nachsagen, das aber ficht ihn nicht an. Er, der alle möglichen Fälle wieder und wieder erwogen, um ihren Tod zu vermeiden, ihr das herzlichste Mitgefühl schenkte, hält sich bei der Toten auch gar nicht weiter auf, der Sohn heischt seine Überlegung. Aber Preisings weiteren Bericht unterbricht er mit einem „Armer, alter Mann“, und er erinnert sich, daß vielleicht schon in diesem Augenblicke sein und des alten Bernauer Los gleich sind. Doch er ist auf alle Möglichkeiten gefaßt, und der kluge Rechner und Realpolitiker schlägt in der Mutmaßung durch, daß „rote Lippen und frische Wangen nun nicht mehr an die Eitelkeiten der Welt, nur noch gebrochene Augen an die letzten Dinge mahnen“, also Albrecht sich in die seiner harrenden Berufspflichten zurückfinden werde. Und auch darin erweist er sich als feiner Psychologe, daß ihm die brennenden Dörfer anzeigen, „so hat die Wut den Schmerz besiegt! Nun wird noch Alles gut!“ ..... Und auf Preisings Einwurf antwortet der Herzog schlagfertig: „Ei, jetzt ist's ein Tag! Was in dem zerstört wird, bau ich schon wieder auf!“ Im übrigen hat er klug vorbauend schon seine Maßregeln getroffen, einem etwa erfolgreichen Vordringen des Sohnes die Spitze abzubrechen. Er weiß aber auch, daß in den Konflikten der Seele jede Überwindung des Gegners auch innerlich geschehen muß, sodann fühlt er, mag er noch so sehr im Rechte stehen und mag in diesem Falle ordnungsgemäß das positive Recht zurückgetreten sein, weil das Fundament erschüttert war, auf dem es selbst beruht, es muß auch hier die Verletzung und der auf ihr beruhende Erfolg mit der Macht selbst bezahlt werden. Und darnach gedenkt er zu handeln, mehr konnte er nicht tun; „der

Ausgang ist Gottes". „Preising, Ihr werdet heut' noch überrascht!" Was aber hat der Mann die drei schweren Jahre gelitten und geopfert! Welchen grausamen Verdächtigungen von seinen Feinden und „Vettern" war er ausgesetzt, und noch dazu die Not mit dem eigenen Sohne, welche jeden Streit vervielfältigt! Alle Opfer wurden gebracht, damit der Bau, an welchem er mit soviel Kunst als Fleiß sein Leben lang gezimmert, nicht einen vernichtenden Stoß erhalte, zu dem er nichts beigetragen, ja Opfer gebracht, damit die Anstifterin des Stoßes möglichst straflos sich ihres Glückes erfreue. Und alles vergeblich. Mit Knirschen würgte er es hinunter, daß ihm das Letzte nicht erspart blieb. Und was er getragen, gelitten und geopfert, alles nur, um in jene arge Stunde zu kommen, in welcher „ihm zum ersten Male die Zeit lang wird", und diese bitterböse Stunde, wo er in die Hände klatscht dazu, daß der künftige Herzog von Bayern sein eigenes Land brandschatzt. Was mag nur der Mann empfunden haben!? Vielleicht ein kräftiges Lebenswerk vernichtet. Dazu von einem Weibe vernichtet, welches wie kaum ein zweites geschaffen war, vermöge hervorragender Eigenschaften des Herzens und Charakters an seinem Werke mit zu bauen. Das alles und noch vieles andere mehr greift bis auf die Wurzel. — Nur Albrecht hat bis jetzt seinem Egoismus geopfert. Was er auch bis heute gewiß unter schweren Kämpfen und Leiden aufgegeben, immer hat er es seiner Neigung gebracht, und auch da, wo er sich in Bedingungen gefügt, die ihm der Vertreter der Gesamtheit auferlegt, war es seine Herzensangelegenheit, welcher er „opferte". Opfer, und war auch die Thronentsagung unter ihnen, welche nur dem Worte nach solche waren, denn die brachen seiner Eigenart wahrhaftig sehr wenig oder gar nichts ab. Dazu half ihm eine glückliche Neigung, immer in allem etwas Gutes zu finden und unter keinen Umständen „die Hoffnung sinken zu lassen", über manche böse Stunde hinweg. Hatte er es doch einmal ausgesprochen, wenn nur der Vater seine Festigkeit sähe, gebe er schließlich nach; und das andere! „nun kann mein Vater mit Ehren zurück!" Als ob der Vater so weit gegangen wäre, wenn nicht die unbewegliche Masse der Menschen und Dinge, in einem Knäuel verstrickt, ihn gezwungen hätte. Heute kommt die Reihe auch an ihn. Wie ein Hagelwetter mit Blitz und Donner und Feuerbrand fährt er über die eigenen

Landsleute daher. „Agnes Bernauer" bei jedem Schlag und jeden Stoß im Namen „Agnes Bernauer". Wer auch nur verdächtig ist, zu einem Wort gegen sein höchstes Lebensgut Atem geschöpft zu haben, fällt, und wie gemäht liegen bereits Bayerns edle Geschlechter, die Haideck, die Pienzenau, die Seyboltstorff, und jetzt stürzt Pappenheim; das ist nichts, möchte er doch sechsmal wieder aufstehen, damit er ihn sechsmal niederhauen könnte. Sie sollen nicht vor ihm fliehen, liegen sollen sie vor ihm. Vor allem noch „den Richter", aber ja ihn fangen. „In dessen Blut will ich mir den letzten Rausch trinken". Jetzt bringen sie mehr als den Nusperger zu Kalmperg. Vor seinen durch seine Kampfeswut angefeuerten Scharen hielt nichts stand, Sieg auf der ganzen Linie. Herzog Ernst, an seiner Seite sein treuer Preising, weicht und wankt nicht, wird von seinen Soldaten überrannt und gefangen genommen. Da bringen sie nun den obersten Richter. Was aber der furchtbare Krieg verwüstet in kurzem, das sehen wir jetzt. Die fliehenden Bauern und die verbrannten Hütten und Dörfer sind wenig gegen das, was folgt. Die Frauenhoven und Wernberg, fortgerissen von ihrer Krieges- und Siegesbegierde, setzen alsbald alle Achtung beiseite und wollen dem Herzog mindestens „erst Urfehde schwören und sich die Köpfe sichern lassen", ehe sie ihn freigeben, wie es ihnen Albrecht auch nachdrücklichst befiehlt. So hat ihn sein rascher Siegeszug in einem unaufhaltsamen Vordringen vor den geführt, der den Staatsgedanken verkörpert und nach dem Rechte des Krieges nun ihm sein Schwert ausliefern muß. Er begehrt es nicht. Als er aber den Kanzler bemerkt, packt ihn sein furchtbarer Schmerz und Ingrimm und er dringt auf Preising ein. Den rettet nur sein Herr, welcher alles Geschehene mit seiner Persönlichkeit deckt. Das, was nun folgt, ist nicht so sehr bloß ein Duell zwischen Vater und Sohn, sondern eine Entfaltung des Gedankens der Gesamtheit einem Einzelnen gegenüber. Von der furchtbaren Verzweiflung über den unermeßlich schmerzlichen Verlust gejagt, bei dem unerhörten Opfer im Herzen zerrissen und in allen seinen Kräften des Gemütes aufgewühlt, hat er das Schwert auf seinen Vater gezückt, in dem er den Staatsgedanken durchbohrte. Dann mußte er unstet und flüchtig werden, und Bayern ward von seinen Nachbarn zerfleischt. Das war das Äußerste, was diese Individualität noch tun konnte, wie wir sie bisher aus ihren Taten kennen. Den Vatermord

aber auszuführen, den Staatsgedanken auszutreten, dazu reichte diese Mischung der Kräfte nicht aus. Es war der Gipfelpunkt der Wut und Raserei, welche dieser Schmerz erzeugte, aber dieser gab an jene seine Töchter auch viel von seiner Kraft ab. Es wäre geradezu unnatürlich, wenn, da der Mord am Vater nicht sofort ausgeführt wurde, nicht ein Rückschlag einträte. Wie einseitig waren diejenigen beraten, welche von den „guten erzieherischen Absichten des Vaters mit seinem Sohne" redeten, wie wenig hatten sie den tiefen Sinn der Szene erfaßt. Natürlich bekommt die Szene das Gepräge von der Autorität, welche in der väterlichen Gewalt liegt. Denn der Handel steht zwischen Vater und Sohn; aber jeder einzelne hängt auch in erster Linie durch Vater und Mutter, Haus und Herd mit der Gesamtheit zusammen. So ist von vornherein der Vater allerdings (natürlich konnte es in einer anderen Handlung auch ein Freund sein) die gegebene Größe, über die „Pflichten" gegen die Gesamtheit und über „göttliche und menschliche Ordnung" zu „unterrichten". Daß er nun selbst Vertreter der Gesamtheit ist, verleiht seinem Worte noch ganz besonderen Nachdruck und erweitert den engeren Kreis zum weiteren und weitesten. Daß Albrecht zunächst nur zuhört, ist eine erste gewonnene Stufe. Wie die Frauenhoven und Wernberg seinem Vater taten, mußte, wenn auch zunächst leise und unbewußt sich in sein Gemüt einschleichen, der vorgeführte Herrscher machte auf alle Fälle einen tieferen Eindruck als der freigelassene. Wie schon in seiner Maßlosigkeit überhaupt, so liegt in diesem schönen Zuge der Dichtung eine weitere Garantie, daß sich Herzog Albrecht noch wieder finden wird. Das erste, was der Vertreter der Gesamtheit gegen ihn geltend macht, ist die Pflicht. Sehr richtig; denn mit ihr wendet er sich an das Einzelwesen, sie zu erfüllen kostet ihm Arbeit, Überwindung, ja Aufopferung von Leben. Die rasche Entgegnung Albrechts ist dem Augenblick entlehnt und stützt sich auf den äußeren Erfolg; der aber ist vergänglich. In dieser Erfüllung schwerster Pflicht, mit Abbrechen eines Stückes Eigenart, ja eines Stückes Leben ging der Vertreter der Gesamtheit dem einzelnen voran. Es ist besser, ihm zu folgen als die Haufen seiner Feinde zu vermehren. Denn in diesem Opfer eines Stückes Individualität liegt gerade die Gewähr für das Gestalten am Baue der Gesamtheit. Albrecht kann dem nichts als die Schauer einer wahren und tiefen, an sich be-

rechtigten, Leidenschaft entgegensetzen und die Feier dessen, was ihm höchstes Gut war, an sich zunächst das Leben der Gesamtheit nicht förderte. Dem gegenüber führt Herzog Ernst, was hinter jener Gesamtheit steht, ins Feld, „göttliche und menschliche Ordnung“. Auch in dieser verzweiflungsvollen Lage bekennt sich ihr Vertreter dazu, „gesetzt zu sein, sie aufrecht zu erhalten, und darf nicht fragen, was es mich kostet!“ Die Ironisierung dieser Ordnung vom Standpunkte der Eigenwilligkeit des Individuums aus hält dagegen nicht stand, und einseitig aber gewiß verständlich ist die Beziehung der göttlichen Ordnung auf die Köstlichkeit der Schönheit und deren „Erhöhung“. Die Erinnerung an die menschliche Ordnung aber entflammt Albrechts ganzen Haß und sein Rachegefühl noch einmal und fortstürmen will er von neuem zu Taten der Zerstörung. Die in jeder Besonderung liegende Kraft regt sich und widerstrebt der Gesamtheit. Da beugt der starke Stamm des Ganzen die Eigenwilligkeit des Gliedes noch einmal unter seine Herrschaft: im Namen gerade der Agnes mahnt er den Sohn zur Umkehr. Die Verwüstungen seiner Rache werden sie nicht wieder lebendig machen, wohl aber die heftigsten Verwünschungen und furchtbarste Flüche gegen sie auf die Lippen aller seiner Landsleute rufen, die sie sonst beweint hätten. Herzog Albrecht senkt sein Schwert. Die Eigenart scheint für einen Augenblick durch ihr eigenes Lebensgesetz überwunden.

Wenn jetzt die Zeichen einer noch umfassenderen Gesamtheit aufgepflanzt werden, der große Kreis nur als ein Kreis in zwei noch größeren erscheint, wenn jetzt Reich und Kirche auf dem Kampfplatze erscheinen, so liegt das in der folgerichtigen Durchführung der Idee des Opfers, der Idee des Konfliktes zwischen Individuen und Staat bez. Gesamtheit begründet. Über jener Gesamtheit steht eine höhere, welcher sie zu opfern hat, und die letztere, das Reich, läßt den Blick auf die europäische Staatenfamilie und die Solidarität ihrer Interessen und den Weltorganismus und seine Gesetze schweifen. Es ist also durchaus nicht angebracht zu meinen, der Dichter habe nur das Reich zitiert, weil der Staat Bayern zu klein und der Konflikt „daher“ (!) „zu uninteressant“ gewesen wäre. Das heißt doch in rohester Weise den materiellsten Stoff zum Gesetzgeber der Kunst machen und sie vergewaltigen, vergessen, daß sie jeden Stoff auf der Menschheit Höhen zu führen vermag,

kann sie ihm nur vermittelst seiner Idee eine passende Form schaffen. Auch nicht um das Mittelalter noch etwas schöner herauszuputzen, werden Reichsbanner und Kirchenbanner entfaltet, es ist stattlich genug gekleidet. Einzig die Entwickelung der Idee dem Zeitgeiste gemäß verlangte das Erscheinen von Reich und Kirche. Dabei ist es für die Geschlossenheit der Komposition allerdings eine weitere Schönheit, daß der Kernpunkt des Konfliktes, ob eine nun einmal seit Jahrtausenden, schon aus dem Altertum stammende, fast in allen Zeiten und bei allen Völkern durch geheiligte Überlieferung, Übereinkunft und festes Gesetz bestätigte Ordnung umgeworfen werden kann, jene weiteren Kreisen sehr stark angehen muß. Also nicht bloß greifen Reich und Kirche ein, weil der Sohn gegen den Vater sich empört. An der Lösung der Frage, ob gegen jene Ordnung der Kuß irgend eines Prinzen irgend eines regierenden Hauses irgend ein schönes Dornröschen zur „Tochter des Kaisers“ und als Fürstin auf einen mit allen möglichen deutschen und europäischen Thronen durch Verwandtschaft verbundenen Thron verzauberte, war in der Tat das Reich, die Kirche und die europäische Staatenfamilie interessiert. Ob hier in einem alten hochangesehenen Hause ein Beispiel gegeben werden sollte, das irgend ein anderer verliebter und schönheitstrunkener Prinz mit einer anderen Schönen nachahmte, deren Vater nun nicht zwar das Baderbecken, vielleicht aber Beil und Messer oder Ahle und Pechnapf im Wappen führte. Das alles im Sinne der „reinsten, echtesten und schönsten Menschlichkeit“, wobei denn die weiteste Gesamtheit, die Menschheit, an der Frage beteiligt war. Wenn so die Berufung von Kaiser und Papst durchaus in der Idee der Tragödie liegt, so trägt Reichsacht und Kirchenbann nicht das Mindeste zur Lösung des Konfliktes bei; dazu kämen sie etwas zu spät; sie sollen das auch nicht, und das ist eine weitere Schönheit. Die Lösnng muß rein aus dem Innern kommen. Von dem Augenblicke ab, wo Albrecht das Schwert senkt, stellt sich unsere Fantasie auch eine andere Entwicklung der Lösung mit demselben Ausgange als möglich vor. Ja fast scheint es als fachten Reichsacht und Kirchenbann den Eigenwillen der Individualität von neuem an. Erst die herrliche Deutung, welche Herzog Ernst der „Gewalt des Recht's“ gibt, hält ihn wenigstens noch auf der Stelle. Das ernste Wort des Vaters, daß es leicht ist, die Schuld

zu vergrößern und den Tod zu ertrotzen, schwer, aber noch möglich und daher notwendig „Alles wieder gut zu machen!“, damit einst „Millionen ausrufen: wir starben in Frieden, weil sich Herzog Albrecht selbst überwand“ bannt ihn des weiteren. Albrechts Hinweis, daß er die „Unschuldige“ nicht ungerächt „modern“ lassen dürfe, beantwortet der Herzog mit der Entfaltung der großen Persönlichkeit und ihres großen schweren Berufes, der alles von ihr erwartet, mit der Entrollung des Reichsbanners und seiner hohen Bedeutung. Zu einem alles in sich beschließenden und versöhnenden Tiefsinn steigert sich die Rede in dem Worte: „Wir müssen das an sich Wertlose stempeln und ihm einen Wert beilegen, ..., bis wir wieder vor dem stehen, ..., der Gute und Böse kennt, und der seine Stellvertreter am strengsten zur Rechenschaft zieht. Weh dem, der diese Übereinkunft der Völker nicht versteht, Fluch dem, der sie nicht ehrt!“ Selten hat ein Dichterlaut das Große, an dem wir alle und vorab die wahrhaft Großen hangen, so groß und einfach wiedergegeben, wie die Worte aus diesem Fürstenmund. Alles was „Verehrtes“ besteht, ist aus Übereinkunft der Menschen, unter welchem Namen auch, als Autorität in Staat, Gesellschaft, Kirche und jeder Gemeinschaft, mag sich es auch „von Gottes Gnaden“ herleiten, alle Macht und aller Glauben, was immer als „Staub über den Staub erhöht würde“, und es ist durchaus nichts, was nicht Staub war und darum wieder wird — — noch einmal: alles ist aus „Übereinkunft“ der Menschen. Daß wir etwas „heiligen“ und heilig achten, liegt von vorn herein in uns. Ebenso liegt aber in dem Worte „Übereinkunft“ die Entwicklung von vornherein, denn eine Übereinkunft hält in sich Schluß und Siegel und Auflösung des Siegels aus Übereinkunft. Alles wird, und ewig ist nur die Idee, die alles formt. Dem Menschen aber ist es gegeben, in allem Werden ein Festes wenigstens versuchen zu bilden, das auch immer wird, dessen Werden aber er sich einbilden darf in der Hand zu halten, seine Innerlichkeit, die zuletzt zur reinen Anschauung führt. Die Hauptgestalten dieser Tragödie stecken uns ein Licht davon auf; allen voran Herzog Ernst. Denn daß er als Vertreter der Gesamtheit und, was fast noch schwerer wiegt, so ganz aus seinem Charakter und Geist heraus wie wir ihn erfahren sagen darf, „wir stempeln das an sich Werthlose und legen ihm einen Werth bei“, läßt ihn an die letzten Dinge

rühren. Wenn er alles Heilige auf „Übereinkunft“ zurückführt und dies laut verkündet, dann war es dieses schwergeprüften Mannes strengster Ernst, als er in der schwersten Stunde seines Lebens sprach „nicht der Ritter will einen Flecken abwaschen, nicht der Vater sich rächen“. Dann ist es keine Redefloskel, die gewinnen, sondern heilig ernste Überzeugung, die ins Innere dringen will und muß, wenn der Herzog spricht: „Deine Wittwe!“ Denn beruht alles Heilige, wie jede Satzung und jede Ordnung, jedes Gesetz und jede Macht und Gewalt auf Übereinkunft und „wird von Menschen das Werthlose gestempelt“, dann steht auch einmal eine Zeit zu hoffen, wo eine Agnes Bernauer einen Fürstenthron besteigen wird. Bis dahin, wo die Übereinkunft auch „diesen Staub über den Staub erhöht“, ist jeder neue Versuch nichts als ein zu früher Frühlingstag, dessen Blüten ein einziger Nachtfrost knickt, und die ihn heraufführten, sind schuldig und büßen. Aber kommen wird der warme Frühling, dessen Blüten Früchte werden, auch „dieser Ordnung“ einmal: Der Gottseher, der Dichter hat es gesagt und der Mund eines tiefblickenden Fürsten verkündet es und eine tiefergreifende Handlung macht es offenbar. Aber welche Last von Verantwortung und damit Notwendigkeit reiner Anschauung ist auf unsere Schultern gewälzt! Wer möchte frohgemut eine Übereinkunft siegeln und wer säße nicht lange vor den Siegeln, die er lösen soll oder will und wischte erst eine Weile „den Staub vom Aktenstück“, ob das Siegellösen ihm erspart bleibt? Da schmilzt der starre Trotz und Herzog Albrecht beugt sich vor Kaiser und Reich. Als er aber seinem ihm mit offenen Armen entgegenschreitenden Vater das Schwert übergeben will, da überwältigt ihn die Erinnerung an das vergossene Blut der „Unschuldigen“ und unter dem Rufe „Blut um Blut“ stürzt er mit gezücktem Schwert auf seinen Vater. Menschliche Ordnung! Übereinkunft! Sie wollen erkämpft und bewährt sein. Das Letzte fehlte noch. Die Übereinkunft fordert es gebieterisch: die Probe für alle Macht, „für die Gewalt des Rechts“ ist, daß ihr irdisch bestimmter Träger, selbst „gestempelter Staub“, der Macht sich unterwirft. Zu diesem Zwecke kann er sie einem andern übertragen. Die Macht prüfe nun: ob und inwieweit ihr Vertreter das Individuum, seine Eigenart, und die Gesamtheit zu vereinigen verstand, und im besonderen, wie es mit der Ausübung „der Gewalt des Rechts“

steht. Ehe er den Streich des Sohnes erleidet, hat er ihm den Herzogsstab hingehalten: er macht ihn zu seinem Richter und verhindert so, daß der Erbe der Krone Wittelsbach zu einem Vatermörder werde. So aber war es bei dem Herzog schon beschlossen, als er zu Preising sprach: „Ihr werdet heut noch überrascht". Auch wenn der Sohn von vornherein in seine Gewalt fiel, wäre „Preising überrascht worden". Denn immer „brauchte" Ernst des andern Menschen, des Gegners, des Einzelwesens „Ja" zu dem, was er im Namen der Gesamtheit tat. „Kann er's mir in seinem Gewissen weigern, so steht's schlimm um mich!" So empfindet der Träger der Gesamtheit seine Verantwortung dem einzelnen gegenüber, eine feste Verbindung von Gesamtheit und Einzelwesen, in der jeder Teil zu seinem Rechte kommt. Da „brennt" dem jungen Manne, der in dieser Stunde unter Leiden wie sie selten einer litt ins Mannesalter eintritt, der Herzogsstab „in der Hand", „nimm ihn zurück! mich schwindelt!" Wir verstehen es, wenn in dieser ernsten Stunde angesichts solcher schweren Verantwortung manches, was dem jungen feurigen Mann groß und unantastbar hehr erschien, für den Augenblick wenigstens zurückweicht, das Weitere wird die Bürde des Amtes besorgen, das mit eisernen Krallen festhält. Denn der Herzog überläßt die Macht dem Sohne; nach einem Jahre soll er den bisherigen Vertreter der Gesamtheit rufen — im Kloster Andechs ist er zu finden — falls er ihn nicht lossprechen kann, „und ich selbst will mich strafen, wie Du's gebeutst!" Aber Preising, der ihm folgen will, bedeutet er, daß „es an einem Mönch genug sei", noch einmal die ganze Schwere der Verantwortung für die letzte Tat auf sich nehmend. Für Preising gibt es noch andere Arbeit ohnedies genug. Nun bleibt allerdings dem jungen Herzog, ist er von der tüchtigen Art, wie wir vermuteten, nichts übrig als dieser schlichten Größe zu huldigen. Man bemerke: nur wenn er seinen Vater nicht lossprechen kann, soll er ihn rufen; zu einem besonderen Losspruch mit verbundenem Lobspruch hält der Pflichtgetreue die Sache nicht für angetan; diese Art erwartet niemals ein Lob. Daß aber dieser vielerfahrene langsam abwägende Mann ein Jahr für Albrecht für genügend hält, sich mit dem verwickelten Anliegen der Gesamtheit, ihrer Art, Forderung, Gerechtsame und Pflicht vertraut zu machen, die Eigenart seiner Besonderung mit

jener Forderung ins Einvernehmen zu setzen, stellt dem künftigen Herrscher Bayerns ein ehrendes Zeugnis aus, das wir im übrigen aus des Vaters Munde, in seiner Art karg bemessen, angedeutet erhalten haben.

Wir stehen am Schlusse, und wenn die Frage erhoben wird, wer hat nun die größten Opfer gebracht, so ist das eine an sich ganz müssige Frage, und sie kann nur gestellt werden im Interesse des Mannes, dem es beschieden sein wird, noch eine so reiche Ernte an Sorgen, Pflichten und Erfolgen zu halten, von dem wir aber das Gefühl haben, als habe er in der Tat ein riesenhaftes Opfer gebracht. Das aber, und das fühlen wir alle, die wir die Wasser der Donau über den schönen Körper zusammenschlagen sahen, war notwendig, wenn er noch einmal „von Millionen, die im Frieden sterben", gepiesen werden sollte, „weil er sich selbst überwand!" Er brach sich ein tüchtiges Stück seiner Art aus, um der Gesamtheit zu dienen. Er gerade fehlte noch, wenn nachgewiesen werden sollte: auch das höchst begabte Individuum ist nichts als ein Stück vom Ganzen, von der Gesamtheit, und muß sich ihr einbilden. Dieser Ausgang ist so ganz im Geiste der Idee der Dichtung, und wir alle sind Zeugen gewesen, und besonders in diesem wahrhaft großen Schlußakt, wie alle Momente auf ihn strahlen, daß eine Widerlegung der Angriffe auf diesen Ausgang und der Behauptung „Albrecht mußte in der Schlacht sterben" eigentlich sich erübrigt. Denen, welche Ärgernis daran nahmen, daß das „kalte abstrakte Ungeheuer „Staat" siegte, haben wir schon erwidert: er tritt hier als das auf, was er in der Tat ist, als ein hervorragender Lebenswert, vollständig ebenbürtig dem Lebenswert „Liebe". Und wenn wieder andere ihre Beschwerden in die Formel gefaßt haben „die „„heilige"" Natur wurde der Notwendigkeit geopfert", so wissen wir nach der Betrachtung von vier Werken dieses Dichters ganz genau, es gibt keine Notwendigkeit, die nicht natürlich wäre und von vornherein stammt alle Notwendigkeit wie alles aus der „heiligen" Natur und nichts ist außer ihr. Gibt es aber Tragödien, wo der Konflikt einer „sittlichen" und einer „natürlichen" Notwendigkeit dargestellt wird, so wissen wir, daß das „Sittliche" nichts als ein vom Menschen besonders gehegter Absenker des „Natürlichen" ist und also immer, freilich in seiner oft greulichen Verkrüppelung bei den Menschen kaum erkennbar, von der starken Mutter Natur

stammt. Im besondern bei Albrecht: als ob die Natur keine Revolutionen habe, und als ob dieses Einrenken und Zurechtrücken, Zertrümmern und Aufbauen im Geiste und Gemüte keine, nicht eine großartige Revolution wäre. Was aber für eine Feigheit und Unwahrheit und zugleich Schlag der ganzen Anlage dieser Tragödie ins Gesicht, wenn der Dichter diesen Mann „„ließ““ sterben im Gefecht.“ Wirklich der Dichter hätte in diesem Falle es „gemacht“, gegen den Charakter des Mannes und den Gang der Handlung; ob er sich auch einmal in seines Drangsals Hitze sehnte nach einer „Zermalmung durch die Gewalt“. Der wohlfeile Tod auf dem Schlachtfeld durch einen Bolzen von ungefähr zwischen zufällig verschobene Glieder des Panzers gerade in das Herz hinein war kein Opfer und keine Sühne, wenn er auch eine Rührszene herbeiführte und die Träne aus dem Auge stahl. Da war das alles, was Herzog Ernst von der strengen Notwendigkeit des „Lebens“ und durch Wirken „Sühnens“ spricht, Aberwitz; da konnte keine Probe gemacht werden auf die Wahrheit der „Übereinkunft“, und die tiefsinnige Wahrheit von dem zu suchenden Ausgleich zwischen dem Recht der Besonderung und der Forderung der Gesamtheit behielt ein Leck, das keine nachträgliche Schönrederei stopfen konnte. Nein, dieser Bruch der Individualität, und gerade dieser Individualität zu gunsten der Gesamtheit, war eine eherne Notwendigkeit aus der Natur und richtet uns ein ganz anderes Wahrzeichen auf als jener larmoyante Tod. Eben darum weil diese Besonderung gerade die Liebe in Bewegung setzt, welche immer etwas Besonderes so gern hat und hegt und schließlich verhegt und verwischt, mußte sie es auf eine gewisse brutale Weise erfahren, daß sie nichts ist gegen, alles ist an der Gesamtheit. Und nicht, wir wiederholen es noch einmal, spricht der Dichter dem Staate das Recht zu, „über das Edel-Menschliche hinwegschreiten zu dürfen“, wo es seine Zwecke hindert. Wir haben schon oben auf die ganz genaue Beschaffenheit des Falles, des Herrschers und seines ersten Ratgebers hingewiesen, welche mit ihres Herzens bestem Blute ihre Erlasse schrieben. Nur in solcher bangen Lage der Gesamtheit, wo die durch das Land heulende Sturmglocke zugleich die Totenuhr ist, nur über das menschlich Edle, das in einer gewissen Bestimmtheit einer irdischen Erscheinung auftritt, nur weil der Vertreter der

Gesamtheit, der Staat, das „menschlich Edle“, wie es hier geschieht, überhaupt wiedergeboren werden läßt. Denn wenn die Liebe Albrechts und Agnes' und deren wundervolle Schönheit und beider inniges Zusammenstehen auch mit Entsagungen und bitteren Sorgen verknüpft war und gewiß ein hohes „menschlich Edles“ erzeugt, so ist das menschlich Edle am Herzog und seinem Kanzler wenn auch nicht so strahlend glänzend und das mit einem Stück Herz vom Herz des Herzens erkaufte Edle an Albrechts Wiedergeburt jenem ersten „menschlich Edlen“ am zu frühen Frühlingstag zum mindesten ebenbürtig, nein überlegen, denn hier wurde noch ganz anders sich abgerungen als dort. Die fertige körperliche und seelische Schönheit einer Agnes und die rasch fertige der Liebe dieses ergreifenden Paares kann uns unmöglich gleich stehen der Schönheit, welche kämpft, gekämpft hat und dann erst fertig ist und ruht, wie Agnes in ihren letzten Szenen und Tod, Herzog Ernst und sein Kanzler und vor allem Albrecht in der Schlußszene und diese ganze Schlußszene selbst. Mit anderen Worten: die holdselige Anmut ist „auch“ eine Schönheit, aber die Vollkommenheit, welche aus dem eben verrauschenden Wogen des Kampfes siegreich emporsteigt, ist und bleibt doch d i e Schönheit. Wenn alle anderen Künste wegen des bald feststehenden, bald zu rasch verrauschenden Materials gerade diesen fruchtbaren Augenblick nicht in der einzig schönen Weise der Dichtkunst verewigen können, so beweist dies eben nur bei dem im übrigen sonst geltenden par inter pares, daß der Dichtkunst der Stern gebührt, den sie von vornherein ihrem „Material“ verdankt, dem tiefsinnigen, in der Weißglut hitze der Wirklichkeit gezeugten Wort. Wer aber Albrecht mit einfachem Sinne in jede seiner Wendungen zu folgen vermag, der wird, in der entscheidenden Krise seines letzten Lebensaktes namentlich, in ihm jeden Menschen erblicken, wie er ein Stück von sich aufgeben muß, um in der Gesellschaft und für die Gesamtheit zu leben, wenn er in ihr geduldet werden will. Wer nichts geben kann, wo jeder doch von vornherein empfangen, der ist sehr arm, oder besser, so arm ist keiner, daß er nichts geben kann, wenn er nur will, und wer nichts geben will, verdient nicht in der Gesellschaft geduldet zu werden. Das, was Albrecht vermag, muß jeder Arbeiter und jeder König vermögen. Über diesen Menschen Albrecht und seine Selbstüberwindung und sein Opfer sollte man

gar nicht mehr an das „abstrakte Ungeheuer Staat“ denken. — Der Ausgang Albrechts und mit ihm der Ausgang der ganzen Tragödie wird aber noch von zwei Gesichtspunkten gefordert, beide wurzeln in der Handlung. Wenn der natürliche Gang der Handlung den dröhnenden Schritt des ehernen Schicksals verspüren läßt, so durfte nach unserer Weltanschauung und vor allem nach der Anschauung des Dichters von der tragischen Idee als Gegenglied der freie Wille und seine siegreiche oder niedergetretene Bewährung nicht fehlen. Da konnten sich erst die Macht des Schicksals und der moderne Mensch fruchtbar aneinander reiben und so der echte tragische Funke sich entzünden. Den Herzog Ernst als einen „zorneswütenden tobenden Polterer“ hinzustellen, der bald den erbosten Vater, bald den beleidigten Fürsten hervorkehrte, in der Meinung „was heute mit solcher Kraft nach einer falschen Richtung sich entlade, werde ein andermal Gutes stiften und korrigiere so sich selbst“, konnte dem Dichter nicht einfallen. Immer mußte ein solcher Herzog als Vertreter der Gesamtheit aufhören, sollte in seiner Tierheit nicht das ganze Kunstwerk begraben werden. War nun die Wahl zwischen einem polternden, später vielleicht larmoyant bereuenden Alten und einem pflichtstrengen und menschenfreundlichen Herrscher wirklich auch frei, so konnte der Griff nach dem Zepter dem großen Dichter nicht zweifelhaft sein: eine Darstellung des tobenden Polterers brachte ein Geringes von freiem Willen zur Geltung und zeigte wieder einmal der Menschheit ihre Armut auf, eine Darstellung der mit äußerster Überwindung seiner selbst getanenen und von der Milde gekreuzten Pflicht rettete die Macht des freien Willens und bereicherte die Menschheit um ein prächtiges Exemplar. Dann aber durfte auch Albrecht nicht auf dem Schlachtfelde bleiben als einziger, der kein nennenswertes Opfer brachte und von dessen Willensbeugung unter die Gesamtheit nichts zu spüren war. Jener freie Wille kommt in einem sich überwindenden Albrecht ganz anders zur Geltung als wenn er einer einmal abgeschossenen Kanonenkugel gleich dahingestürmt wäre, bis er zusammenbrach. Agnes Bernauer kam für ihn nicht in Frage. Die in einem Kloster eingesperrte Agnes durfte ihn schon bis zu ihrer Befreiung oder bis zu seinem Tode fortstürmen lassen. Die tote Agnes war eine unabänderliche Tatsache, mit der er rechnen mußte. Das Schwergewicht der Tatsachen, das

sich mit eiserner Notwendigkeit uns auflegt und an dem wir die Freiheit unseres Willens bewähren. Daß er in diese zwingende Lage versetzt wird, ist die Tat des Vertreters der Gesamtheit, dem aber legt sie sich wieder mit Notwendigkeit auf, wobei er wieder die Freiheit seines Willens retten kann. Und so führt uns die Verfolgung der Reihenfolge wieder auf Agnes Bernauer mit ihrer einzigen Schönheit als den Eckstein für alle, ob sie Opfer bringen, ob sie ihrer Eigenart etwas für die Gesamtheit abringen können. So erscheint in der Tat Agnes Bernauer in der Hand der Vorsehung als Mittel zum Zweck; das aber führt wieder auf Preisings „hier handelt es sich nicht um Schuld und Unschuld, sondern um Ursach und Wirkung". Der freie Wille kommt trotz alledem genügend zur Geltung, aber, wie immer, eine Vorsehung formt ihn zu ihren Zwecken. — Dieser Ausgang Albrechts wird von dem Tragischen geradezu herausgefordert. Otto Ludwig sagt, und damit befindet er sich ganz auf Hebbelschem Boden: „Das Ideal in der Poesie muß Ideal der Handlung sein, nicht Ideal moralischer Wesen." Der Tod Albrechts auf dem Schlachtfeld wird ihm als etwas Schönes angerechnet, als etwas, was er seiner Agnes schuldig war, er erfüllte eine Pflicht gegen sie, hörte die Stimme der Natur; alles Bezeichnungen dafür, daß er seiner Neigung recht getan, in dieser seiner Subjektivität das Ideal einer Moralität erfüllt hat. Wie aber Albrecht in der Tat handelt, geht er ganz in der Sache auf, erfüllt er, indem er sich's abringt, „das Ideal der Handlung", ist er als Subjekt ganz objektiv, womit sich denn wieder einmal die Einheit des Subjekt-Objekts, das Tragische, herstellt.

Gyges und sein Ring.

Eine Tragödie in fünf Akten.

Gedichtet zwischen Dezember 1853 und November 1854.

König Kandaules von Lydien besitzt in Rhodope nach seinem Glauben das schönste Weib auf Erden. Eine von allen Seiten angeregte und vielfach anregende Persönlichkeit voll Temperament, ästhetischen Empfindens und reger Beziehung zu den Dingen dieser Erde wie er ist, genügt ihm dieser Glaube nicht. Er will und muß ihn bestätigt sehen von seinem jungen Freund Gyges, in welchem er die griechische Empfänglichkeit für alles Schöne und die feine Sitte hochschätzt. Ungesehen schaut dieser nach langem Widerstreben auf das Geheiß des Königs die Königin in ihrem Schlafgemache. Dem unerfahrenen, keck in die Welt schauenden Jüngling werden mit einem Male die Augen geöffnet, aber durch die ihm eigene Sitte überwindet er sich selbst und bannt die verheerenden Folgen einer rasch entzündeten Liebe zu dem Weibe seines Freundes. Ein leichtes Geräusch jedoch und mancher an sich harmloser Vorgang an jenem Abend erregt die leicht empfängliche Einbildungskraft und das zart verletzliche Gemüt dieses fein organisierten Weibes und sie erfährt den Zusammenhang der Schuld der beiden Männer. Von der tief verletzten verzweifelnden Frau, welcher mit „dem keuschen Schleier“ die Sitte „ein Theil von ihrem Selbst“ ist, vor die Wahl gestellt entweder ihr den Dolch gegen sich selbst in die „Rosenfinger“ zu drücken oder den schuldigen Gatten mit dem Tode zu bestrafen, tötet aufs schmerzlichste bewegt Gyges im ritterlichen Zweikampfe den königlichen Freund. Der König, rasch durch die vernichtende

Wirkung der Wallung eines sonst liebenswürdigen Temperaments und des Nachgebens an einen verlockenden Augenblick zur Sitte zurückgeführt, büßt gern den Frevel, zumal er auch durch sein unstetes Zugreifen in alle Dinge sein mit unzureichenden Mitteln unternommenes Reformwerk an seinem Volke scheitern sieht. Gyges besteigt den Thron, rettet den Staat von seinen auswärtigen Feinden und führt mit großem Takt die begonnene Arbeit des Königs an Staat und Volk durch. Rhodope gibt sich, nachdem sie eben erst dem Gyges die Hand zum Bunde gereicht und so sein Königtum befestigt hat, am Altare der Hestia den Tod.

Schon aus dieser Skizze geht hervor, daß die Handlung dieser Tragödie sich aus zwei Akten zusammensetzt: einer Haupthandlung, dem Schauen der Schönheit des Weibes, und einer sich mehr im Hintergrunde haltenden Nebenhandlung, dem Reformwerk des Königs an seinem Volke. Beide Handlungen scheinen zunächst nur durch die Person des Königs und seinen Charakter verbunden, denn in diesem Charakter liegt die Ursache zu beiden Handlungen und ihrer Art von Durchführung. Aber aus der Skizze jener Handlung schlägt uns sofort die Idee der Tragödie entgegen als die der Sitte, zum mindesten für die Haupthandlung; und es gehört nicht allzu viel Vermögen zu der Ahnung, daß der König auch mit seinem unsteten Tasten an dem Staate und Volke herum „die Sitte" verletzt. Zum Überflusse haben wir noch das ausdrückliche Zeugnis des Dichters, dem wir diesmal uneingeschränkt folgen dürfen. In dem nicht bloß für unsere Tragödie, sondern für die Kunstanschauungen des Dichters überhaupt bedeutsamen Brief an den Freund und feinen Kunstkenner von Uechtritz schreibt er unter dem 14. Dez. 1854 unter anderem: „. . . . . . Griechisch will das Stück nur in dem Sinne sein, worin „Troilus und Kressida" oder „Iphigenie" es sind; ich halte nicht viel von dem Auffüllen neuer Weine in alten Schläuchen und finde auch nicht, daß das Experiment ein einziges Mal geglückt ist. Aber ich hoffe, den Durchschnittspunkt, in dem die antike und die moderne Atmosphäre ineinander übergehen, nicht verfehlt, und einen Konflikt, wie er nur in jener Zeit entstehen konnte und der in den entsprechenden Farben hingestellt wird, auf eine allgemein menschliche, allen Zeiten zugängliche Weise gelöst zu haben. Auch machte ich bei diesem

Stücke eine merkwürdige Erfahrung. Ich war mir sonst bei meinen Arbeiten immer eines gewissen Ideen-Hintergrundes bewußt, wegen dessen ich keineswegs, wie man mir auf eine mißverstandene Vorrede hin wohl Schuld gab, produzierte, der aber doch wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landschaft abschloß. Daran mangelte es diesmal ganz, mich reizte nur die Anekdote, die mir, etwas modifiziert, außerordentlich für die tragische Form geeignet schien, und nun das Stück fertig ist, steigt plötzlich zu meiner eigenen Überraschung wie eine Insel aus dem Ozean die Idee der Sitte als die alles bedingende und bindende daraus hervor. Ich gestehe, daß ich dies kaum begreifen kann, es bestärkt mich aber nur um so mehr in meiner längst gehegten Überzeugung, daß der Künstler, wenn er von einem Gegenstand mächtig ergriffen wird, sich um den Gehalt desselben gar nicht ängstlich zu kümmern braucht, sondern daß dieser ganz von selbst hinzutritt wie der Saft in die Bäume, vorausgesetzt allerdings, daß er ihn in der Brust trägt". Abgesehen von dem vorliegenden Zwecke erfahren wir aus dem Briefe auf das unzweideutigste, daß der Dichter, vor allem Hebbel, mehr oder weniger unbewußt und still den Gehalt, die Idee jeder seiner Dichtungen im Busen hat; es muß also dem Berufenen gestattet sein, sie zu finden. — Die Idee der Sitte bindet in der Tat beide Handlungen und ihre Glieder untereinander zu einem jener Organismen der Kunst, denen das Gepräge der Unsterblichkeit vom Genius verliehen worden ist. Und zwar tritt diese Idee vom Aufgang bis zum Ausgang der Handlung so entzückend, bald versteckt bald offen, immer aber an den einzelnen Phasen der Aktion und der Entwicklung der Gesinnungen, hervor, bald verbindend und bestätigend, bald erklärend und ausfüllend, bald selbständig und aushelfend, daß diese Tragödie wie eine große Sinfonie mit einem einzigen einheitlich durchgeführten Thema erscheint. So ist dieser Dichtung nach jeder Seite hin, hinsichtlich der Führung der Charaktere, der Komposition, der Diktion und des Versaufbaues jene wundervolle Einheit gesichert, welche auch das äußere Zeichen höchster Vollendung, sog. Klassizität, ist; in diesem Falle um so anerkennenswerter und um so eher höchsten Preises wert, weil darüber die Wirklichkeit nicht vertändelt ward, „die harmonische Schönheit über das tragische Wehgefühl nicht hinwegtäuschen will". — Schon aus dem skizzierten Gange der

Handlung geht die innige Bezogenheit der drei Hauptcharaktere, denen sich die wenigen Nebenpersonen bequem angliedern, auf die Idee der Sitte hervor. König Kandaules, über seinem Streben auf die Welt einzuwirken, läßt sie mehr oder weniger, zuletzt ganz außer acht, zu spät besinnt er sich auf sie und muß jenen Irrtum büßen. Rhodope, ganz von der Sitte erfüllt, weiß sie in ihrer Abgeschiedenheit von der sie umgebenden Welt nicht mit den Anforderungen der Wirklichkeit zu vereinigen. Rhodope ist nicht so ganz des Sinnes für die Wirklichkeit bar, wie Kuh anzunehmen scheint und sich doch widerspricht, wenn er sie, und das mit Recht, als „auf sich fest beruhend" bezeichnet. Dieses schöne Prädikat darf man nur einer Person beilegen, welche mit der Wirklichkeit sich irgend wie auseinandergesetzt hat, und wer so klug wie diese Königin von den Dingen dieser Erde spricht und die Menschen so weise zu nehmen versteht, hat sie „gesehen", ohne sich an ihnen gestoßen zu haben. Da liegt es. Auch die Dichter haben die Wirklichkeit gesehen, wissen von ihr, ohne immer mit ihr umgehen zu können. Daß Rhodope der Sitte eine zu einseitige, dabei von vornherein scheinbar berechtigte Erfüllung gibt in der Begrenztheit ihrer Individualität, ist Schuld und sie büßt in ihrer Weise die Schuld. Sie kann aber ebensowenig anders als Mariamne, wie denn beide Frauengestalten so gut wie beide Könige und beide Tragödien zu einem, höchst fruchtbaren, Vergleich geradezu herausfordern. Ihr Bestehen auf Entsühnung ist keine andere Einseitigkeit als diejenige, welche in jedem von uns schlummert; daß sie nur in wenigen Persönlichkeiten zum Ausbruch kommt, schulden die meisten anderen der Armseligkeit ihrer Art. Gyges, zunächst unbewußt von der Sitte erfüllt, kommt durch Wirken an den Dingen dieser Erde zur Bewußtheit derselben, läutert sich so und gestattet uns den Ausblick auf eine harmonisch in sich geschlossene Persönlichkeit und ein harmonisches Handeln. — Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß diese Persönlichkeiten von vornherein in „Sitte" getaucht sind, in ihrer Weise „gebildet" sind, ohne die „Natur" verloren zu haben. Sie ist wirklich zu reich und mannigfaltig, als daß sie nur da gefunden werden könnte, wo die Roheit breit auftritt. Auch die Sitte ist, wir wissen es von früher, eine rechte Tochter der Natur. Man beurteile doch jede Erscheinung aus sich heraus und jeden Menschen nach dem Elemente, in dem

er schwimmt. Die Beweggründe dieser seelisch gebildeten Menschen sind ungemein scharf und machen sich schneidend geltend in der Wirklichkeit, ihre Leidenschaften dagegen mögen noch so heiß sieden im Herzen, sie kommen sehr gemäßigt heraus, weil das bei solchen Naturen nun einmal so ist. Vor der berechtigten „Roheit", welche man auch, wenn sie nur naiv herauskommt, mit Ruhe betrachten kann, bis zu jenen Menschen, deren „Schleier ein Teil von ihrem Selbst", gibt es eine Menge Spielarten, alle berechtigt wie die beiden Pole selbst. Eine gewisse Stetigkeit der Gesichtszüge wird diesen Fürsten der menschlichen Gesellschaft eigen sein; Bettler singen ihr „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" vor den Türen und Tafeln der Großen, dem Dichter quoll das Herz in dieses Lied, und Fürsten weinen ihr Unglück auf der Flucht in der Stille des armen Schlafgemaches aus auf ein Fensterbrett, und siehe, da steht wieder „Wer nie sein Brod mit Thränen aß", aber sie sind so unveränderlich — — „hochmüthig" — — schon zu Dreien, geschweige in der Gesellschaft, daß sie die Rose, die ihr Bedränger ihnen bietet, „„nur"" „avec Magdebourg" nehmen wollen. Und die Poesie wie die Kunst überhaupt sind wieder reich und mannigfaltig wie die Natur. Dort zwitschert ein Ehepaar in „einem Vogelkäfige" von Schloß, von Lerchen und Amseln, ein anderes rückt sich mit der hitzigen Auf- und Gegenrechnung von Gründen auf den Leib und erhitzt sich über dieser heißen Buchführung, hier, wo die „Sitte" regiert, wird die Diktion nicht gerade im „Gemüthe" allein wurzeln dürfen, ganz abgesehen davon, daß Griechen bez. griechische Asiaten reden, und die gereizte Rhodope wird in gemessener Weise Schritt für Schritt der langsamen Erwägung setzen und in ganz anderer Weise auf logische Ordnung in Denken, Fühlen und Sprechen halten als das liebliche Kind von Augsburg. Weil der Schmerz dieser Menschen nicht gewaltsam ausbricht, schließt nicht auf die Leichtigkeit des Leidens, weil diese Menschen so lieblich-schön in weichen Tönen und mühelosen Rhythmen singen, denkt nicht, sie spielen, und weil der König mit edler Ritterlichkeit Strafe zahlt und weil das schöne Weib mit Anmut den scharfen Stahl ins Herz treibt, urteilt nicht die Sühne für überflüssig. Diese Buße preßt nur eine eiserne Notwendigkeit ab, das Spiel jener Fürsten-Menschen ist von verzweiflungsvollem Ernst, ihr Leiden drückt sie so schwer wie den

geplagtesten ihrer Brüder; aber sie scheinen darum zu wissen, daß durch Krümmen des Körpers die Last nicht leichter wird, die aufrechte Gestalt und der Blick nach den Sternen der „schönen" Menschheit eigen sind. Die Sitte! Als fließe die Idee der Sitte unmittelbar in die Komposition der Tragödie, hat der Dichter so schlicht-sittig den einzigen Augenblick festgehalten, in dem das Tragische, auf seinem Gipfelpunkt Knospe, Blüte, Frucht, Werden, Sein, Vergehen zugleich, so einzig augenscheinlich und fruchtbar ist. Die Situation, duftig-sinnig gewoben, entbehrt durchaus nicht des dramatischen Pulsschlages; in einem Augenblicke tragen die Menschen die köstlichen Farben der Reife und bleichen unter dem Hauche des Todes. Als habe, selbst aufs tiefste ergriffen von solchem Leiden, die tragische Idee diesen einzigen Augenblick, in welchem Leben und Tod sich umarmen, feiern müssen, bildete sie sich in lyrische Gebilde dieses Dichters von unvergänglichem Werte ein, da sagt sie kurz Namen, Herkunft, Ziel, wenn wir im Handeln der Tragödie ihr Brausen verspüren. Nach diesen allgemeineren Andeutungen, die nur eine Anregung geben, den großen Schönheiten der Dichtung selbst nachzugehen, und nur die Gesichtspunkte aus dem Kunstwerke selbst heraus anzeigen, unter denen Vorurteile und falsche Auffassungen hinfällig werden, wollen wir den Bildungstrieb der Idee der Sitte in der Handlung und Charakterbildung im einzelnen verfolgen. Und zwar wollen wir nicht Rhodope, die ganz voll von Sitte, auch nicht Gyges, welcher den Kern der Sitte in gerader Linie zu entwickeln berufen ist, sondern König Kandaules, der gegen die Sitte so grausam frevelt, betrachten; sein Bild, wie die meisterhafte Exposition, in diesem Falle der erste Akt, es entwirft, genüge. Schon von hier aus werden sich Ausblicke auf weiteres bis in den Schluß der Tragödie hinein eröffnen und noch manche Einwände gegen die Tragödie beseitigen lassen.

König Kandaules von Lydien, der letzte Sprößling aus der ruhmreichen Dynastie der Herakliden, bekommt erst bei Hebbel die erfüllteren Umrisse einer Persönlichkeit, während er bei seinem Darbieter des Stoffes, Herodot, nur in ein paar Zügen skizziert erscheint. Gleich mit der ersten Szene des ersten Aktes tritt er uns als eine vielseitig bestimmte impulsive Persönlichkeit entgegen, deren Physiognomie in ihren Umrissen festliegt, mögen die Farbe und intimeren Züge in späteren Augenblicken hervortreten. Sein

Selbstbewußtsein und Herrschergefühl spricht sich gleich in seinem ersten Wort zu seinem Freund Gyges aus: „Heut' sollst Du seh'n, was Lydien vermag!“ — bei dem bevorstehenden Kampfspiele. Und in den folgenden Worten tritt seine Genugtuung darüber, das von ihm hochgeschätzte Volk der Griechen, dessen Bildungselemente seinen barbarischen und teilweise von ihm gering bewerteten Lydern eine höhere Kultur bereiten sollen, seinem Scepter (an der Küste Kleinasiens wenigstens) unterworfen zu sehen. Er fühlt sich als reicher, machtgebietender Herr seinem Freunde Gyges und erst recht jedem aus seinem Volke gegenüber. In dieser Stellung gefällt er sich darin, selbst erst in die reiferen Mannesjahre getreten, den wohlgestalteten Jüngling von feinen Sitten und vielversprechender Bildung wohlwollend zu begönnern und zu belehren. Er weiß also um die „Sitte“. Aber in der Erinnerung an das Joch, das des Gyges Landsleute nur „knirschend tragen“, bleibt er für ein feineres Empfinden nicht ganz in den Grenzen der Sitte und in dieser wenn auch mehr durch die Freude an der Welt als durch wirkliche Überhebung veranlaßten Ruhmredigkeit, die sich selbst in der Anerkennung der Tüchtigkeit des überwundenen andern gern besieht, erscheint er nicht so frei wie er wohl glaubt. Diese Züge nehmen gleich festere Gestalt an, als der alte treue Diener des Hauses, Thoas, das Diadem bringt. Kandaules besteht, um seinen aufgeklärten Sinn zu beweisen, auf den neuen Abzeichen seiner Königswürde, obgleich Thoas warnend auf das „Murren des Volkes“ bei dem früheren Versuch hinweist. Aber wie der treue Alte, der diesem Hause bereits über fünfzig Jahre dient, die Kraft, welche in den alten Zeichen wirksam ist und an welche das Volk fest glaubt, ergeben und nachdrucksvoll auslegt, so bestimmt gerade dieser Glaube des Volkes den König mit einem „so darf's nicht länger bleiben“ zum Anlegen des neuen Schmuckes zu schreiten. Jetzt warnt auch zum ersten Male der Freund in einem Laute — „Du that'st ihm weh'!“ — in welchem vorerst leise die Idee der Sitte wie in einem kurzen Motiv anklingt. In seiner Entgegnung verwechselt der König das Zeichen und die Tat, ein Irrtum, der hier um so gefährlicher ist, als er zu seinem Reformwerk vor allem den neuen Staat für nötig hält, ein böser Irrtum, für den das Volk die Quittung nicht schuldig bleiben wird. Er scheint nicht zu wissen, daß die vom Volke hochverehrten Zeichen in

rotem Roste ruhig weiter glänzen können und doch der Inhalt ein neues Taten sein kann. Da wird nur zu rasch bei uns der Argwohn wach gerufen, er werde den neuen Zeitgeist, den er seinem Volke bringen, den Fortschritt, mit dem er es beglücken will, mit den neuen Abzeichen verwechseln. Wir sind auf eine sorgsame Vorbereitung und Lockerung des Bodens für das Reformwerk gespannt, wir bekommen aber davon nichts zu hören und zu sehen. Statt durch ein planvolles großes Beginnen die besten Kräfte seines Volkes mit fortzureißen, geschieht bei seinen Fähigkeiten wohl hier und da manches Brauchbare, aber es wird kein Ganzes, er verzettelt seine Kraft an Äußerlichkeiten und Kleinlichkeiten und reizt dadurch eine bald anwachsende Opposition ins Leben. So sind wir, wenn er am Schlusse seines Lebens in einer prachtvollen Grabrede Gyges sein großes Vorhaben auseinandersetzt, erstaunt, nicht eben viel davon gemerkt zu haben. Wenn er dann in seiner neuen Pracht auffieht zu sich selbst, sich an dem durch das Schwert der Ahnen erworbenen Glanze weidet, dann auf zierlichere Formen sinnt, wenn er dann voll Laune das „leichtere Schwert" schwingt, nicht bloß „draußen, wo die Giganten sich mit Felsen werfen, Nein, auch in menschlich engen Raum, wie hier", und diese launige Tirade noch dazu durch sein „wenn man muß" in eine schielend falsche Beleuchtung rückt, so fühlen wir, wie ihm das Maß für die Dinge dieser Welt abhanden kommt. Bedauerlich, da wir eine Verkehrung guter Fähigkeiten sehen. Nun noch einmal die eindringliche Warnung des bewährten Alten, ehe er geht, von „einem Witterungswechsel, den die alten Knochen zuerst spüren", und der tragische Held steht in seinen Umrissen da. Wohlgemerkt: der bereits dem Vater dieses Herrn nach dessen Zeugnis treu und verständnisvoll gedient, hat kein Wort geredet gegen ein neues ernst zu nehmendes Werk, er würde an ihm mit Freuden dienen. Aber neben einiger ernster Arbeit wird zu viel herumgebastelt und gedreht; das Schlimmste, was der König von Lydien tun konnte, wenn er sein Volk in ein Übergangsstadium getreten und sich berufen fühlte, es zu einer neuen Ära zu führen.

Und noch ein Charakterzug durfte dieser Gestalt nicht fehlen. Dieser temperamentvolle begabte Herrscher redet gern. Abgesehen von des besorgten Thoas Warnungsrufen, deren Länge ihr gewichtiger Inhalt und sein Alter genügend begründen, hat der König

bis zu dem Augenblicke, wo Gyges die Geschichte des Ringes erzählt, allein das Wort, und manches, so besonders die zwanzig Verse von „So ist es recht“ bis „hört' ich heut“!' konnte kürzer gesagt werden, vielleicht wegbleiben, wenn es eben dieser lebendig bewegte Herr nicht sagte. Ist diese Redseligkeit ein vortrefflicher Zug, so ist es ein nicht minder schöner, daß dieser Gyges, der sich zur Sitte läutern und einmal die Herkulesarbeit, Ordnung in die zerfahrenen Dinge dieses Reiches zu bringen, übernehmen wird, nur in drei Lauten von hoher Bedeutung eingreift. Zweimal nimmt er der Sitte wahr. „Du thatst ihm weh'!“ und „er (Thoas) geht betrübt“; sodann das hochbedeutsame „Und wünsche mitzuspielen“, natürlich bei den bevorstehenden Wettspielen. Doch ist es hier, wo der bisher unterschätzte und hämisch angesehene Fremdling sich in die Herzen der Lyder schreibt, so daß dem alten Thoas die schmerzliche Aufgabe zufällt, ihm nach des Königs Tode im Namen der Lyder die Königskrone entgegenzubringen. In kurzen, aber immer dringlicheren Stößen unterbricht er die langen, gönnerhaft belehrenden Ausführungen des Königs. In ihnen kramt dieser selbstgefällig in der Gegenüberstellung der Griechen und Lyder seine Kenntnis der Menschen und Volksarten aus, manches Einzelne ist richtig, aber die Summa bleibt falsch, weil er den Ernst im Spiel nicht unterscheiden kann vom Spiel im Ernst. Wahrscheinlich ist er ein Kenner der Seele gerade seines Volkes nicht, ein Grund mehr, warum er mit ihm und für es keine gediegene Arbeit vollbringen kann. Eine Freude an den Dingen dieser Welt empfindende, viele wertvolle Einzelheiten besitzende, aber aus ihnen kein Ganzes gestaltende Persönlichkeit; zur Leitung eines Ganzen berufen, wird er es beglücken können? Schon wie er sich bisher gegeben, merken wir, ihm geht eine große Tugend des Reformators ab, die Einfältigkeit, das Wort im Gegensatz zu Zwiespältigkeit gebraucht, von der Gyges und Rhodope ihr Teil haben. Als dann der König seine letzte lange Rede mit den vermeintlich jeden weiteren Wunsch erstickenden Worten schließt: „Du kämst mit Deinem Leben nicht davon“, packt Gyges energisch zu „Nun habe ich Dein Ja“. Der König widersteht nicht länger.

Jetzt reißt der griechische Jüngling und begönnerte Freund des Königs die Führung des Gespräches an sich und erzählt in munterer Weise die Herkunft jenes Ringes mit der unsicht-

bar machenden Wunderkraft. Dabei kommt er so wie von selbst zu reden auf in drangvoller Lage bewährte Ausdauer, Umsicht, Tatkraft. Durch seine an charakteristischen Wendungen und Augenblicken reiche Erzählung münzt er jene wundervolle Einfältigkeit wie spielend aus, in deren Nachbarschaft die bewußtlose Weisheit liegt, welcher alles von selbst zuzufallen scheint. Er ist frei in seiner unbewußten Sitte, König Kandaules aber verletzt im Großen und Kleinen die Sitte und ist in aller beanspruchten Freiheit und bei allem gepriesenen Aufgeklärtsein und trotz entrolltem Forschrittsbanner in letzter Instanz gebunden. Gebunden erschien er schon darin, daß ihm, der wahrhaftig Wichtigeres zu tun hat, Form und Farbe der äußeren Zeichen so sehr zu schaffen machen. Gebunden auch darin, daß der Fortschrittsmann den Jüngling, statt in der Arena ihn mit anderen sich messen zu lassen, neben sich niedersitzen lassen will: „Damit ein jeder sieht, wie ich Dich ehre Und wie ich will, daß man Dich ehren soll", ganz abgesehen davon, daß darin ein maßloses Betonen seines Herrscherwillens liegt. Als ob ein Volk, das reif für seine großen Pläne, auf solch unverdiente Zeichen hoher Gunst besonderes Gewicht legen dürfte. Gebunden auch in der schielend falschen Gegenüberstellung von Griechen und Lydern. Nicht frei erweist er sich in dem Vorurteile, mit dem er auf Geber und auf Gabe zu blicken scheint, und in der besorgten Frage an den, welchen er seines Vertrauens gewürdigt und eben noch ohne alles Verdienst ehren wollte: „Du hast ein Grab erbrochen und entweiht?". Aus diesen Mängeln, welche immerhin an naheliegende Tugenden und Gaben denken lassen, tritt neben der leicht gewinnenden Liebenswürdigkeit positiv als schöner Zug hervor, daß er den starren Warner Thoas — als Sklaven bezeichnet ihn Hebbel —, den vom Vater übernommenen Diener, welcher Kammerdiener, Minister und Leibwächter in einer Person ist, nicht fortjagt. Auch läßt er ihn nicht einmal ungnädig an, obgleich der Diener lang, unendlich breit und scharf spricht im Verlaufe der Dinge, was sonst große Herren mit viel Temperament nicht eben gern vertragen sollen. Und noch eines. Erst will er den Freund heil aus den Kampfspielen hervorgehen sehen, ehe er den Wunderring als Geschenk entgegennimmt. „Das ist ein Schatz wie keiner", ruft er nach Gyges' Erzählung von dem Ringe aus, und wie wir den König kennen, muß er nach dem Schatze sehr lüstern sein.

Als ihn der Freund ihm reichen will, weist er ihn zurück mit dem schlichten Worte: „Erst nach dem Kampfe!“ Einer jener Laute, welche eine Welt von Gedanken und Empfindungen bergen; die Idee der Sitte schlägt in ihm ihr Auge auf. Nun kann das freilich kein „Überedelmut“ mehr sein, wenn der König später das Opfer des Freundes für sein Vergehen ausschlägt. Hier wie dort dieselbe Ritterlichkeit. Erst auf des Gyges Versicherung, daß er den Ring niemals wieder getragen noch tragen werde, nimmt ihn der letzte Herakliде an: „Ich prüf' ihn!“ „Und ich wappne mich!“ So scheiden die beiden Freunde.

Auf diese „Prüfung“ und ihre Folgen sind wir sehr gespannt. Wer so große Pläne, tiefgreifende Umwälzungen wälzt, dem muß solch ein Götterschatz ein unschätzbarer Bundesgenosse bei großen Taten sein. Er ist entzückt, sich unter seine Feinde gemischt zu haben! Köstlich charakterisiert es ihn, wie er vor der Königin und deren Umgebung alles hervorsprudelt, was er erlauscht, und er besieht sich gern in dem Zerrbilde, das seine Feinde von ihm entwerfen. Dabei bleibt es wirklich zweifelhaft, ob er sich mehr über seine Kenntnis der Meinung seiner Feinde über ihn oder das Erstaunen seiner weisen Frau freut. Dieses Erstaunen faßt sich sehr schnell und bleibt sehr gelassen den Wundern gegenüber, die er so herablassend geheimnisvoll ausbreitet, wiederholt aber sein „unsichtbar macht er jeden, der ihn trägt“ mit einer Betonung, in der das Bedenkliche stark mitzittert. Unsagbaren Spaß bereitet es ihm, einer der Kammerfräuleins ihr Klettern vorrücken zu können. „Durch alle Thüren schreit' ich hin, mich halten Nicht Schloß und Riegel fern!“ Erst die Zwischenrufe der keuschen Frau müssen ihn auf das Furchtbare der Gabe aufmerksam machen, welche die Schranken der Sitte fürchterlich zerbricht und nur an die Hand eines — Gottmenschen taugt. Das Mittel also an sich ergötzt ihn. Wir merken sofort, er weiß mit dem Schatze nichts anzufangen. Ebensowenig wie er die sturmerprobte Kraft des wetterfesten Hausmeiers großen Plänen dienstbar macht, ihn vielmehr mit Anläufen, welche die Laune des Augenblicks gebar, ärgert, so wird auch dieser Ring in seinen Händen Spielzeug. Das aber fordert das Schicksal heraus. Denn solche Göttergaben müssen von eines großen Menschen ganzem Vollgehalt ausgeschöpft werden. So sieht die ahnungsvolle Frau an seiner Seite Unheil heraufziehen und im Namen der Sitte heischt sie dringend: gib

ihn mir, oder den Göttern, die uns mit gefährlichen Geschenken bald prüfen und bald narren. In diesem entscheidenden Augenblicke tut sich seine Brust fast möchte man sagen wundervoll auseinander: den vom Freunde mit Gefahr des Lebens gefundenen, eben erst ihm geschenkten Götterschatz für große Taten will er hingeben, wenn das königliche Weib in seiner Götterschönheit — — bei den Spielen öffentlich erscheint. Der erst es ganz zufrieden war, daß außer seinem nur das Vaterauge diese schöne Darstellung der keuschen Sitte schaute, nährt schon längst den Wunsch, den „Edelstein" zur Schau zu stellen. Die Sehnsucht nach einem Wechsel der Zustände hilft da ebenso sehr mit als das Begehren, den noch so gut in sich begründeten Willen einer Individualität, seines Weibes, den er gewaltsam nicht zu beugen wagte, im stillen zu überwinden. Das ja nur immer das geschieht, was er will, nicht das, was in der Sache liegt. Die Ehrfurcht heischende Nähe des Gefäßes der Sitte weckt auch in ihm das hehre Gefühl, das, wir wissen es, nur unter Wucherhaufen verborgen liegt, und er steht ab von seinem Wunsche. Raschlebig wie er ist, läßt der von den Straßen heraufklingende Festmarsch ihn an den Beginn der Festspiele denken und er geht so plötzlich wie er kam. In dieser versuchten Beiseitesetzung der Sitte seiner Gattin, die er „von weit entlegener Grenze sich geholt, von der er wußte, wie sie war", offenbart sich wieder seine Gebundenheit. Ein wahrhaft freier Sinn würde nicht „an dem Schleier zupfen", der dieses leicht verletzte Gebild verhüllt. Da spüren wir bei dieser Unruhe, Ungeduld und Unfreiheit des königlichen Spielers etwas wie einen Hauch von der Ironie des Schicksals, wenn er „vom frischen Winde" orakelt, „der aller Orten die Schleier wegbläst". Verwechselt er sein Backenvollnehmen nicht mit dem Wehen des Windes, bläst der Wind wirklich von irgendwoher über das Königreich Lydien, so ahnen wir jetzt schon, wird er diesen vielgeschäftigen König mit wegblasen. Die „Verschwörer" im Lande brauchen noch nicht antimonarchisch zu sein, fast weist das von Kandaules Gehörte dahin, sie können geradezu eine starke Monarchie wollen, aber diesen König bekämpfen, der mit seinem vorwitzigen Rühren an alles und jedes den monarchischen Gedanken nur diskredidiert. Der „würdige Alkäus" und „Agron, gleich würdig, nur nicht so weiß im Bart", halten für besser, in Zeiten, wo „der Wind die Schleier wegbläst", lieber weniger allseitige Begabung auf den Thron,

aber mehr Einsicht, Umsicht, Einfältigkeit und Geschlossenheit des Willens, mit einem Worte: mehr Sitte auf den Thron. Was Wunder, wenn das anfängt, die Köpfe zusammenzustecken, im Angesichte der Rüstungen der feindlichen Nachbarn von einer neuen Königswahl munkelt und nach Gyges als einem neuen Gestirn Ausschau hält. Das Volk reißt nicht etwa die Herrschaft an sich, sie sind monarchisch bis auf die Knochen, aber einen starken, tüchtigen Herrscher wollen sie, und so erheben sie Gyges auf den umstürmten Thron. Also weil ihm die Fähigkeit gebrach, in Sitte kraftvoll zu handeln, durfte er nicht „an den Schlaf der Welt rühren".

Aber den eigentlichen Todesstoß bereitet sich der König von einer ganz anderen Seite, noch viel unmittelbarer aus dem innersten Kern seines Charakters und Temperaments heraus als es den Anschein haben könnte bei einer großen Staatsaktion mit ihren vielen begleitenden Umständen und Personen. Wie er schon bei der Inangriffnahme seines Reformwerkes aller Wege die Sitte verletzt, haben wir gesehen. Nachdem so die Mitte, in der das Tragische sich begibt, mit Meisterhand gezeichnet, nachdem dabei Natur, Temperament und Charakter des Königs uns kund geworden, nachdem wir wissen, dieser Mann tut so viele Gänge rasch, ohne die Folgen zu bedenken, im immer wachen Spieltrieb, kann uns ein Äußerstes nur noch für den Augenblick überraschen. Fällt der Schlag, so steht der ganze Mann in seiner geistigen und sittlichen Individualität vor uns, daß schwer zu sagen, welche seiner Eigenschaften mehr an ihm beteiligt ist; so wie von allem und jedem im Lande, zieht er den Schleier auch von seinem Weibe. Die Vorbereitung im besondern auf diesen Augenblick ist meisterhaft. Rhodope hat nicht eingewilligt, daß das Volk mit seinen Jubelrufen ihre Schönheit feierte, — es wäre übrigens auch eine angenehme Auffrischung der Popularität des Königs gewesen! — so soll der feine Jüngling aus Griechenland, das Musterbild der Bildung, zu welcher der König sein Volk führen will, dem Könige die Gediegenheit seines Schönheitssinnes bestätigen. Er braucht das Siegel eines anderen darauf, daß er das schönste Weib besitzt, dazu wäre allerdings keiner geeigneter als Gyges. Welche Gebundenheit des sich frei wähnenden Mannes! Der Entschluß dazu kommt plötzlich, wie alle Entschließungen dieser impulsiven Natur plötzliche sind. Das Augen-

spiel zwischen Gyges und Lesbia, dem schönen Fräulein bei der Königin, vielleicht gar erst der Augenblick, in welchem der König fragt: „— War sie schön?“ hat den unseligen Wunsch erzeugt. Aber das alles ist nur äußerer Rahmen des Augenblicks, und jenes Augenspiel nur äußerer Veranlasser. Jetzt tritt der innere Mann in seiner ganzen Warmblütigkeit, voll Heftigkeit und mit jener Unwiderstehlichkeit dafür ein, die solchen Eigenarten eigen und ihrem Verlangen oft geradezu etwas Kindisches verleiht. Da kommen noch andere Beweggründe zum Vorschein: wir fühlen sie aus Früherem heraus, seine Freude am Besitze und seine Begierde ihn zu zeigen; sein belehrendes Gönnertum; seine Sucht zu blenden und zu überraschen; der Wunsch überschwengliche Gnadenbeweise zu erteilen; das Begehren groß, frei, aufgeklärt zu erscheinen. Gyges hat soeben einen herrlichen Sieg davongetragen, die Lyder jubeln ihm zu; die Voraussage des Königs ist zu Schanden geworden; Griechenland zeigt sich auch auf dem Gebiete der Kraft Lydien überlegen. Nun bleibt Lydien nichts mehr. „Da thut's ja not, die alten Drachenhäute hervorzusuchen, Die, vom Herakles her, noch irgendwo im Winkel eines Tempels faulen sollen.“ Da ist er vom Grunde seines Herzens aus froh, wenn er dem fremden Jüngling, der „nicht mehr nimmt, als da ist“, mit etwas dienen kann, das alle seine Leistungen und Erwartungen übertrifft. Lydien hat doch noch etwas, wäre es auch ein von Indien eingeführtes schönes Weib, aber es ist *sein* Weib.

Alle diese Momente finden ihre Krönung in seinem ästhetischen Trieb. Derselbe tritt uns gleich zu Anfang der ersten Szene entgegen und begegnet immer wieder. Auch zeigt er sich in dem Bestreben des königlichen Kunstkenners, viel und möglichst schön zu reden. Für die geistige und sittliche Bildung, zu welcher er seine Lyder führen will, sind die Griechen sein Ideal. Aber man verstehe diesen Zug des Dichters recht. Hätte der König sich eingebildet, daß Lydien eine Seemacht werde, so waren die Phöniker sein Ideal. Schließlich konnte er auch beide hegen, nur nicht seine armen Lyder, welche viel für die Macht seines Hauses getan. Daß er aber Muster im Auslande sucht, ist eine besondere Schwäche seiner Sitte und so sehr Krankheit im Innersten seiner Persönlichkeit und seines Berufes und seines Lebenswerkes, daß es sich unfehlbar einmal rächen wird;

zuletzt ist es doch Verrat am Heiligtume des Volkes. Seine ästhetischen Absichten und Gewohnheiten spielen natürlich bei dem neuen Königsschmuck mit, bei seiner Vorliebe für die Griechen und ihre ganze Kultur, für den feinen griechischen Jüngling und seine Bildung, bei der Auswahl seines Weibes und dem Wunsche, sie zur Schau gestellt zu sehen und jetzt bei dem Verlangen, ihre Schönheit und seinen Schönheitssinn von dem Griechen bestätigt zu sehen. Wenn seine einheimischen Gegner ihn „Hermenwächter“ nennen und ihn mit der Geschichte von dem Kirschkern aufziehen und seine Veranstaltungen bespötteln und angreifen, so gilt es dem Fremdartigen in seinen Bestrebungen überhaupt. Der „Hermenwächter“ geht aber gegen das Griechische, sowie es der König bringt und darbietet. Zugegeben seinen Lydern tut ein Stück Kultur der Griechen, die „mit der Form den Dingen erst die rechte Weihe geben“ und „wär's auch nur den Kranz hinzufügen“, ganz gut, so scheint er sich, das sagt sein impulsives Temperament, über das Zeitmaß, die Menge und Beschaffenheit betreffs des Griechischen bei seinen Reformen zu täuschen. Nun aber das Dritte und die Hauptsache. Sein Ästhetisches ist ein Angelerntes, wenn es hoch kommt, ein mit Glück Angelerntes. Er bleibt zu sehr in der „formalen Harmonie“ stecken; ihm ist das Ästhetische, was es den meisten gewesen und ist, ein Ding, das man nimmt und wieder hinstellt, bald mit einiger Teilnahme, bald mit Gleichgültigkeit; natürlich bei ihm mit einem starken Beisatz Anspruch und ernster Tuerei, aber nimmermehr eine große Form mit dem gewaltigsten Gehalte, hinter der, tritt es als echtes Kunstwerk auf, das mächtige Leben pulst. Er hat keine Ahnung davon, daß diese so gern bei Seite geschobenen Formen im Leben erfahren, und ihr einzig großer Gehalt erliebt, erlitten und erstritten, mit dem „Leben“ oft bezahlt wurde. Er weiß nicht, daß das Leben das Schöne fordert und daß das Schöne das Leben heischt, welche ungeheure Macht die Kunst im Leben eines Volkes ist, die man nicht ungestraft vernachlässigt oder gar bevormundet. Die Zeit kann ihn nicht entschuldigen. Die ganze Persönlichkeit ist immer, so oder so, von Ästhetischem gesättigt, und namentlich, wenn sie beansprucht „Kenner“ sein zu wollen und es ins Leben niederlegen zu wollen. Wir fühlen ganz deutlich, daß er die höheren Kunst- und Kulturformen sich

nicht aus dem Volke ruhig und stetig entwickeln lassen will. Ohne Ruh' und Rast wie er einmal ist, möchte er sein der Fremde wenigstens mit entliehenes Ideal dem Volke rasch aufimpfen. So fällt von dieser Seite aus auf das Falsche in der Gegenüberstellung der Griechen und Lyder ein hochbedeutsames Licht, und tief in der Eigenart dieses Mannes und seinem oberflächlichen Ästhetischen liegt seine Furcht vor dem Ausgange des Wettkampfes begründet, und auch warum er ein so falscher Prophet gewesen; aber auch warum ihm die hohe Bedeutung und die weit tragenden Folgen des Sieges seines griechischen Freundes nicht aufgingen. Das Naturkind Thoas spürt sie sofort und er ist nur insofern im Unrecht, als er nicht weiß, daß den Fremden die Sitte von dem Verrate abhält. Alsbald treten die Lyder zusammen, heimlich bei Nacht, und erwägen eine Neuwahl und werfen ihre Augen auf Gyges. In dem allem liegt ein furchtbares Verdikt des Reformwerkes und seiner ästhetischen Grundlage. Also sein Griechisches lehnen sie ab, und eines Griechen Wahl ziehen sie in demselben Atemzuge in Betracht und rufen ihn alsbald zum Könige aus. Aber in Kandaules klafft das Ästhetische und das Leben auseinander, so frevelt er so furchtbar gegen die Sitte, in Gyges durchdringen sich beide, daher erwächst ihm aus einem nicht beabsichtigten Frevel seine ihm unbewußte Sitte zu vollendetster Kraft. „Hermenwächter!" Und „Ihr drückt den Kranz auf das, was irgendwo erfunden ward, und habt das Ding gemacht!" Die denkbar falscheste Auffassung: als könnte die Form von außen dazu kommen, dann ist das „Ding fertig". Seiner Eigenart lagen natürlich ruhige, abgeklärte, formal-schöne Formen. Die aus seinem „barbarischen" Volke erwachsenden charakteristischen Formen, welche in einer späteren Schönheit ihre Erfüllung fanden, fanden keine Gnade vor seinen Augen. Gebunden! „Hermenwächter!" Er hatte wohl gar nach seiner königlichen Residenz Sardes griechische Bildwerke eingeführt und solche errichten lassen. Denen schlug wohl der eine oder andere seiner „ungebildeten" Lyder bald Kopf bald Arme ab, so ließ er sie bewachen. Er war sich dessen gar nicht bewußt, welche feine Feigheit sich darin versteckt, wenn der eifrige Errichter von abgeklärten Marmorwerken sich gegen die derbere Kunst seines Volkes, welche noch die Eierschalen einseitiger Natur an sich trägt, verschließt oder gar wendet. — Wie ihm der gewaltige sittigende Gehalt aller

ästhetischen Formen nicht aufgegangen, zeigt aber insbesondere die große Angelegenheit, welche ihm heiß am Herzen liegt. Er entwürdigt das „ästhetische Fühlen“ zu einem gemeinen Mittel, sich die Richtigkeit seines Schönheitssinnes bestätigen, sich die Köstlichkeit seines Besitzes versichern zu lassen. Der „Kenner“ soll die Schönheit seiner Frau bekräftigen. Wie ihm aus seinem Ästhetischen keine Kraft für die Sitte erwächst, so ist ihm der Freund Gyges der formale Kunstkenner, der das abmachen wird wie jede andere Angelegenheit oder aufgegebene Besorgung auch. Der Schönheit kann es eben so wenig schaden, wenn sie geschaut wird, wie dem Beschauer: „sie kann's ja nie erfahren!“ Welch' ein Standpunkt bei einem Manne, welcher ein Heiligtum, sein Heiligtum zum Blicke eines andern aufschließt, der Gott, der darinnen wohnt, wird es nicht sehen, also bleibst Du ungestraft. Gab es denn gar keinen andern Schein von einem Grunde anzuführen als gerade den lumpigsten auf die schwerwiegenden Einwände des Jünglings: „Dich sieht keiner, also tue es!“ Aber der Kündiger des menschlichen Herzens weiß es: wenn Gute sündigen und Edle fallen, gibt es einen tiefen Fall. Und der andere Grund, einer muß mir doch meinen Reichtum bestätigen. Wie arm erscheint in diesem Augenblicke dieser König, welcher in dem Urteil seines Innern kein Genügen findet. Weit, weit von dem entfernt, was die Schönheit dem, der sich ihr gläubig hingibt, spendet, ist der Mann, welcher solches tut und sagt, weit davon entfernt, daß sie ihm ins Leben quillt, weit von der Sitte wich er ab. In einer Tragödie, in welcher die Sitte alle Glieder zu einem Organismus bindet, mußte die Schönheit und im innigsten Verein mit ihr das weibliche Schamgefühl die Treiberin der Handlung sein. Als habe der Dichter seine Tragödie zur Warnung für alle diejenigen geschrieben, welche sich sicher irgend welcher ästhetischer Formen, Forderungen und Erfüllungen fühlen, die Instrumente handhaben, viele Einzelheiten hin- und wiederwenden, es gibt kein Ganzes — oder ein Häßliches. So sind bei diesem Kenner der Schönheit auch die einzelnen Stücke der Vorbereitung „schön“. „Schön“ wie er den nichts ahnenden Freund von Stufe zu Stufe führt, schön seine Wiedergabe des Bildes der Lesbia, schön der Übergang zu seinem Zwecke, schön wie er die Mittel zu diesem Zwecke zurechtzulegen und den Zweck selbst zu „beschönigen“ versteht. Auch

gibt es diesmal ein Ganzes, einen Zusammenklang, nur schade, daß das Ganze ein Häßliches, der Zusammenklang eine Dissonanz ist, deren Auflösung Blut fordert. Der Schluß der das Drängende des heftigen Verlangens atmenden Rede des Königs führt das Motiv zu der Freveltat ganz auf das ästhetische Gebiet: „Ich ford're es von Dir! Und bist Du's Deiner Lesbia nicht schuldig? Vielleicht ist sie die Siegerin!" Man hat ganz richtig darauf hingewiesen, wie sich Anfang und Schluß dieses Aktes zusammenschließen und so eine feste Einheit hergestellt wird. Wenn aber aus diesem ästhetischen Beweggrunde dem Könige irgend eine Entlastung zuerkannt würde, so heißt das die Idee der Dichtung gänzlich verkennen und die Dichtung geradezu auf den Kopf stellen. Er ist ja schon überzeugt, keine, auch keine noch so reizende Lesbia nimmt es mit der einzig schönen Rhodope auf; auch ist er überzeugt, so wird das Urteil seines Freundes ausfallen, so daß die Bestätigung nichts als ein formaler Akt ist und das Ganze dadurch nur noch frevelhafter erscheint. Sodann kann dieser ästhetische Beweggrund ihm nur subjektiv zu gute gerechnet werden. Das setzt aber voraus, daß er ganz im guten Glauben gehandelt hat, wirklich nach seiner ganzen inneren Verfassung des Urteils seines Freundes bedarf. Aber das können wir eben, wie wir ihn bereits kennen, nicht glauben; wir fühlen, sollte die Bestätigung ausbleiben, so wird er sich darüber hinwegsetzen. Aber objektiv verurteilt ihn dieser ästhetische Beweggrund gänzlich: er setzt voraus, daß das Schöne mit einem Unsittlichen vermengt werden kann. Gyges hat ihn auf das „Schmach"-volle solcher Handlungsweise aufmerksam gemacht und er erwidert: „Sie kann's ja nie erfahren." Unter Voraussetzung einer solchergestalt trüben Anschauung soll ein Urteil in ästhetischen Dingen möglich sein. Daß dem Freunde bei seinem innigen Erfülltsein von der Schönheit und somit der Sitte das aufgezwungene Sturzbad nicht schadet, kann er nicht wissen. So kommt es, wie es kommen muß. Der von der Schönheit erfüllte Jüngling gibt ein richtiges Urteil ab, kann aber die kühle Keuschheit, welche die reine Anschauung stets begleitet, sich nicht bewahren, und wird vom Stoffe geirrt. „Funken sprühen" mit Golo zu reden. Einmal bleibt seine Sitte nicht in naiver Vereinigung mit seinem Schönheitssinn, er fühlt im Schlafgemach der Königin das Frevelhafte des Beginnens angesichts der großen Wirkung höchster

Schönheit und dreht an dem ihn unsichtbar machenden Ring, so daß er schon am Abende noch entdeckt worden wäre. Sodann wird er von heftigster Liebe ergriffen. Daß er sich überwindet kraft der in ihm mächtigen Sitte, ist abermals nicht des Königs Verdienst; auch konnte er diese ganze Entwicklung nicht voraussehen. Dieser ästhetische Beweggrund setzt objektiv die Schuld des Königs erst recht fest.

Die Verwendung des Ringes aber mit seiner Wunderkraft im Dienste einer solchen nichtigen Sache macht den König des weiteren erst recht schuldig. Denn er setzt ihn zum Mittel herab, einen schweren Frevel zu ermöglichen. Um so schuldiger wird er als er dieses Mittels nicht bedurfte. Leicht ließen sich andere Mittel und Wege zur Verwirklichung der abscheulichen Tat finden. Aber kaum hat Gyges seinen schweren Bedenken Ausdruck gegeben, so entgegnet Kandaules in seiner leichten Art rasch: „Sie kann's ja nicht erfahren! Hast Du den Ring vergessen?" Also der wundervolle Ring, welcher unter so eigenartigen Umständen mit Aufbietung aller menschlichen Kraft erworben und ihm vom Freunde geschenkt ward, ist eben als erstes bestes zum Mittel ihm gerade gut genug. — Aus diesem Verhältnis des Ringes zur Handlung und insbesondere deren Kernpunkte geht unzweideutig hervor, daß der Dichter des Ringes als eines äußeren wie inneren Hebels derselben vollständig entraten konnte; damit fallen alle Einwendungen zu Boden, welche gegen ihn erhoben worden sind; auch der: „der Dichter selbst habe nicht an die Wunderkraft des Ringes geglaubt"; das ist doch wirklich gleichgültig. Aber geglaubt hat der Dichter und glauben wir mit ihm an das Wirken von Kräften in der Natur und im Menschen, welche machtvoll-geheimnisvoll und schwer oder nicht berechenbar sind und nur bald gern bald ungern unseren Plänen dienen, daher nur von wahrhaft Großen unter den Menschen zu großen Zwecken und immer mit Hingabe der ganzen Persönlichkeit gerufen — — gebeten werden dürfen. Diese Kräfte strahlen in den Ring ein. Zu spät merkt der König, daß, mit dem er bloß gespielt, an dem Ringe „das Weltgeschick hängt".

So stellt sich auch diese Handlung als eine Verletzung der Sitte dar. Beide Aktionen, diese Privataktion und jene Staatsaktion, sind ebensosehr durch die Idee des Ganzen, die Idee der Sitte, verbunden als durch die Person des Königs, ja die Führung beider Aktionen könnte an zwei Personen verteilt sein. Die um-

fassendere Staatsaktion bildet weise den Hintergrund, aus dem der Mann und König nach Charakter, Temperament und Natur fast fertig vor uns aufsteigt, so daß diese Tat gleichsam als reife Frucht fällt. Man begreift nun auch, daß von „Roheit“ oder „einem unseren Sitten Fremdartigen“ keine Rede sein kann. Fremdartig ist mir nichts, was klar aus einer Persönlichkeit fließt, der ich ins Herz schaute — auch ein dunkler Strom kann klar fließen. Ehe man aber von Roheit in dem Sinne der Gasse spricht, erwäge und ziehe man alle Momente in Betracht; selten ist eine Handlung so unbewußt um die darin liegende Verletzung der Sitte und so wohlbegründet durch Temperamentanlage geschehen; Roheit in diesem Sinne setzt immer eine bewußte Verletzung der Sitte mit beabsichtigter Beeinträchtigung des Gegenstandes voraus. Das war hier nicht. Wollte man aber „Roheit“ in dem engeren Sinne gebrauchen, daß einer da zu „nackt“ erscheint statt sittig, wo es nicht sein sollte, so würde man das Wort im Gegensatz zu „Sitte“ in dem tiefen Sinne, den das Wort hier hat, gebrauchen, und dann wäre es anzuwenden. — Die weitere Entwicklung des Charakters des Königs geschieht, bedeutsame Momente noch zu Tage fördernd, auf der Grundlage dieser Umrisse: die Idee der Sitte ringt sich mächtig durch. Auf eine Betrachtung dieser Entwicklung dürfen wir verzichten.

Sieht man aber auf das Ende, so haben wieder andere gemeint, ein so „edler“ König und Mensch könne nicht solchen „Frevel“ verüben. So stehen sich Roheit und „Überedelmut“ kraß gegenüber. Es sind diejenigen, welchen die Wörter edel, herrlich, prächtig, gut, schön u. a. m. und deren Gegenteile nichts als vom Leben getrennte, in der Luft schwebende Blasen, Leute, denen die Kunst immer nur ihr „Schönes“ ist, die aber entsetzt aufschreien, wenn die Kunst das wahre Leben darstellt. Es sind die Trefflichen, welche noch niemals den geringsten Versuch gemacht haben, den großen gestaltenden Gehalt der Kunst in ihr Leben zu wirken. Nach einem Versuche, im Interesse des Freundes und der geliebten Gattin die Sache so oder so beizulegen, nimmt der König das Leiden auf sich, zahlt er die schwere Buße, will er die Sühne allein tragen und trägt sie. Diese ritterliche Bereitwilligkeit liegt aber ebensosehr in seiner Art begründet wie sein rasches Handeln, das ihn in zahlreiche Ungelegenheiten brachte und nun diesen

tragischen Ausgang herbeiführt. Wie schon gleich in der Exposition der Handlung die Sitte zu mehreren Malen bis an die Außenseite seiner Natur trieb, an welcher das Leben mit der Welt beginnt, so auch jene Ritterlichkeit insbesondere, die einsteht für die Tat und welcher so lebendig bewegte Persönlichkeiten nicht immer in dem Widerstreite der Welt entraten können. Wohl ihnen, wenn sie diese Ritterlichkeit einen Teil von ihrem Selbst nennen können. Darum wird ihm auch die Verzeihung von der zu teil, die er so schwer verletzt. Denn als Gyges ihr den Scheidegruß des Königs überbringt, erwidert Rhodope:

> „Wenn er so edel in das düst're Reich
> Hinunterstieg, so werde ich ihm gern,
> Und wär's auch auf der Schwelle schon, begegnen,
> Ja, ihm mit eig'ner Hand vom Lethe schöpfen
> Und selbst verzichten auf den sel'gen Trunk."

Wenn ihm aber diese erste und letzte Instanz der Sitte Verzeihung gewährt, dann dürfen wir es zuverläßlich auch tun.

Doch über den Schluß noch eine Bemerkung, die uns von der Meisterhaftigkeit des Aufbaues der Tragödie wenigstens eine Ahnung geben mag. Mit der Andeutung des großen Reformwerkes eröffnete sich die Handlung, mit dem Eingeständnis seines Mißlingens schließt sie. König Kandaules gesteht in längeren Reden den Zusammenbruch seines vorwitzig unternommenen Werkes ein, wir erfahren von der beginnenden Zerrüttung im Staate, von dem Anfalle der äußeren Feinde auf den Staat, und sehen den alten treuen Diener der alten Dynastie im Namen der Lyder Gyges die Krone entgegenbringen. Wenn sich Rhodope am Altare der Hestia mit den Worten: „Ich bin entsühnt, denn Keiner sah mich mehr, als dem es ziemt, Jetzt aber scheide ich mich so von Dir" den Dolch ins Herz stößt und so noch einmal jenes Frevels gedenkt, so ist dieser Schluß der sich aus der Handlung ergebende äußere Abschluß. Nach Seite des an ihr verübten Frevels und der Entsühnung war jene Stelle,. die dem Gatten verzieh „Wenn er so edel in das düst're Reich hinuntersteigt" und die spätere „O Hestia, Du Hüterin der Flamme . . . . . ich dank' es diesem Jüngling, daß ich wieder vor Deinem Angesicht erscheinen darf" der innere, auch äußerlich genügende Abschluß. Dann bleibt auch in ihrem Munde das Gedenken der mit dem Reformwerk verbundenen Staatsaktion das letzte Wort: „Und,

wie das Volk zum König, so erhebe Ich ihn, sei Du mir Zeugin, zum Gemahl. Als Morgengabe sieh die Krone an, die schon gebietend Dir vom Haupte funkelt." So weiht die Gattin des letzten Sprößlings aus dem alten Königs-Hause den neuen König, den das Volk gewählt: Die Trägerin der „Sitte" verknüpft mit dem alten Hause des Herakles den Gründer einer neuen Dynastie. Der wunderbar ergreifende plastische Ausdruck dafür, daß sich der Übergang in „Sitte" vollzog, d. h. ohne Unordnung, ein Umstand, welcher übrigens ein gutes Zeugnis für die politische Reife des Volkes und den nicht ganz schlechten Stand der „Sitte" unter ihm abgibt. Mit dem Worte „Halte Dein Gelübde" mahnt sie ihn zum letzten zur Treue in der Aufgabe, die ihm zunächst obliegt, und zu der Treue im Berufe überhaupt. Zwischen beiden Worten liegt die Frage nach dem „Todtenring", die Antwort des Gyges, „den trägt der König noch am Finger" und ihre Antwort „Dann hat er schon den Platz, der ihm gebührt". Gyges wird also geläutert und ganz „Sitte" ohne den Zauberring, ganz allein auf seine Kraft gestützt, sein Werk vollbringen. Daß er dem Überwundenen den Ring ließ, war Sitte. Wie die Frage und Antwort über den Totenring zwischen der Weihung des Gyges steht, der tüchtige Kern für eine starke Hülle! Dasselbe im Aufbau des Ganzen. Die große Angelegenheit des Staates beginnt und schließt und die eigentliche Verletzung der Sitte durch den Frevel an dem Weibe steht in der Mitte. Die Verletzung der Sitte ist alles, der Kern, war sie nicht, war das andere nicht, überschlug sich die Reform nicht. — Nun sind allerdings die letzten Verse die Schlußakkorde auf dem Grundtone oder besser das Verschweben des auf ihm stehenden Schlußmotivs in höheren Sphären. Es heißt aber diesen Schluß veräußerlichen und in eine falsche Beleuchtung rücken, wenn man wieder auf des Dichters „Reformationstick" hinweist und den Dichter gegen „das Formelle in der Entsühnung durch die Ehe, das zur hohen Erscheinung der Rhodope nicht passen will", damit in Schutz nimmt, daß „diese Ehe nur die unsittlichen und unvernünftigen Konsequenzen darstellen will, zu denen das auf die Höhe geschraubte Sühnegefühl führt". So wird vollständig verkannt, daß die Ehe hier weiter nichts ist, als der Stempel auf die Gemeinschaft der durch Sitte Verbundenen, welcher zugleich dem Gyges den Thron sicherte.

Die Nibelungen.

Ein deutsches Trauerspiel in drei Abteilungen.

Vollendet am 22. März 1860.

Die Darstellung des Zusammenstoßes zwischen Heidentum und Christentum soll nach der allgemein herrschenden Ansicht die Idee von Hebbels Trauerspiel „Die Nibelungen“ sein. Daß der Kampf zweier Weltanschauungen den geistigen Inhalt und Hintergrund der Handlung seiner Nibelungen-Tragödie bildet, hat der Dichter zu mehreren Malen in Briefen und in seinen Tagebüchern ausgesprochen, sich im übrigen nur geringes Verdienst bei der dichterischen Neugestaltung unseres nationalen Heldengedichtes zugeschrieben und seine dichterische Tätigkeit bald mit der eines Interpreten bald mit der des Aufziehens eines alten Uhrwerkes verglichen. Wie zahlreich auch und manchmal umfangreich die Äußerungen über sein letztes Werk sind, eine Idee, welche die ganze Trilogie durchdringt und alle ihre Glieder zu einem Organismus verbindet und welche nach seinem eigenen Geständnis, „wenn der Künstler von einem Gegenstand mächtig ergriffen wird, ganz von selbst hinzutritt, wie der Saft in die Bäume“, eine solche Idee findet sich nirgends bezeichnet. Man muß sich da mit dem „Kampfe zweier Weltanschauungen“ begnügen. Gegen diesen Kampf als Idee des Organismus hatte ich schon vor sieben Jahren Bedenken, als ich Hebbels Nibelungentragödie zum ersten Male näher trat; und diese Bedenken sind nur immer gewachsen. Nicht daß nicht einmal, was eigentlich in jeder Tragödie den Ideen-Hintergrund bildet, auch die Idee in einer Tragödie insbesondere bilden könnte. Aber wenn der

Kampf zweier Weltanschauungen in Hebbels Nibelungen-Trilogie auch Teile der Handlung und gewisse Charaktere oder sich entgegengesetzte Charaktergruppen durchdringt, so blieb er mir selbst in solchen Gestalten immer mehr gewaltiger Hintergrund und Perspektive als daß er Leben spendender Fluß im Nervengestrenge der Personen und Ereignisse gewesen wäre. Aber jedes neue Jahr, daß ich mich in dieses deutsche Kapitalkunstwerk versenkte, gingen mir ganze Teile der Handlung nicht auf in diese Idee und nichts wußte ich mit Siegfried und nichts mit dem prächtigen Gegensatz Etzel - Dietrich zu den Burgunden anzufangen, wenn, was bloßer Ideen-Hintergrund war, auch Vordergrund sein sollte oder umgekehrt. Jedoch der Gegensatz zwischen Heiden- und Christentum war da und offenbarte sich eindringlich schön. Aber immer wieder beunruhigten mich jene anderen Gegensätze unter den Heiden und besonders unter den Christen selbst, bis mir auf einmal von Dietrich und zugleich von Siegfried — Etzel — Dietrich die Aufklärung ward. Diese Idee zog sich wie eine Linie durch das Werk, in freier Weise umspielt von der gewaltigen Handlung und den großen Charakteren. — Fragte ich nach dem Heidnischen, so fand ich Handlungen und Gestalten, die mehr oder weniger fest auf dem ursprünglichsten Naturgrund standen, während das Christliche sich in dem Gebundensein an eine „Glaubenslehre" zeigte, die „Sittliches" im Gegensatz zu jenem „Naturgrund" zum Inhalt hatte. Wir stehen auf einer Weltenwende; die handeln, sind Übergangsmenschen. Kein Wunder, wenn im Laufe der Handlung, des „Kampfes", die Heiden immer fester auf ihrem Naturgrunde stehen lernen, ja der eine oder andere „Christ", weil seiner Lebensaufgabe die neue Glaubenslehre nichts sagte, gegen Ende der Handlung, wie ein alter Heide handelte. Dagegen pendelten die Christen in dem Kampfe hin und her; natürlich: sie hatten den alten Grund nicht mehr und den neuen noch nicht gefunden. Was war denn nun Siegfried? Das „Christentum" des „Heiden" Etzel und des „Christen" Dietrich fand ich so „himmel"weit über das der Burgunden und — das unsrige, daß jene Großen aus der Schablone des „Kampfes" herausfielen. Was band diese noch mit jenem? Welches war der lebendige Gegensatz, in welchem jene drei Großen zu allen andern, Heiden und Christen zusammen, stehen? Hagen tritt aus den Heiden heraus und stellt sich neben Siegfried auf; auch

das hat wenig mit jenem Kampfe gemein. Kriemhild tritt aus den Christen heraus und will an Etzel-Dietrich gemessen werden. Was bindet die Fünf unter einander und zieht sie ab von den andern, bezüglich zieht sie zu den andern, gleichviel ob Heiden oder Christen, und läßt sie wieder unter sich abstoßen? Das muß noch ein anderer Strom sein, der dieses ganze Gebilde durchdringt, als Kampf zweier Weltanschauungen. Es ist für uns, die wir auf einer Jahrhundertwende stehen und, was bedeutsamer noch, in einem Übergangszeitalter leben, von größter Wichtigkeit, über jene Fragen und deren Lösung nachzudenken.

Wir stehen in dieser Tragödie auf einer Weltenwende und zwei Anschauungen kämpfen mit einander; das ist richtig. Wer auch immer dieser Überzeugung war, durfte Hebbel die „Eideshelferschaft als historisches Überbleibsel" und „die Befleckung der reinen Gestalt des Giselher durch sie" nicht zum Vorwurf machen. Dieser Dichter und jeder echte mit ihm schafft „reine Gestalten", aber darum wahre Menschen. Jener Vorwurf und mancher ähnliche beweisen nur, daß diejenigen, die sie erheben, von dem ethischen Gehalt dieses mächtigen Stoffes keine Ahnung haben. Wen das „Nachhinkſen" des Giselher so sehr ärgert, vergißt, daß er es mit Übergangsmenschen zu tun hat und daß das Hin- und Herpendeln dieser naturnotwendig ist, bis der furchtbare Zwang der Lage ihre Aufgabe und damit ihre Entschließung schrecklich vereinfacht. Und erst die Taube Kriemhild, wie flattert sie scheu hin und her: nachdem ihr Pfeil einen starken Druckfleck auf der Brust der Gegnerin hinterlassen, ist er auf sie zurückgeschnellt; nun fragt sie bei Frigga nach der Königin und trägt Versöhnung an, fällt dem listigen Anschlag des Oheims zum Opfer und ist, nachdem sie verraten, was den geliebten Mann dem Gegner zum bloßen Wilde macht, erst recht uneins, erregt, verwirrt. Nur scheinbar eins in sich der Kaplan, der an diesem Hofe entzweiter Menschenarten gute Ernte hält, wo so viele Stütze, Rat und Trost brauchen. Gewandt und fest, rettet er sich durch Schwimmen. Aber einmal für immer bei hervorragendster Gelegenheit hat der Mann Gottes mit seiner „Lehre" entschieden Unglück: als er der hart geschlagenen Frau das „Gedenke dessen, der am Kreuz vergab" zuruft, empört sich ihre ganze Natur und sie schreit auf um „gerechtes Gericht" zu ihrem königlichen Bruder. Mir ist die Entwicklung,

welche dieses Weib und die andern Großen der Tragödie wie auch alle andern als Menschen durchmachen oder nicht, von der größten Bedeutung. Und gegen diese Entwicklung des Menschen ist mir der Kampf zwischen Heiden- und Christentum ein stark betonter, aber immer nur ein Hintergrund, aus welchem das Ganze seine Stimmung, seine Färbung, auch der Aufbau seine Gliederung und was sonst alles empfängt, ein mit recht stärker als in mancher anderen Tragödie ausgeführter Hintergrund, aus dem es stark nach vorne strahlt. Aber wie es Kriemhild bei jener angeführten Gelegenheit ergeht und was „aus ihr wird", und was die andern bleiben oder werden, das ist ein Anliegen, was die Menschen zu allen Zeiten und heute uns mehr denn je angeht, hat an sich so wenig oder so viel mit dem Hintergrunde zu tun wie die Idee in jeder andern Tragödie auch. Von den schwachen Burgunden aber ist König Gunther der Schuldigste von allen, denn er verschreibt sich aus Unvermögen, aus eigener Kraft das Köstliche, daß er zu brauchen meint, zu erwerben, also zu werden, von seinem Standpunkte aus, dem Lug und Trug. Das aber machen seine Brüder von heute gerade noch so. Am Anfang von „Kriemhilds Rache" finden wir diese ganze Weise zu handeln ihre Früchte tragen: Mißtrauen, Verschlossenheit, Groll und Verbitterung, wo Sippentreue, oder, christlich gesprochen, Liebe, wenn nicht regieren, so doch sich strengen sollte, um in Sanftmut zu binden. Wieviel mal ging Kriemhild zur Messe seit des Gatten Tod, ehe Markgraf Rüdiger anklopft, und dennoch wird der Haß alt und frißt der Groll sich fest, der Rache atmet. Wir fühlen das mit ihr. Wir verstehen es, wenn sie ihr Söhnchen am Hofe der christlichen und brüderlichen Burgunden nicht sicher glaubt. Wir verstehen es, wenn sie einwilligt, Etzels Weib zu werden, um den Tod des unvergeßlichen teuren Mannes zu rächen, da ihr Ruf nach Gerechtigkeit bei dem königlichen Bruder verhallt. Aber dies und noch manches Andere, vor allem ihr Streit mit Brunhilden, aus einem weiblichen Motiv entsprungen und daher verständlich, muß ihr als „unchristlich" aufgeschrieben und, an Siegfried, Etzel und Dietrich gemessen, als schwere Schuld angekerbt werden. Daß aber in dem allem etwas so spezifisch Heidnisches herausschlüge, kann ich nicht finden. Dann sitzen in unseren christlichen und jüdischen Kirchen noch riesenmäßig viel Heiden. Und auch die

Handlungsweise der Burgunden ist in der geschaffenen Zwangslage nicht so besonders heidnisch, daß sie nicht bei uns recht wohl möglich wäre.

Hagen dagegen erscheint von vornherein als „ganze Natur", auch da, wo er Siegfried bald karg bemessenes bald volles Lob, doch immer in knappen Worten, spendet, dichterische Züge ersten Ranges, welche seine Individualität bereichern und uns für seine Tat den rechten Standpunkt anweisen, aber nicht ihn „heben" oder seine „Tat veredeln" sollen. Im Verlaufe der Handlung offenbart sich immer mehr der Inhalt und Gehalt von Hagens „Heidentum": Gebundenheit in der Natur. Schön bekundet sich das den Donauweibern gegenüber, in seinem Verfahren gegen den Kaplan und gegen den Riesen Gelfrat, den Mauthner, und noch in vielen andern mehr. Überschaut man sein ganzes Wesen, so erscheint er so ganz aus einem Stücke, daß man ihn sich erst recht als bei aller Gebundenheit frei vorstellen muß, so wenn er Siegfrieds Art Anerkennung zollt, soweit dies eben seine Art zuläßt. Also Bindung in Freiheit durch Lebenserfahrung, das aber ist Religion. Hagens Lebens- und Weltanschauung ist religiös, so gut wie irgend eine aus dem Innern, bewußt oder unbewußt, quellende, im Leben erfahrene Anschauung. Und Hagen handelt mehr als einmal in jener Einfältigkeit des Kindes, das naiv ein Tun meidet, welches von seinem ihm vorgezeichneten Wege es abbringt. Er steht mit der Natur in so inniger Verbindung, daß für alles das, was mit seinem Handeln im Einklang steht, sein Instinkt wunderbar wach ist. So auch Volker; nur ist es bei ihm als der geistig regeren Persönlichkeit bewußter. Hagen fühlt, auch ohne die Donauweiber, um was es sich bei der Sonnenwendfeier handelt, und fast erscheinen die Donauweiber in ihrem ganzen barocken Staat und Auftreten als eine plastische Hervorkehrung seines Innern. Aber treu wie er ist, sonder Furcht und Tadel, zieht er mit seinem Könige. Treu dem Könige? Viel mehr, er fühlt ganz scharf, hier wird was ausgefochten, da gehörst Du hin. Nicht ein einziger Laut verrät ein Wissen darum, um was gekämpft wird, daß eine Welt in Trümmer fällt, die Welt, für die er einsteht, vor einem neuen Weltenbau. Er hat nur das nächste Tatsächliche vor Augen und damit allerdings alles. Für die Tat am Helden im Tann steht er ein. Dunkel fühlt er, daß um seine Welt ge-

kämpft wird, und da darf Balmungs Gewicht nicht fehlen. Obgleich Untertan, treibt seine gewaltige Persönlichkeit bei den wichtigsten Anlässen den König in aller „Treue“ — gegen den König auch, gewiß, aber sein Raten und Taten ist oft so wenig ersichtlich segensreich für das Burgundenhaus, daß wir sagen: in aller „Treue“ gegen die Sache, eine Welt, der er dient. Wenn Dietrich das rechte Wort zu fehlen scheint für Hagens Tat an Siegfried, daß er in die später vom Dichter gestrichenen Worte ausbricht: „Ein Mord ist zwar ein Mord, doch däucht mir, spricht aus Hagens dunkler Tat Ein Haß, den die Natur vertreten muß“, so scheut man sich das Vorschützen von Lüdegasts und Lüdigers Untreue zur Veranstaltung der Jagd Lug und Trug zu nennen. War „Siegfried vom Drachen nicht zu trennen“, war ihm „im ehrlichen Kampfe“ nicht beizukommen, so hielten auch alle übrigen Veranstaltungen Strich, die seinen Fall bezweckten, vorausgesetzt, daß ein Berufener sie traf; Hagen war ein Berufener wie keiner. Nun ist Hagen aber doch auch Mensch und sein Pathos mit Individuellem behaftet: so hat sein Neid auf den lichten Helden starken Anteil an der Tat, das leugnet er so wenig, daß er es sachgemäß offen bekennt. So lügt er nicht einmal Kriemhild gegenüber. Er tut immer das Notwendige: wenn die Ehe vollzogen werden soll, und sie muß es von seinem Standpunkt aus, dann muß Siegfried fallen; und so handelt er in allem folgerichtig nach dem ehernen Gesetz und vertritt dem schwächeren Gunther gegenüber immer das Richtige. War er so ganz eins in sich, so konnte und durfte ihm auch jener Humor nicht fehlen, der immer ein Kind ganzer Persönlichkeit ist, bei Hagen eine gewisse barocke Färbung annimmt und, sehr bezeichnend, bis in das letzte Ende hinein vorhält. In der tragischen Verknüpfung des Ganzen, die hier eine Weltenwende bedeutet, nimmt er eine hervorragende Stellung ein. Die Ehe Gunthers mit jenem Heldenweibe hat für ihn eine hohe Bedeutung, mit der etwaigen Nachkommenschaft wäre er stark verbunden; von vornherein dient er so seiner Welt. Von Anfang an mischt sich aber auch die Ahnung hinein, daß dieses Abenteuer für Siegfried einen Fallstrick berge; nach dieser Richtung bedeutsam der Schluß vom Vorspiel und vom zweiten Akt des zweiten Teiles, wo er jedesmal das Schweigen zur Pflicht gemacht hat, Schweigen aber ist Siegfrieds verwundbare Stelle. Zu spät ahnt er den wahren Zusammenhang beider

Ehen, dieser Kreuzung über's Kreuz; diese Notwendigkeit für des Unterganges seiner Welt und des Fortbestehens des Menschengeschlechtes den Aufgang einer neuen Welt. So begehrt Hagen nichts für sich, und selbst sein Neid und Haß auf Siegfried geht rein in seine Rechnung auf, welche auf Genugtuung seiner Welt lautet, die einst ein Recht auf Sein hatte und jetzt dies Recht gegen eine neue Welt verteidigt. In diesem aussichtslosen Kampfe hält er aus bis zuletzt und geht er als letzter unter, mit dieser Treue gegen sich und seine Welt selbst jeden Schlangenpfad adelnd. Hagen dient. Das ist das Zauberwort, welches den wunderbaren Glanz über seine dunkle Gestalt breitet und ihn unendlich über seine ganze Umgebung hinaus hebt. Hagen dient. Aber er dient einer zerscheiternden Welt, er wird also im Dienen nicht, er ist geworden; entwickelt sich, da seine elbische Natur sich später noch mehr offenbart, eher dahin, wo er hergekommen bez. seine Ahnen stehen, und darum muß er schließlich sterben. Und alle seine Sippen mit ihm, die überhaupt nicht dienen, zu spät höchstens sich dazu erheben; sie erleiden was recht und billig. Wie Frigga nach dieser Idee zu betrachten, wie Brunhild, nachdem sie zu spät erkannt, daß sie in Siegfried ihre eigene Welt geschlagen, zur Mumie wird, braucht nicht weiter verfolgt zu werden. Aber schon hier leuchtet ein, daß der Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum in den Verhältnissen zwischen Hagen und seinen Sippen nicht der alles belebende Faktor ist, mag er Rahmen und Hintergrund sein und den Gang der Handlung färben, der Kern ist ein so menschliches Tun wie das Dienen.

Dies läßt ein Blick auf Siegfried sofort noch mehr in die Augen springen. Hagen und Siegfried fordern sich wie Tag und Nacht, sie sind die beiden Männer, welche die Natur schuf, weil sie nicht einen machte aus dem Stoffe. Aber doch so, daß Siegfried weit über Hagen steht: Hagen, sagte ich, erfühlt nur eine Seite der Natur, Siegfried versteht sie ganz, ja das wäre fast wörtlich zu nehmen, wenn er wie die Sprache der Vögel auch die alles dessen „was hüpft und springt“ verstünde, doch um letzteres brachte er sich selbst. Ihm ist alles klar und hell und alles sieht er deutlich, soweit das unbewußt geschieht, denn bewußt ist ihm nichts, hier liegt seine Grenze. Wenn Hagen die Donauweiber bestimmen, so lacht Siegfried über die Rheintöchter und wirft

mit dem Fuchs nach dem kreischenden Raben. Aber er hat alle Gaben von Natur und gewinnt sich mit ihnen Tarnkappe und Balmung und andere Guttaten wie spielend dazu. Erworben in dem Sinne, daß ihm alles bewußter geistiger und sittlicher Besitz geworden, hat er nicht. Zum Reichtum, soll er wahrhaft fruchtbar werden, gehört auch ein Wissen darum. Siegfried weiß gar nicht wie reich er ist, das ist für seine Welt, zum Wirken mit Brunhilden, Größe, für die aufgehende Welt an Kriemhilds Seite Grenze, Beschränkung. So erhielt wohl diese Ehe das Geschlecht der Menschen, aber daß wir einmal des Reichtums dieses Vaters uns freuen, ihn wirklich erwerben, dazu mußte er sterben. Mit Bewußtsein reich zu sein und nicht darum zu wissen, ein unbewußt-bewußtes Leben unbewußt-bewußt zu leben, das ist unser Ziel, das ist der Hort, den Hebbel uns aus dem gewaltigen Heldengedicht durch sein „Dienen zum Werden" gehoben und leuchtend hingestellt hat. Der Kampf zweier Weltanschauungen kann doch nimmer mehr Selbstzweck sein. Wenn es auch wahr bleibt, daß das Werden niemals aufhört, so gibt es für uns Menschen doch sicher mehr oder weniger erkennbare Stationen. Das bezeugt im dritten Teile die grandiose Götterdämmerung, eine Eschatologie für uns und kommende Geschlechter. Diese Eschatologie reicht noch für viele Jahrhunderte aus. Das bezeugt jenes furchtbar gewaltige Ringen, Unterliegen, Aufstehen, Fallen, Bleiben, Stehen, bezeugt zuletzt das Dioskurenpaar: der „Heide" Etzel und der „Christ" Dietrich, Siegfrieds Erbe. Erwirb die Welt zum unbewußt-bewußten Besitz, sei reich in Einfalt, werde durch Dienen. Durch Dienen zum Werden, das ist die Idee, welche in Hebbels Kunstwerk sich den Körper gab und in Dietrich von Bern anschaulich vor uns steht. Wenn Siegfried dient, so geschieht es wohl so unbewußt in seinen großen Taten, besser Abenteuern, daß von einem Dienen im Sinne Dietrichs keine Rede sein kann; da aber, wo er „Boten"- bez. „Führer"-Dienste leistet, tut er es für ausbedungenen Lohn, mag auch die wundervolle Lust am Spiel der Kräfte das ausschlaggebende und versöhnende Moment sein. Über dieser entzückenden Freude am Probespiel der Gaben kommt ihm auch nicht im entferntesten das Bewußtsein von Lug und Trug, der ganz allein auf Gunther sitzen bleibt, wie es überhaupt für Siegfried und seine Welt keinen Lug und Trug gibt. Erst nachdem er durch sein erstes Ringen

mit dem Heldenweib in Berührung gekommen und auch durch sein Verweilen am Burgundenhof und in Kriemhilds Nähe aus seiner Zauberwelt mehr in Erdennähe gerückt ist, kommen ihm vor dem zweiten Ringen Bedenken wegen der „heiligen Natur". Aber wohlgemuter Naturbursche wie er ist, schlägt er diese Bedenken in den Wind, wie er sich des Kränkenden in seinem, mit Unrecht getadelten, ersten Auftreten am Burgundenhofe ebenso wenig bewußt war. Aus allem und vor allem aus seinen beredten Berichten spricht die Naivität des Nichtwissens, des Nichtanderskönnens. So sind wir in der Jugend, nur daß Siegfried ausgeführt, was uns im heißen Kopfe und auf der schnellen Zunge sitzen bleibt, wobei der starke Mann dem Jüngling in das kühne Auge schaut und denkt, wie wird das werden. Siegfried bezwingt unbewußt die Riesen und Drachen und Feuermassen einer untergegangenen Welt, Dietrich bändigt bewußt die Wesen einer absterbenden Welt. Von jenem Kampfe hören wir bloß, diesen sehen wir; der Held jenes Kampfes ragt noch in unsere Welt hinein, weil wir ihm die Braut besorgen, Dietrich gehört uns, der Zukunft, an; Siegfried konnte nicht mehr werden, er steht als Gewordener vor uns, Dietrich wird bis zum letzten Augenblicke; im letzten Augenblicke noch begibt er sich von neuem in Dienst; ihm braucht kein Bedenken zu kommen wegen der heiligen Natur, mit der er stets im Einklang ist, er hat den erst von den Menschen erfühlten Zwiespalt zwischen Natur und Geist endgültig überwunden, Siegfried kannte ihn gar nicht. Daher auch sein frisches Mundwerk, das noch vor dem tödlichen Wurfe wie ein munterer Springquell plätschert. Bedeutsam sagt daher Hagen nach seinem letzten Redestrom: „Jetzt schweigt er, aber jetzt ist's kein Verdienst." Und wieder trifft der Mann der Tat, der das „Grübeln" ganz seinem Adlatus Volker überlassen hat, das Schwarze, wenn er Siegfried nicht trennen kann von der Welt der Drachen; jene angeborene Naivität wird nur mit ihrer Welt fertig. Darum kann dieser beredte Held nicht reden, wenn er um eine unserer Töchter wirbt, wie denn die ganze Werbeszene, reine Zutat Hebbels, eine Perle unserer ganzen Dichtkunst ist. Wie Kinder tun, so reflektiert er über sich und stellt sich außer sich hin, eine Rede bekommen die am Hofe zu hören, bei der sie gelacht haben werden. Wir aber ahnen den tragischen Ausgang

sofort: Das kann nicht gut tun, Sprache der Vögel verstehen und redselig sein. Wie anders Dietrich, als er die Nixen am Webstuhl der Zeit gehört; er bewegte ihre Worte im Herzen, und erst im entscheidenden Augenblicke eine Mitteilung an den edlen Markgrafen. Aber andrerseits ist auch klar, daß diese Naivität und Einfältigkeit nicht über Gunthers und Brunhildens Vortritt in den Dom empört gewesen wäre, dazu hatte er wirklich nicht genug stolzes Bewußtsein seines Wertes; diesen Konflikt herbei zu führen, blieb dem Menschenkind Kriemhild vorbehalten. Wieder trifft Hagen das Schwarze, wenn er ihr zuruft: „vergiß Dich selbst, und Deinen Teil nicht ganz! Du trägst die größte Schuld". So kommt der gewaltige Konflikt auf dieser Weltenwende von der Kreuzung und Vermischung der Rassen, und so „muß sich tödten, was sich liebt". Siegfried aber, der Held der zwei ersten Teile der Tragödie, dessen Leichnam auch den dritten belebt, wurzelt seiner ganzen Natur nach in einer Welt, die den Unterschied zwischen Christen und Heiden nicht kannte. Der schlägt am Ostermorgen ganz gewiß den Drachen tot, wie er am Charfreitag mit der Rohrdommel um die Wette pfeift, vorausgesetzt, daß Sonnenschein und blauer Himmel ihm ins Herze lacht. Bezeichnend die dem Kaplan von Siegfried gegebenen zwei lakonischen Antworten, und fast noch bezeichnender, daß er nach dem tödlichen Wurfe, wo er den Helden ihre Schmach ins Angesicht wirft, mit keinem Worte ihres Christentums gedenkt, es wäre doch hier angebracht gewesen. Nein, es hatte gar nichts hier zu tun, so wenig wie Siegfried mit ihm. Oder war es eine Verletzung des Christentums, daß Siegfried so jugendlich ungestüm sich am Hofe Gunthers einführte und mußte dafür ihn die „Strafe" ereilen? Man könnte noch manche taube Ähre sammeln auf diesem Irrwege. Siegfried hat also mit dem Gegensatze zwischen Heidentum und Christentum erst recht gar nichts zu tun; Hagen auch nicht; bei den anderen Recken tritt der Gegensatz auch nicht so zu tage, daß er als die geistige und sittliche Triebfeder gelten könnte.

Kriemhilds Schuld gründet aber auch nicht in diesem Gegensatze: sie hätte dem angebeteten Gatten trauen sollen und noch weniger sich in ein Geheimnis drängen dürfen, das nicht von dieser ihrer Welt war. Nachdem sie das letzte Unterpfand für ihres Gatten Leben dahin gegeben, gesteht sie sich in einer ebenso

rührenden als tief ergreifenden Klage ihr Unrecht ein, welches wir auch verzeihlich finden. Wenn ihr der Gatte so hoch stand, wenn sie eine hohe Liebe und Verehrung für ihn empfand, so mußte sie ihm erst recht d i e n e n; d e r Trank war noch zu trinken. Aber diese liebliche Blume hat ihren Stachel. Und meisterhaft hat der geniale Dichter diesem Fehltritte gegen ihr Götterbild seelisch fein bereits vorbereitet in der anzüglichen Weise, mit welcher sie gegen die alte Mutter es rügt, daß ihr die im Hofe spielenden Recken nicht längst vorgestellt seien — ein Zug von höchstem dichterischen Werte. Es ist dann nur folgerichtig, wenn diese zarte Frau mit dem Gatten gleich tüchtig schmollen und der starken Gegnerin mit spitzen Pfeilen und Nadeln aufwarten kann. Das braucht nur Reiz und Zeit zur Reife. Die zwei Seelen in einer Brust. So liegt also Kriemhilds Schuld in erster und letzter Instanz darin, daß sie nicht dienen und an ihrem Dienen werden kann; mit ihrem Christentum hat aber diese Schuld so wenig zu tun, daß ähnliche Fehle zu allen Zeiten vorgekommen und allgemein menschlich gesühnt worden sind. Wenn König Gunther sein Gelüste nach einen ganz anders gearteten Wesen aus einem ganz anders geartetem Lande nicht bezwang, so diente er seinem Lebenskreise schlecht, so diente auch Kriemhild dem Menschentum schlecht mit ihrer Ungeduld, mit ihrem Zorn, mit ihrem Mangel an Beherrschung. Das alles kann, muß aber nicht mit dem Christentum zu tun haben. In der Parallelszene zwischen Brunhild und Gunther ganz dieselbe Verfehlung: ganz gegen die Ehepräliminarien empört sich Brunhild gegen ihren Gatten, einmal, zweimal, und macht ihm die Hölle mächtig heiß über den „Dienstmann" Siegfried, nimmt so wenig Belehrung an, daß sie dessen Tod fordert; und doch fließt sie über von Beteuerungen, in ihm den Mann der Männer zu erblicken. Wenn wir auch recht gut wissen, es ist die heilige Natur, die sich in diesem allen regt, so bleibt es doch immer und überall Schuld, und sie heißt: sie können oder wollen nicht dienen. Nur das aber — und das zeigten bereits Hagens und Siegfrieds Dienen — ist ein echtes Dienen, welches unter einem innerlichen Überwinden geschieht, denn nur dieses Dienen verbürgt ein Werden. Dieses Gesetz „durch Dienen zum Werden" hat mit dem Gegensatze zwischen Heiden- und Christentum so wenig zu tun, als es so alt ist wie das Menschengeschlecht.

Aber wenn immer, so macht es sich auf einer Weltenwende besonders geltend, und mußte es auf dieser noch mehr, als es zwar nicht notwendig in „unserem“ Christentum, aber in der Anschauung des Jesus von Nazareth eine entscheidungsvolle Bedeutung hat. Wer aber in eine neue Welt mit hinüber kommen will, der muß durch Dienen zum Werden kommen. Sonst „haust er“ in seiner Welt wie„ in einem Grabe und erstarrt“ und Brunhilds Schicksal wird jeden Tag erfahren. Das bekunden die Überlebenden, die Erben, der „Heide“ Etzel und der „Christ“ Dietrich. Den Heißspornen möchte man ins Stammbuch schreiben, nach Hebbels Nibelungen: unser Christentum ist nicht das Allheilmittel. Es ist eine Phase in der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes mit. Der Schlag mit allen begleitenden furchtbaren Umständen war entsetzensvoll grausam für Kriemhild, und wir verstehen und verzeihen alle Schritte zur Erlangung von Sühne. Aber denkt man an jene Eingeständnisse „ihrer Schuld“, so wäre immerhin möglich gewesen, daß der „Dienst“ an der Natur und ihren Erscheinungen, am „Elende der Verlassenen“, an der heiligen Messe der „anderen“ Seele der lieblichen Frau zum Durchbruch verholfen hätte. Dieser „Dienst“ mußte ihr den Zusammenhang aller Dinge offenbaren, unter anderem den Oheim, dem sie von kleinauf auf dem Schoße gesessen, zu dem sie, von Träumen heiß, geflüchtet, verstehen lehren. Aber dienen! Und sie dient nicht! Und darum wird sie nicht und, statt Brunhild von dem „Grabe zu vertreiben“, stirbt sie selbst. Aber der Natur und der „heiligen Messe“ dienen, wenn diese Vereinigung überhaupt möglich, fordert eine Persönlichkeit von ganz seltener Größe!

So geht sie nur zu Etzel, weil sie bei diesem Namen die allgemeine Vorstellung von Blut und Feuer teilt und sie in ihm das Werkzeug ihrer Rache sieht. Sie kann ihm weiter nichts aufrechnen, als daß er einmal nach ihren Zögerungen sein Gattenrecht etwas ungestüm geltend gemacht. Litt sie an Etzels Hof, so vergesse die schwergeprüfte Frau doch nicht: wollte sie diese Rache, dann mußte sie ihre Voraussetzungen erfüllen. „Vergiß Dich selbst und Deinen Theil nicht ganz! Du trägst die größte Schuld“ hat wie vieles, was gerade Hagen spricht, eine tiefe Bedeutung und geht weit über seinen Verstand hinaus. Herr Etzel bettet und ehrt die liebe Frau so zart und treu, daß dieses *sein rührendes Dienen um sie* zu einer Station

für ihn wird, ein Werden an ihr — ihr bedeutet es nichts. Auch ihr mag die Rache am schwarzen Mörder des Gatten ein Dienst an Siegfrieds Leiche sein, aber das entspricht ja ihrer nun einmal vorhandenen Neigung, ihrem losgelassenen Triebe, da wird nichts „Neues“ aufgebaut, und dieser „Dienst“ ist kein „Verdienst“. Mag man sich zu dem Dienen des als Pilgrim auftretenden „stolzen“ Herzogs, der „ein edles Weib, ein Kind und einen hohen Thron verläßt, von Pferdestall zu Pferdestall sich bettelnd und, wo man ihn mit Füßen tritt, verweilend, Bis man ihn küßt“ stellen wie man will, jene Zeit kann bloß ausschlaggebend sein, und Dietrich sagt: „Es ist doch was!“ Ein starkes Zeichen bleibt er doch für alle Anwesenden und diese hehre Frau insbesondere. Die aber wälzt gleichzeitig den Gedanken, ihr Etzel geschenktes Söhnchen zu opfern, um den das Gastrecht ehrenden Gatten ihren Racheplänen günstiger zu stimmen, und führt diesen Gedanken wenige Minuten nach dem Erscheinen des Pilgrims auch aus. Bei allem Mitgefühl für sie, dieser Gegenschlag im Namen der Idee für Siegfrieds Tod war im Einklang ganz mit einer Zeit und Welt, die schon vor ihr in Trümmer sank und noch dahinstarb, und freilich auch bei uns noch alle Tage stirbt. Da diente keiner um zu werden, wo alle wie die Walkyre nach einer kurzen mehr physischen Entwicklung „waren und blieben, was sie waren“. Aber im Einklang mit der Welt, von deren Werden sie durch Etzel so anschauliche Beweise empfing, deren Morgenstreifen hinter den Bergen emporstiegen, war ihr großer Gegenschlag nicht. Das ist Schuld. Wenn sie sich in ihrem Groll verbiß und „umgefärbt in ihren Gedanken“ durch ihre Feinde nur Rache atmete, so sei es ihr hoch angerechnet, daß sie nie zur wutschnaubenden Megäre wird, auch da in, wenn auch sehr großen, doch edlen Maßen bleibt, wo sie in ihrem Rechtsgefühl furchtbar getroffen und von Hagens grimmen Hohn aufs tiefste verletzt wird; aber leichter war es doch, so folgerecht in ihrer Weise den Bruder nach dem Bruder zu opfern, um zu Hagens Haupte zu gelangen, als sich zu überwinden und, wenn nicht eher, so doch in dem Augenblicke einzuhalten, als der neue Weltgeist ihr Oheim und letzten Bruder gebunden vor die Füße wirft. Auch darf sie nicht allzu sehr darauf pochen, wenn sie auch diesen beiden die Häupter abschlägt, daß für leicht verzeihlichen Fehl sie furchtbar

gestraft worden sei und übermenschlich gelitten habe. Was heißt und wozu dient „Strafe“, wenn ein gewaltiges Geschehen sich erbricht? was soll „Strafe“, wenn die erhabene Idee kreist und zur Welt eine neue Welt bringt? Den einen trifft's schwer, den andern leicht, der eine trägt's schwer, der andre leicht; nehmen wir nur die Idee in uns herein und dienen wir um zu werden, so kann uns nichts treffen. Dieser Mann neben ihr hat zu mancher Feierstunde so zu ihr gesprochen und auch getan, wo er schaffte, wie zu Hagen und den christlichen Verwandten aus Burgund: „So hatte ich auch dies Wunderwerk zerstört Und fluchte meiner eig'nen Hand, als ich's In Schutt nach Jahren wieder vor mir sah. Da aber trat ein Mann zu mir heran, der sprach: Ich hab's das erste Mal erbaut, Es wird mir auch das zweite Mal wohl glücken! Den nahm ich mit und darum steht es hier.“ Aufbauen ist besser als niederreißen, wie oft hat es ihr der Heide gesagt, wie oft konnte sie es Dietrich absehen, aber sie will und muß den Gegenschlag führen. Auch Etzels erschütterndes Gesicht zu Rom, wo er zeigen will, daß er „der Herr der Herren“, und seine Umkehr sagen ihr nichts, sind für sie keine Lichter, in denen sie ein Licht sieht. Von vielem anderen ganz abgesehen, führt er bei ihr den Dietrich von Bern ein, mit dem Ausdrucke höchster Hochachtung und wärmster Empfehlung, den starken Mann; der überwindet erst sich, dann andre, auch gestochen, packt er ruhig der Hummel nur was auf den Buckel, dann zieht er weiter seiner Straßen, und immer dient und immer, groß schon, wächst er weiter und wird im Dienen, und noch zuletzt, schon riesengroß, dient er von neuem. An einem Malstein ihres Lebens stößt sie auf den seltenen Mann, den großen Schüler des Meisters von Nazareth: bei und vor dem Eintritte der Burgunden in Herrn Etzels Schloß. Und endlich Markgraf Rüdeger, nun allerdings kein ganz freiwilliger Diener, aber einer der edelsten, gern preisend Etzels „edle Art“ und vor seinem letzten, schwersten, Gange dem großen Könige nächst Weib und Kind „die armen Landesvertriebenen anempfehlend“, kein Abenteurer, wie sie einstens wähnte, eine Flamme am Morgenhimmel des neuen Tages. Der tüchtige Mann, strotzend in gewaltiger Kraft, in seiner namenlosen Seelenqual auf seine Kniee hingeworfen, den König beschwörend in heißen Worten, von denen jedes ein Jahr herrlichster Lebenskraft fort-

reißt mit dem ausströmenden Herzblut — auch dieses Ringen vermag der hehren Frau nichts auszulösen. Der Spiegel hält ihr vor, wie es tut, wenn sich tötet, was sich liebt, und die unerträgliche Härte eines Dienens, das aus Zwang geschieht. Aber diese erschütternde Episode, die, nimmt man nur auf Grund der Idee „durch Dienen zum Werden" den richtigen Standpunkt ein, auch nicht um einen Vers zu lang ist, wie man gemeint hat, läßt uns allerdings auch einen tiefen Einblick tun in ihr verwundetes und zerklüftetes Herz, läßt uns verstehen, warum die flammenden Zeichen ihr kalte Marmorbilder ohne Herz und Sprache bleiben. So zieht auch Markgraf Rüdeger als letzter in den Kampf, und Dietrichs Waffenmeister Hildebrand, noch nicht zum reinen Schaum geläutert wie sein Herr, um diesem notwendigen Weltgericht in der notwendigen Zurückhaltung gegenwärtig zu sein, ballt seine Faust nach Kriemhild und schleudert ihr ein ingrimmiges „Du, Du!" zu, wie er sieht, daß sich tötet, was sich liebt. Und nun das Letzte noch: sie sieht auch Gerenot und Giselher fallen, „nun wohl, so ist es aus", welche sie wirklich geliebt und so gern gerettet hätte, und sie erstarrt. Gerenot und Giselher erleiden nur das, was sie verdienen, denn ihr Dienst wäre gewesen, und mehr als einmal geben sie ihrem richtigen Gefühl Ausdruck, mit derselben Folgerichtigkeit für des Lichtgottes Leben mit ihrem Leben einzutreten bis zum äußersten wie Hagen für dessen Vernichtung. So ist es nur recht und billig, einzustehen mit dem Leben für versäumten Dienst. Wer nicht wird, stirbt. Von Strafe, wir sagen es noch einmal, kann eigentlich keine Rede sein, wo ein ehernes Gesetz notwendig erfahren wird. Darum nach angespanntester Prüfung erst urteilen über anderer Tun! Die volle Verantwortlichkeit fühle die Persönlichkeit selbst, nur vom Standpunkte des Ganzen aus werde sie objektiv beurteilt, dazu aber hat nur die Anschauung der Berufenen das Recht. Dies erst recht in jenen fahlen Zwielichtsstunden einer Weltenwende, wo „Natur vertreten muß" gar vieles, das sich nicht rein herausbringt aus dem Widerstreit. Als zuletzt Hildebrand Kehraus macht und den Racheengel dieses Weltgerichts tötet, so gönnen wir Kriemhild den Tod als eine Erlösung aus schwerstem inneren Leiden. Da haben es die Burgunden und alle Heunenfürsten mit den hinter ihnen stehenden Massen leichter: ihre Schmerzen sind nur oder ganz vorwiegend körperlich

und Kampf ist ihr anderes Element, in dem sie gern sich baden. Nur in Giselher noch schwächer, in Rüdeger unbändig stark hat die Not des Herzens an die Wand des Körpers geklopft. Aber Kriemhild erfuhr das Los der zwischen rückwärts und vorwärts Eingekeilten in voller Ladung; wohl ihr, daß sich bei ihr zwischen Last und Gestalt noch ein Rest von Unbewußten dieses Widerstreites als eine, wenn auch dünne, Widerlage schob. Wie vielmal setzte sie zum Striche unter die Rechnung an, — erhob sie Klage gegen Hagen Tronje beim königlichen Bruder, suchte Recht und fand es nicht; nichts, nichts blieb ihr erspart, sie mußte den Kelch mit seinem Bodensatz trinken. Es blieb ihr und allen erspart, wenn sie durch strenges Dienen sich wenn nicht zur reinen Anschauung, nur zum Werden läuterte. Das ging über ihre Kraft.

So wirft sich Recht und Unrecht herüber und hinüber und Buße wird zur Missetat, und Frevel scheint das Weltgericht; Treue, mißverstanden, reibt sich an der Treue, frevelt und scheint Verbrechen. Hält aber das Blutvergießen ein, wird's treulos und verräterisch. Schonung und Milde blasse Töchter der Mutter Schwäche; Gnade, dies Himmelswort, das alle Herzen freudiger schlagen läßt, Gnade ein Bastard von falscher Scham und wundem Mut. Furchtbar fällt aufs Herz solch Ende, wo, was noch eben Götze war, zusammenbricht. Aber es hilft nichts, ein Reines will doch werden, und es lebe, nachdem der Fluch des Brechenden sich schrecklich erfüllt an dem Geschlecht, das zwischen Hassen und Lieben, Schaffen und Nichtstun schwankt, es lebe, was unsterblich ist am Siegfried, jene Einfältigkeit, die unbesehens geradeaus geht und schlicht dient, wenn alles um sie wankt und splittert. Denn der Mensch stirbt nur um dessen willen, was er nicht entwickeln kann. Herr Dietrich trat Dein Erbe an und rang, das zu erwerben, was Du hattest, doch noch nicht besaßest; in seiner Hand wird Blut zum Feuer, das leuchtet und erwärmt. Siegfried war das Dienen ein unbewußtes, Dietrich ein erworbenes Spiel der Kräfte; jener wird nicht mehr, er ist, was er ist, vor unseren Augen; dieser wird und wächst bis zuletzt und führt mit Etzel jene unendliche Perspektive herauf, welche einen Ausblick bis weit über unsere Tage hinaus gestattet. Alle anderen müssen mit ihrer Welt versinken, weil sie nicht dienen können. „Durch Dienen zum Werden“ schlägt

die Brücke von „Siegfrieds Tod“ zu „Kriemhilds Rache“; das bedeutete es, wenn der große Dichter angesichts der Verstümmelungen seiner Vorgänger, die höchstens ein psychologisches Problem einer Person vor Augen gehabt, ausrief: „Alles oder nichts!“ —, eine Weltidee. Beide Teile fordern sich wie Voraussetzung und Erfüllung naturnotwendig. Die Herauslösung der Idee durch Dienen zum Werden ist fruchtbar für jene Epoche und ihre Folgezeiten, fruchtbar für unsere Zeit mit ihrem übertriebenen Individualismus und seiner Forderung des Sichauslebenkönnens, fruchtbar noch für künftige Zeiten, da das Dienen an dem Ganzen und seinen Menschen jenen begehrlichen Individualismus ablösen wird, diese Idee befruchtet aber die Tragödie im Ganzen wie in allen ihren einzelnen Momenten so wunderbar segensreich, daß jede „Schlächterei“ als notwendiges Glied einer gewaltigen Kette erscheint. — Aber auch in dem Heldenpaare Etzel-Dietrich liegen die Antriebe zum Handeln nicht in dem Gegensatze des Heiden- und Christentums. Wir wissen, welche hohe Bedeutung Hebbel der „organisatorischen und civilisatorischen“ Kraft des Christentums beimaß. Aber wer sein Lebenswerk und insonderheit sein künstlerisches Glaubensbekenntnis nur einigermaßen kennt, fühlt, daß dem „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!“ eine viel tiefere als konfessionelle Bedeutung inne wohnt bezüglich man müßte den Begriff „Christentum“ seiner nun einmal mit ihm verbundenen offiziell-kirchlichen Hülle entkleiden und es zu einem wirklichen Lebenswert umwerten, dann würden Herr Dietrich und Herr Etzel Christen sein. Und wir? —

„Durch Dienen zum Werden!“ Das ist aber eine Idee, welche einzelne hervorragende Männer und Frauen zu allen Zeiten und bei allen Völkern durch ihr Leben verwirklicht haben; gerade durch die Verwirklichung dieser Idee sind uns „edle“ Menschen geworden. Wir von heute können uns natürlich der Aufgabe, diese Idee in unserem Leben praktisch zu bewähren, ebensowenig entschlagen wie andere Zeiten und andere Völker. Nur daß auf ihr geradezu unsere Zukunft steht, soll das Recht der Individualität an der Forderung der Gesamtheit sich bewähren. Dieser von dem Dichter aus einer der Volksseele so recht entsprungenen, ganz hervorragend nationalen Handlung ausgelöste Lebenswert eignet dem Menschen als solchem und hat mit Heiden- oder Christentum oder einem andern Religionssystem

als solchem nichts zu tun, ist aber natürlich ein bedeutsamer Bestandteil der Religion als Bindung in Freiheit durch Lebenserfahrung. „Der am Kreuz erblich" hinterließ einen Gehalt, in dem die Kraft liege, alles für uns Erstrebenswerte in Erfüllung zu treiben; andererseits starb auch er wie Siegfried als ein Gewordener um dessen willen, was in ihm Keim bleiben sollte, damit wir es entwickeln um zu werden. Von seinem Kreuz gingen und gehen viele Ströme aus, ob unser Christentum der „gehaltvollste" unter ihnen ist, müßte mit mehr als dem Namen bewährt werden. Was wir in dieser gewaltigen Handlung und heute noch nach reichlich anderthalb Jahrtausenden um uns sehen, spricht nicht durchaus für seine Güte. Dagegen hat der Heide Etzel nach und in einer Tatenlaufbahn ganz einziger Art sich zu einem Gehalt geläutert, in dem Milde, Geduld und Barmherzigkeit vereinigt sind. Fühlte er sich bewogen, vor dem Oberhaupte der damaligen Christenheit umzukehren, so hat er aus eigenem Antriebe an sich weiter gebaut. Und doch gesteht der seltene Mann ein, daß er Dietrich nicht „errät". Welch ein Abstand noch!

Mit diesem Dietrich von Bern hat der Dichter eine Gestalt von Fleisch und Blut und Mark und Saft geschaffen, von zartestem Empfinden und robustem Taten, wundervoll durch sein Bekenntnis und die Tat. Wenn göttlich für das höchste Menschliche gebraucht werden darf, dann ist Hebbels Dietrich von Bern eine göttliche Gestalt. Was an Dietrich von Bern sich immer offenbart, im kleinen wie im großen, und uns entzückt und festhält und immer wieder zu ihm zieht, ist das Gleichgewicht der Kräfte in dem denkbar höchsten Grade, so daß fast das „Ideal" einer „reinen Gestalt" nicht vermieden worden ist. Aber man vergesse nicht, Dietrich stellt uns dar nicht wie wir sein sollen, sondern sein werden, durch Dienen werden. Zu diesem Gleichgewicht der Kräfte gesellt sich oder ist Ausstrahlung von ihm der durch feinen Humor gemilderte Ernst, die in allen Lagen imponierende Ruhe der Auffassung, eine jugendliche Ritterlichkeit, welche sich mit einer nicht von dem Alter abgetrotzten, sondern in freier Übung erworbenen Entsagung, besser gesagt, weisen Auswahl des zu Nehmenden und Fahrenzulassenden verbündet. Über alles gebreitet und alle erworbenen Eigenschaften verknüpfend und überstrahlend in einziger, immer siegreicher Wirkung das klare,

tiefe Auge, jene reine Anschauung, welche nur den Ersten aller Menschen eigen. So bewährt sich der Mann in einer Zwielichtsstunde der Weltgeschichte, wo Welten scheitern und entstehen, erweist er sich als das Gefäß des durch Dienen zum Werden. Und doch wie menschlich nahe rückt uns und allen Handelnden in der Tragödie der Held auf einer Weltenwende bei manchem Anlasse. So wenn er mit Markgraf Rüdegers Frau und Tochter scherzt und für ehrerbietigste Begrüßung dankt mit „zu milde Worte für so alte Knochen!" Und dann nachlässig und behäbig-freundlich unter guten Menschen, findet er die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter auch und nimmt diese Entdeckung als Grund, nun auch die schöne Tochter ritterlich zu küssen. Man merkt es ihm nicht an, in welcher hochernsten Selbstsendung er sich auf Markgraf Rüdegers Schloß befindet, wenn er fröhlich gelaunt ruft: „Ich und mein Waffenmeister, Wir spielen heut': Wer ist der größte Narr? Mit braunen Köpfen haben wir gerauft, Mit weißen küssen wir!" So sicher seiner selbst ist er vor dieser hochnotpeinlichen Stunde, die bald da ist und des Mannes ganzes Können aufruft. Hätte er es nicht am Nixenbrunnen erlauscht, Kriemhildens Blicke und Benehmen machten ihm die Stunde offenbar. So ganz sicher seiner selbst. Darum gibt Iring der öffentlichen Meinung nur Ausdruck: „Wo er erscheint, tritt alles gern zurück." So ehren Heiden und Christen den Starken, der sich zum Dienen selbst begab. Erworben wurden diese Eigenschaften in unablässigem Ringen, in blutigen und in Seelenkämpfen, so daß der Held sich wundern darf, daß er noch lebt. Nach Taten unerhörter Größe tut er freiwillig, was die stolzen Vasallenkönige Etzels aus Klugheit und aus halbem Zwang, er dient. Ihr großes Erstaunen darüber tut er ab in seiner kraftvoll schlichten Weise: „ich habe Gründe, und der Tag ist nah', Wo Ihr sie kennen lernt." Auf dringenderes Anliegen schweigt er, und Markgraf Rüdeger darf den knurrenden Lehnsträgern zurufen, daß es nicht allzu schwer, so „edler Art" wie Etzels „willig zu dienen". Dann wird er der Erscheinung solcher weltgeschichtlichen Größe gerecht: „Wir erbten's mit dem Blut von unseren Müttern, Er aber nahm es aus der eig'nen Brust!" Wenn dann König Iring Trost sucht in Wodan's Haine, „der mehr verlor als ich", für seinen Fall, so bekräftigt Dietrich solche Gesinnung. Ganz in diesem Geiste fährt er dann fort:

„Das große Rad der Weltgeschichte Wird umgehängt, vielleicht gar ausgetauscht, Und Keiner weiß, was kommen soll!“ Der Empfangsgruß für die Nibelungen! Darum tut man gut, man findet sich mit der Notwendigkeit ab. Das kommt, wie es das ewige Werden der Idee mit sich führt, uns bleibt das Dienen. Dieser Mann wird, wenn der gewaltige Weltkampf entbrennt, nicht vorwitzig eingreifen, maßhalten und Einhalt tun allem begehrlichen Rühren an die Dinge. Bescheidenes Stillesein in der Idee ziemt sich uns. Der am „Nixenbrunnen“ lauschte, hat es erfahren, auch das Spannen auf „Zeichen“ nützt nicht viel, führt leicht irre; die Tat, die Erscheinung steht uns als Zeichen und sagt der reinen Anschauung alles.

Dieses Vorspiel gab uns den Mann und kündigte in seiner eine Weltanschauung an, welche über die der ringenden „Heiden“ und „Christen“ hinaus ist, vielleicht in seinem Evangelium „Durch Dienen zum Werden“ nur insofern, als sie endlich Ernst macht mit der Erfüllung der Sätze seines Meisters von Nazareth in dem Leben. Nun beginnt die Schlußtragödie der Tragödie. Wenn vor Schillers Trauerspiel Senecas Wort stehen darf: Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat intentus operi suo deus: vir fortis cum mala fortuna compositus, so darf vor diese und überhaupt die Hebbelsche Tragödie gesetzt werden: „Der Mensch so klein, wenn Welten kreißen.“ Da warnt der große Mann dreimal an hervorragenden Stellen die Nibelungen mit Tatsachen. Keine schönen Worte, tiefen Gedanken, feinen Gefühle; Handlung ist in diesem Augenblicke alles. Nur warnen kann er, damit Helden nicht schmachvoll untergehen, und als Mensch so lange er darf die beiden Massen auseinanderhalten und ihren Zusammenstoß mildern. Wer dem Weltgeiste so nahe kam, ist berufen. Es ist, als schüttete das Rad der Weltgeschichte die Lose selbst, sie flattern heraus, die Menschenkinder heben sie auf oder nicht, lesen sie oder lassen sie ungelesen, verstehen sie oder lassen das Unbegriffene fallen.

Wie der Große in Etzels edler Art erscheint, ist ein tief ergreifendes Bild, nicht bloß wegen der schlichten Größe des Mannes, sondern auch dadurch, wie der rauhe Eroberer sich bezwungen hat und mit dieser Größe fertig zu werden sucht: „. . . . . . Er schwört sein Lob so ab Wie Andre ihre Schande, und er würde Die Taten gern verschenken wie die Beute, Wenn

sich nur Nehmer fänden." Das Verschenken von Taten ein von Siegfried ererbter Zug; aber ein Unterschied: jener warf mit Taten und Gaben achtlos um sich herum, Dietrich wartet „nur" auf Nehmer — er kann warten. Und darin unterscheidet er sich von seinem Urahn, daß er sich nur rührt, „Wenn er nicht anders kann". Nur die Notwendigkeit löst sein Handeln aus. Da bleibt an diesem seltenen Manne dem armen Menschenkinde vieles „seltsam": der Stärkste „dient" freiwillig dem Gewaltigen nun sieben Jahre; statt reichster Lehen nimmt er nur den Meierhof, von dem er aber nur ein Osterei behält. Die Stärke paart sich mit der größten Bedürfnislosigkeit, weil sie alles aus ihrem inneren Reichtum nimmt. Nicht die Masse tut es, die feine Auswahl trifft das Fruchtbare, das den Samen zu neuer Frucht birgt. Aber Kriemhild „erräth ihn nicht", und doch „ist Dietrich Christ wie sie". Etzel der Heide versteht ihn noch nicht ganz, sucht ihn zu verstehen: so reicht die echte Größe der echten Größe über Satzungen und Bräuche der Menschen hinweg die Hand. Großes reicht zum Großen, Edles knüpft an Edles, Der Riese schaut den Riesen. Welche Größe in dem menschlich-schönen Zug: „Ich möcht' ihm endlich danken . . . . . Thu' Du's für mich! Du bist uns noch das erste Lächeln schuldig: Schenk's ihm." Doch dient die Frau dem dankbaren Auftrage, welcher höchste Wertschätzung durch den Gatten einschloß, so wie man dient, wenn es nichts kosten soll. Vom kargen Willkommen ist der Weg zur Schmähung rasch zurückgelegt, als Dietrich ihr offen kündet, daß er die Nibelungen gewarnt hat. So steht die Christin dem Christen von vornherein schroff-verschlossen gegenüber und doch entzweite sie kein Handel wie sie mit ihren Brüdern; da liegt es in etwas, das über allem „Handel" ist — in der Innerlichkeit, der Wiege der Gesinnung. Doch irrt das den Großen nicht: er leidet mit ihrem Leiden. Der die Notwendigkeit der Niedertracht, Beschränktheit und der andern Übel wie der erquickenden Erscheinungen, wenn ein Neues werden will, reinen Auges geschaut hat, darf ihr rein sachgemäß sagen: „Ich weiß, worauf Du sinnst, und bin gegangen, Es zu verhüten." Da schlagen denn wie die allezeit sicheren Hammerschläge eines Schmiedes mit klarem Auge und fester Hand seine knappen Worte in Kriemhilds und Hagens Wechselrede ein: „Ich steh' Dir für sie ein" — „Ich werde selbst das Salzfaß überwachen" — „Ich geleite Euch."

Mögen einzelne Züge an Hagens Dienen tief rühren, so wenn er die rückkehrenden Burgunden durch die Donau tragen will, oder wenn er zuletzt dem todwunden Gunther sich als Schemel anbietet, die Taten seines Dienens weisen auf keine Zukunft hinaus, er ist und bleibt, wie jene Frau aus einer versinkenden Welt an einem Sarg und Toten hinsinnt über ein Sein, an ein Sein geschmiedet. Kein Dienen zum Werden. Hagen greift vorwitzig in seinem barocken Humor nach den Hüllen der Donauweiber, Dietrich lauscht atemverhalten auf das Raunen der Nixen, der Zeichen Wissen nicht überschätzend, aber alles für gute Gabe nehmend, was Natur darbietet. So liegt Dietrich jener Welt Hagens und allen, die noch etwas aus ihr an sich tragen — und sie leben heute noch — diametral gegenüber, hat, als über ihnen stehend, ihr Wesen in sich hereingenommen als Stoff und Reiz und verarbeitet es in seine Taten. Daher weiß er um die Entstehung dieses tragischen Konfliktes aus der vom Weltbewußtsein oder der Idee gewollten Vermischung der Gattungen zweier Welten.

Wie Dietrich von aller dargebotenen Herrlichkeit nur gerade ein Osterei behält, so will er in seiner Selbstlosigkeit dem Ganzen dienen. Ein Wort, welches auf ein „Ausleben der Individualität" ginge, hören wir nicht aus seinem Munde. Und doch entwickelt sich diese Individualität in reichster Allseitigkeit. Diese großartige Zweckmäßigkeit ohne Zwecke ist die Bürgin eines reinen Gestaltens, und Dietrich ihr machtvoller Vertreter. Vom „Golde" weiß er nichts. Die grandiose Vision Volkers vom Nibelungengold, um das es „wilden Streit und giftigen Neid" gibt, steht mitten drinnen in dieser Offenbarung von den letzten Dingen. Die Massen, welche Kriemhild bewegt, dienen um das Gold, die Massen, welche donauabwärts ziehen, dienen um das Gold. Nicht um etwas, das sie brauchen zu ihrem Wesen und Dienen zum Werden, wirken sie; sie wollen einen Schatz haben, welcher mit dieser unserer Welt nichts zu tun hat, einen Überfluß hinzubringt, der nicht notwendig für ihre Entwicklung, daher von Übel ist. Dieser Überfluß fälscht das Dienen. Aber wie furchtbar: so wirtschaftet die Idee nicht, daß sie einfach das Unbequeme verschwinden ließe, es ist alles Bewegung und Werden, und in dieser Bewegung ist jedes „Übel" so notwendig wie jedes „Gut", und das teuflische Gold, das „den tötet, der's be-

sitzt, und, herrenlos, ein Feuer erzeugt, das die Welt in Flammen setzt und Ragnaroke überdauert", rettet sich aus jedem Weltuntergang. Es muß da sein wie jedes Übel: das hilft Dietriche erzeugen. Es hilft zu nichts, den „Schatz" im Rheine zu versenken, er muß reizen und necken und uns Opfer kosten.

Wie nun die Massen dieses Widerstreites näher rücken, hält es Dietrich für angemessen, mit seiner Persönlichkeit Kriemhilds Nähe zu bannen und Etzels Treue und Heilighaltung des Gastrechts zu stärken. Wohl kennt er Etzels „edle Art", „was soll noch heilig sein, wenn es nicht das Gastrecht ist", belehrt der Heide die Christin, aber Dietrich weiß auch, daß, wo die Dinge und Menschen im Raume hart sich stoßen, Gesinnungen bester Männer sich beugen, wenn sie in jenen heißen Streit gezogen werden. Wie leicht kann ein Zwischenfall die Furie entzünden — wie gleich darauf der trunkene Mut Volkers, die Entscheidung zu beschleunigen, den Heunen niederstreckt und ein Kampfgetümmel herbeiführt, das nur Etzels fester Sinn noch stillt. Dabei erfahren wir aus dem Mund des einen starken Mannes, daß er geglaubt: „sie" (die Christen) „liebten den Feind und dankten mit dem Kuß für den Schlag", und aus dem Mund des anderen: „So sollt es sein, doch ist nicht Jeder stark genug dazu." Dies Überwinden seiner selbst ist kein Hirngespinst, ein mächtiger Faktor ist es im Aufbau des Weltorganismus, und starke Männer rechnen mit ihm als einem hohen Lebenswerte. Aber welch' ein Gegensatz der beiden Helden, die sich in sich überwinden, zu den Burgunden, „die nichts bindet" und die Dietrich noch immer ihren „wilden Vätern" gleich werten darf, die, statt ihr Absterben zu tragen, auf dem Meere draußen im „Brudermörderkampf" aus reiner Lust zum Kampfe sich vernichteten. Zwischen diesen beiden Männern ist keine Irrung möglich und sie scheiden befriedigt von einander. König Etzel zeichnet sich die scharfe Linie vor, Kriemhild genugzutun, aber nichts zu tun, was Dietrich verdammen könnte. Diese feine Linie mit ihrer scharfen Grenze nach zwei Seiten stellt den heidnischen König hoch, und höher steht ein Sich-Fügen in solche von innen heraus gesetzte Bestimmung als ein Losschlagen und körperliches Leiden einer vergangenen, nunmehr äußerlich gewordenen Satzung zuliebe wie die Sippentreue ist. — Immer ist es die Bindung in Freiheit, welche den Mann hochstellt, die Durchdringung des

Stoffes außer ihm mit der Kraft und Wärme seiner Innerlichkeit. Das wird der edle Markgraf Rüdeger zu erfahren bekommen; noch vor dem unmittelbaren Ausbruch des Kampfes hofft er ihn beilegen zu können, durch solche Mittel, wie Kriemhilds Haß zu bannen durch Giselhers Nähe. Er ahnt, es zieht sich über seinem Haupte zusammen und er muß sich entscheiden; wie er sich auch entscheide, er verletzt etwas ihm Teueres und tötet erst sich im Innern ab, ehe er tötet und getötet wird. In jener derben Naivität, die nichts weiß und nichts wissen will, ahnt er keine Lösung, wo er freilich auch kein Rätsel vermutet. Da darf Dietrich vom Nixenbrunnen viel erzählen: „von einem Herbst, der alle Formen der Natur zerbricht, und einem Frühling, welcher bessere bringt. Von Alt und Neu, und wie sie blutig ringen, Bis Eins erliegt . . . . . . Sogar von Sternen, die den Stand verändern, die Bahnen wechseln und die Lichter tauschen“. Wie er sich beklommen bückt, die Zahl des Jahres zu erlauschen, wann das geschieht, verschiebt sich das Tuch an seiner Wunde, ein Tropfen Blut hinunter in die Tiefe, ein jäher Schrei und alles huscht davon. So fehlt das Beste, der Schlüssel. Aber der Wissende schaut ihn in den Erscheinungen und ihren Bewegungen, und das Beste ist und bleibt, durch Dienen der Stunde entgegenreifen, auf sie sich wappnen. Der brave Rüdeger hat aber aus dem Unterrichte über Abend- und Morgendämmern zur Zeit des Weltgerichtes nichts verstanden als das „Tuch“ und den „Tropfen“. Das ist sehr schlimm für ihn, steht aber nicht zu ändern. Es gehört mit auf sein Schuld-Konto, in die Rubrik, wo der Kriemhild geleistete Eid steht. Wer nicht mehr vom Nixenbrunnen mit zurückbringt als „Tuch“ und „Tropfen“, wird sich leicht über das Notwendige hinaus verbindlich machen, und findet sich plötzlich zwischen den Rädern. Es ist auch ein zu starkes Stück, wenn ein Dietrich von Sternen spricht, ungeduldig dazwischen zu rufen „Allein das Tuch! Das Tuch!“ Darauf der weise Mann humoristisch geduldig: „Sogleich! Du wirst schon sehen!“ Das Ganze eine tiefsinnige Einleitung in die nun folgende, alles entscheidende Bankettszene, dem stürmischen Ausbruch dieser Götterdämmerung. Aber dem eigentlichen Zusammenstoße geht noch so manches zum tieferen Gemüte sprechende und zur Mäßigung auffordernde Moment vorher. So zeigt Etzel an seinem Leben, daß Aufbauen besser ist als Niederreißen,

dann der Pilgrim mit seiner Bitte um einen Schlag für begangene Missetat, ferner Dietrichs Erzählung vom Sühnegang des „stolzen“ Herzogs und seinem abschließenden „Es ist doch was!“ Aber unter den zu diesem Gerichtstag Versammelten vermag wohl keiner noch über den tiefen Zusammenhang jener beruhigenden Momente mit ihrer Anwesenheit nachzudenken, wo die Schwüle der Wirklichkeit die Gemüter beherrscht. Daß aber die Erscheinung auf die Anwesenden Eindruck gemacht, geht aus Hagens ersten Worten hervor, und erst die nachfolgende Reflexion übt ihren Witz an dem Manne. Der aber macht wenigstens einen Versuch, die neue Lehre in seinem Leben auszudrücken, im Dienen, im Überwinden seiner selbst, recht und schlecht; die andern außer Etzel haben es noch nicht einmal versucht; daß sie es nun gerade nicht auf die Weise des stolzen Herzogs üben, ist für sie kein Vorwurf, der Individualität muß das Recht bleiben, innerhalb einer Gattung auf Grund ihrer Wurzel am Ganzen und für das Ganze zu werden; wie sich ein jeder mit dem Dienen abfand, war ihm eigen, wenn er nur strebte so zu dienen, daß er durch sein Dienen reifte. Das aber taten sie nicht. Daher ist Dietrichs Antwort auf seines Waffenmeisters Frage nach der Dauer dieses „Jammers“ ganz aus der Lage der Dinge genommen, „So lange fürcht' ich, bis der Letzte fiel“. Wenn dann die Idee in ihrem Werdegange einmal recht offenkundig „gerecht“ sich offenbart, dann reden wir befriedigt von einer Logik der Tatsachen. Wo aber das Geschehen in seiner Gerechtigkeit uns verborgen bleibt, da rufen wir, was Menschlichkeit vielleicht zu fordern scheint, „Der edle Hagen, dem Ersticken nah!“ wir werden ungeduldig und wünschen, versuchen einzugreifen. Die reine Anschauung verweilt auf diesen Schlachtfeldern des Zerscheiterns einer Welt mit klarem Blicke und, wenn möglich, erbarmendem Arm und dem stärker pulsenden Herzen entrinnt ein „Etzel“ oder „Gott, Du bist fürchterlich“ oder „Gott helfe uns“, aber ein Eingreifen in solchen Untergang kann sie sich nicht abringen; es wäre gegen ihr Lebensgesetz. Da Etzel, weit entfernt, mit Verrat zu beginnen, eine große Langmut bewiesen und erst nach seines Söhnchens Otnit Ermordung durch Hagen nur den Schlag erwidert hat, nur geschehen ließ, was sachgemäß geschehen mußte, so lag für Dietrich kein Grund vor, sein Dienstverhältnis zu

Etzel zu lösen. Das hätte Zurückziehen seiner Amelungenschützen und Ausbruch der Gebannten mit allen fürchterlichen Folgen bedeutet. Der Vogt am Weltgericht verwaltet gerecht sein Schlüsselamt und geht gelassen die schmale scharfe Linie, welche sein Verhältnis zu Etzel vorzeichnet. Der Mann schaut nicht nach einem bequemen Ausschlupf aus, welcher ihn eines schweren, aber notwendigen Dienstes ledig machte. Vielmehr weist er die bequeme Handhabe, das Ende seines Dienstverhältnisses, von der Hand. Es ist menschliche Klugheit, wenn sein Waffenmeister Hildebrant dazu auffordert und ein unreines Gemisch aus Tatendrang und Ehrbegierde und unvergohrenem Mitleid spricht: „Die Helden können sterben, die Gott so wunderbar verschont, greif ein oder ich rede“ — er übt also eine Art Druck aus, so eilig hat er es. Das ist der Augenblick, wo es sich zusammendrängt, und die Idee, „durch Dienen zum Werden“, in dieser Handlung Werdegang verkörpert, in Dietrichs Gestalt anschaulich hingestellt, aus dem Ganzen aufblitzt: „Dann soll ich eben bleiben, was ich bin. Das setzt' ich mir zum Zeichen, wie Du weißt, Ob ich die Krone wieder tragen, oder bis an den Tod zu Lehen gehen soll, Und ich, ich bin zu Beidem gleich bereit.“ „. . . . . . wenn eine Feuersbrunst Im Haus entsteht, so kehrt der Knecht noch um, der seiner Pflicht gerade ledig ward, Und hätt' er schon die Schwelle überschritten: Er zieht die Feierkleider wieder aus Und wirft sein Bündel hin, um mit zu löschen, Und ich, ich zöge ab am jüngsten Tag?“ Abgesehen von dem einzig schönen Gebilde, das Treue festhält für ewige Zeiten, spricht sich in dem Ganzen der beiden Prophetenworte ein Dienen aus, so groß und rein, daß es nur dem Menschen als solchem eignet und in seinen besten Söhnen, ohne jede Vermittlung, durch Handeln zur Darstellung gelangt. Wir bestreiten einzelnen ganz besonders hervorragendsten Vertretern gewisser Religionssysteme nicht die Fähigkeit, bis zu einem sehr hohen Grade in dieser Richtung zu empfinden, aber ihnen auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft eignet nicht ein selbstloses ausgezeichnetes Handeln im Dienen am Ganzen um des Dienstes willen unter den schwierigsten Umständen und unter dem Drucke der Lösung verworrener Probleme. Das vermag nur der von dem klaren Auge der reinen Anschauung geleitete Wille. Diese wird nur durch Anschauung der Natur

bezüglich ihres einzig wahren Abbildes, der Kunst, mit welcher als fortwährende praktische Bewährung das Dienen zum Werden Hand in Hand geht erworben. Da Hildebrant das noch nicht verstand, mußte sein Herr und Meister noch deutlicher werden: „Wenn ich auch wollte, wie vermöcht' ich's wohl? Hier hat sich Schuld auf Schuld zu fest verbissen, als daß man noch zu einem sagen könnte: Tritt Du zurück! Sie stehen gleich im Recht. Wenn sich die Rache nicht von selbst erbricht Und sich vom letzten Brocken schaudernd wendet, So stopft ihr Keiner mehr den grausen Schlund." Was da fällt, mag „treues Blut" sein, und nach dem Maße „der Schuld" fragt kein Schauender, und kein Schauender fährt zur Unzeit dazwischen. Allerdings können seine Worte, den Handelnden zugerufen zur rechten Zeit, befreiende Erlöserworte werden; da dem Handelnden nur zu oft sich der Blick trübt, so kann ein solches rein den Sachverhalt festsetzendes Wort erhellend wirken. Ich spreche von uns allen! Wo aber „Schuld in Schuld so fest verbissen", ob da die Einsicht noch die elektrischen Fäden sprüht und spürt von Erscheinung zu Erscheinung und von der Erscheinung zu dem was hinter ihr steht, ist zweifelhaft, und ob der festgefressene Groll nicht stets zwischen Deine labenden Spenden sein verbissenes „Und Hagen lebt!" sprüht, wer möchte das verneinen? Doch dringen uns Erbarmen und eingewurzelte Helferbereitschaft immer wieder den schüchternen Versuch ab, und ob wir wissen, hinter dem „Und Hagen lebt" steht kein „Unhold", sondern die Summa eines geschichtlichen Auslebens. Diese Helferbereitschaft ist nichts anderes als ein Ausdruck unter anderen des von vornherein in dem Menschen geschriebenen „Ich diene", das sich schon beim kleinen Kinde in den geringsten Gelegenheiten ganz wie der sachverständige Spieltrieb und Kunstsinn regt, später unterdrückt wird und wohl bei sehr vielen Menschen verloren geht, nur himmelschreiende Anlässe rütteln es manchmal wieder auf. Nur einmal verläßt der Hüter seinen Schäferposten und gibt ein richtendes Urteil ab: als Etzel Hagen die Lage der Dinge aufklärt „Habt Ihr uns die Toten ausgeliefert? Habt Ihr mir nicht selbst mein Kind verweigert?" fällt Dietrich noch vor Hagens Antwort mit dem kurzen Worte ein „Das war schlimm." Wer sich von selbst in die Bannmeile begibt, darf nicht murren, wenn er darin umkommt, einerlei ob durch Pfeile,

Schwerter oder niedertropfenden Feuerstrom. Die Heunen müssen ihre Toten verbrennen, so verbrennen sie den Saal, in dem sie liegen, was darin lebt, verbrennt mit. Das ist rein sachgemäß, objektiv. Das hat mit Gesinnung nichts zu tun, so schreitet das Weltgericht einher. Auch das ist rein pragmatisch: Etzel darf die Burgunden Otnits wegen in schärfste Buße nehmen; er überläßt die Brüder der Schwester, die Christen der Christin. Wer etwa in seinen Worten Hohn oder sich versteckende Feigheit, die moralische Verantwortung auf sich zu nehmen, finden würde, würde ihn und die ganze Lage verkennen. Etzel würde sich nicht scheuen, wenn es die Notwendigkeit verlangte, „jenen Stamm um seines Stammes" willen auszulöschen. Nun fügt es sich am Tage dieses Weltgerichtes so, daß der Stamm sich selber mordet, denn was da gegen die Burgunden zieht, steht in Kriemhilds und des roten Goldes „Dienst", soweit es nicht durch Eid gebunden. Etzel soll und darf die Hände rein behalten, so will es die Idee „durch Dienen zum Werden". Daher fällt es auch den „neutralen" Amelungenschützen zu, die Burgunden immer wieder in den Saal zurückzuschießen — „Dienst am Weltgericht". Das mag den Menschen tüchtige Gesinnungen auslösen und dem Betrachtenden mögen sich „Sittlichkeiten" ergeben; im übrigen ist das alles rein tatsächlich, pragmatisch, weltgerichtlich. Das Weltgericht mißt nach anderen Maßen als nach der Schuld und Strafe, wie sie bei den Menschen sind. Das bekommt jetzt Markgraf Rüdeger zu erfahren. Er ist durch Eid gebunden und seine Stunde gekommen, ihn einzulösen. Das bleibt natürlich wahr: So lange Menschen schlagende Herzen und erzitternde Gemüter haben, bürden die ehernen Gänge des Weltgerichts Lasten von Herzensnot und Seelenqual auf, das mag auch „sachgemäß" und Kitt sein, der die Masse bindet zur Masse, aber wehe tut der Schmerz, und es bleibt verzeihlich, sich gegen ihn zu bäumen und aufzuschreien. Dieses Geschick mußte so breit als möglich vor dem letzten Schluß sich entfalten dürfen. Denn das war das Los, welches vieler von uns harrt. In diesen furchtbaren Handel nicht anders als durch einen Eid verstrickt, dessen Tragweite vor sieben Jahren unberechenbar, den er aber freiwillig geleistet, wird Rüdiger aus seinem Glücksstand herausgerissen und muß ein herrliches Weib, eine liebliche Tochter und in bester Manneskraft eine Heldenlaufbahn hinter sich lassen. Es hilft nichts. Jenen Eid

hatte eine höhere Macht schon längst zu ihrer Absicht geformt. Aber unerhört bitter ist es, das zu schauen. So mag es Hildebrant verziehen sein, daß er, der das Gesetz von seines Meisters Handeln nun kennt aus seinem eigenen Munde, noch einmal eingreift und in der Eigenwilligkeit des Herzens so weit geht, den Meister zwingen zu wollen, da heute dessen sieben „Dienst"-Jahre bei Etzel ablaufen. Aber Dietrich hat schon im stillen zu neuem Dienst „und dies Mal bis zum Tod" sich eingeschworen. So muß denn Markgraf Rüdeger sein Los erfüllen; er zieht in den Kampf unter Worten, die ihn ehren und vor allem König Etzel das vollgültigste Zeugnis auf freies Menschentum ausstellen. Das aber, was der „edle" Markgraf getan und wie er gedient am Ganzen, war noch nicht vollwichtig genug, ihn in die neue Welt hinüberzunehmen. Wer in seiner Lage, wo ein Meister ihm das Weltenschicksal kündet, noch an solchen Äußerlichkeiten haftet wie „Tücher" und wie „Tropfen", der ist auch nicht innerlich genug, um einen solchen Eid, wie er geleistet, mit derjenigen Größe der Gesinnung auf den Augenblick und die Dauer auszufüllen, welche die Heiligkeit des Wortes verlangt. Das aber ist Schuld. Die wundern sich dann, wenn das „Weib in einem See von Thränen" nach sieben Jahren in einem Feuer von Rache erscheint; sie bewegen die Erscheinungen nicht bis zu Ende in ihrer Innerlichkeit. Da nun Herr Dietrich den wackeren Dienstmann ganz genau kennt, so weiß er auch, er ist reif zum Fall. An Hildebrant aber sehen wir, wie schwer es ist, am Ganzen zu dienen, sachgemäß zu dienen, um zu werden. Und noch mehr an dem alten Meister selbst. Der schwört sich ein zu neuem Dienst bei König Etzel. Die Weltenwende und ihre Feuerbrand hat es ihm gezeigt, wie schwer die falsche Eigenwilligkeit des Einzelwesens zu bannen in den Dienst am Ganzen und wie wir nie aufhören zu werden, also auch zu dienen. So dient er gern von vornherein freiwillig diesem edlen Herrn. Denn das besagt sein Schwur doch auch: Herr Etzel ist ein edler großer König, drum dient ein Dietrich ihm, da Dienen einmal sein muß. Und nur so lange König Etzel rein bleibt und am „Baue" selber dient, besteht das Dienstverhältnis zu rechte. Ein Wichtiges hat der weise Mann vom Rad des Weltgeschickes auch noch gelernt: man bemißt, ja es ist gefährlich so zu tun, seinen, diesen Dienst nicht nach dem Stundenzeiger. Dieser Dienst steht unmittelbar unter

dem Walten der Idee, die Göttin macht auch die Stunde, und kein Lauschen am Nixenbrunnen vermag sie zu erraten. Herr Dietrich wird nicht wieder lauschen, auch das hat er gelernt. Als dann Markgraf Rüdeger liegt, rüstet sich König Etzel als Letzter den Gang zu tun und mit Gunther und Hagen zu kämpfen. Er zeigt, daß er den Stamm für den Stamm einsetzen kann und wie frei, echt königlich seine Auffassung des Dienstverhältnisses ist. Das eignet ihm, und darum bleiben seine Hände rein von Blut. Darum aber durfte auf Kriemhilds „So hilf" Hildebrant, so ganz in diesem Augenblicke verkörperte Mannesehre und Mannesscham, so stolz als sachgemäß antworten: „Man schlägt die Nibelungen ohne mich." Der Gerichtsbote darf nicht seine neutrale Stellung verlassen. Diese alte Welt muß in sich und durch sich selbst zusammenstürzen. Erst wenn statt des sachgemäßen Weltgerichts maßlose Rache mordet, hat ein Berufener das Recht, maßlose Rache zu richten. Jetzt aber lebt noch alte Welt, und der Dienstmann Dietrich kennt seine Pflicht. „Es ist an mir, der König kommt zuletzt!" Aber nicht zu schlachten, nur zu fesseln ist sein Beruf; und bald liegt in Gunther und Hagen die alte Welt gefesselt zu Kriemhilds Füßen. Auch Siegfried war einst Dienstmann eines Königs, doch diente er nicht bewußt freiwillig am Ganzen, sondern um einen Lohn, und wäre es um eine Tochter der Menschenkinder gewesen, die ein neues Geschlecht ihm zeugte. Von der Walkyre wurde er als „Dienstmann" verhöhnt, denn sie kannte keinen Dienst aus Überwinden seiner selbst am Ganzen. Heute findet Siegfrieds Dienst um Lohn und aus Tatendrang seine gewaltige Erfüllung in Dietrichs Dienst, dem Dienst am Ganzen um seiner selbst willen, aus der Notwendigkeit der Idee heraus. Was ein Mann wert ist, der sich überwindet und dient und wird so lange er lebt, erfahren wir aus dem berufenen Munde eines Hildebrant: „Dem Herrn sei Preis und Dank! Die Kraft der Erde Ward in zwei Hälften unter uns verteilt, Die eine kam auf all' die Millionen, Die and're kam auf Dietrich ganz allein." Da hören wir es: Dietrich schließt in sich eine neue Welt ein. Die „Heiden" sind untergegangen, die letzten „Christen" vernichten sich selbst, Dietrich und Etzel leben noch, denn Kriemhild findet der letzte große Augenblick dieser machtvollen Götterdämmerung klein. Weit entfernt etwas zu ahnen von dem Wandelgang der „Sterne" und einem

alten „Herbst“ und neuen „Frühling“ bleibt sie an ihrer Rache und dem roten Golde kleben. Ja sie mißbraucht noch ein Wort von tiefstem Sinn, das Böse erbeben und Gute gläubig aufblicken läßt, und läßt Gunther töten im Namen des Weltgerichtes, nicht bloß um Siegfried zu rächen, sondern um von Hagen den Ort zu erfahren, wo der Schatz im Rhein vergraben liegt. Natürlich stirbt der todwunde Heune ihm nach, der aus dem „Todtenberg“ zum Schergendienst hervorkroch. Gefesselt und von einem Knecht erschlagen, dies das Ende des Königs, der Siegfrieds Ermordung zuließ. Weil Hagen sie wieder überlistet und ihr die Stelle, wo das Gold haust, nun erst recht nicht nennt, erschlägt sie den Gefesselten mit Siegfrieds Schwert, das er ihm einst geraubt hatte. So stirbt der erste Held der versinkenden Welt von Weiberhand. Da glaubt Herr Hildebrant sich berufen „den Teufel zur Hölle zurückzusenden“ und erschlägt Kriemhild. Wer aber möchte es beweisen, er war zu diesem Amte berufen? Handelte er nicht mehr im Namen der Mannesehre als im Namen des Weltgerichts? Der streng verweisende Ausruf seines Meisters und Etzels „Nun sollt ich richten — rächen — neue Bäche Jn's Blutmeer leiten —“ weisen auf ein zu rasches Handeln Hildebrants hin. Dem, der Gunther und Hagen fesselte, durfte unbedingt nicht vorgegriffen werden, und der würde dem Rechte des Gatten Folge gegeben haben. So wird in die neue Welt gleich Schuld mit hinübergenommen, entstanden durch vorwitziges Handeln, durch mißverstandenen oder übereifrigen Dienst, der wieder mehr der Laune eines einzelnen genug tat als dem Ganzen. Kriemhild war der großen Stunde und ihrer Forderung nicht gewachsen, nun zahlt sie ihre Schuld mit dem Tode. Als Hagen und Gunther gefesselt zu ihren Füßen liegen, war es genug. Zu viel war es nicht verlangt, „sie soweit zu begnadigen, daß Jhr's dem Tode überlaßt, Ob er ein Wunder dulden will“. Sie konnte sich Etzels Antwort auf den Rat Dietrichs gesagt sein lassen „Sie sollen bis morgen sicher sein! Dann steht's bei Jhr! Führt sie ins Haus.“ Der letzte entscheidende große Augenblick in ihrem Leben. Zu schwer ward er ihr nicht gemacht, die Rache blieb ihr bis morgen immer, wenn nicht über Nacht anderer Rat kam, oder der Tod ihr das grause Geschäft abnahm. Zum Dienst in der neuen Welt ungeschickt, fällt sie — an ihrem eigenen Blute. Es bleibt das neue Geschlecht, das seine eigene Weise

hat: kein Wort (Rüdegers Eid!) zuviel, keine Tat zuviel, jedes Wort steht für die Tat. Das leistet, wer sich überwindet, dient am Ganzen und durch dies Dienen wird. In dieser neuen Welt zu herrschen, geht aber König Etzel über seine Kraft. Er hat genug mit dem versunkenen Geschlecht sich herumgeschlagen, und zu den Narben auf der Brust und auf der Wange gesellten sich noch Wunden in dem Herzen: schon Rüdeger und noch manchen anderen Recken ziehen zu sehen, war schmerzlich; nun ward erst die Hoffnung seines großen Reiches erschlagen, sein Söhnchen, und jetzt verschlang das Weltgericht die Gattin. Er mag nicht mehr richten — rächen — „mir wird die Last zu schwer". Ein neuer tiefsinniger Zug: Dieses Dienen am Ganzen und das Streben zu werden führt zur Selbsterkenntnis und der Kraft, ihr gemäß zu handeln: „Herr Dietrich nehmt mir meine Kronen ab Und schleppt die Welt auf Eurem Rücken weiter." So wird der Diener vom Herrscher zur Weltherrschaft berufen. Der erst „bis auf den Tod" sich in den Dienst begab, wird Weltherrscher. Er übernimmt die Last „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!" Wir wissen es schon und haben es immer von neuem erfahren, der weise Meister auf dieser Weltenwende brachte „nichts Neues", wie Jesus kein neues Gesetz gab, sondern die Erfüllung des alten forderte, welche aber in „das neue Gesetz von der Liebe untereinander" hineinwuchs. So war dem Christen das Wesen Dietrichs „seltsam" und doch tat er weiter nichts als was der Kaplan ihnen dreimal des Tages in Worten und Zeichen kund machte. Oder war dieses Dienen am Ganzen um zu werden ohne jede Aussicht auf Lohn bei einem himmlischen Vater nur um des Dienens willen in erfühlter Notwendigkeit aus dem Werdegange der Idee mehr als die Erfüllung des Evangeliums der Liebe in diesem Leben mit seinen unzähligen Aufgaben zu wirken und zu gestalten?? Die Welt der Brunhilden und Hagen und Elben wird noch alle Tage bestritten und — umworben, viele brauchen etwas von ihrem Staat, sie nehmen sich, wenn es nur „straflos" ginge, am liebsten einen Elb in Dienst; das bezeugen wir. Die Welt der christlichen Burgunden lebt mit ihrem Kreuz und Leid und ihrer Freude in aller Schwäche und Anlauf zur Kraftentladung heute noch weiter; das bezeugen wir. Man nehme fromm nur nicht den Verfall der Kraft und den Schnürleib, den Zeit und

Brauch und Sittlichkeit um sie gelegt, so daß sie nicht mehr — mit dem Schwerte mordet, nur noch mit der tückischen Zettelung, für Besserung der „Sitte", die „Besserung" am Äußerlichen für größere Kraft und Wärme der Innerlichkeit; das bezeugen wir. Und Dietriche mit ihrer Abgrund tiefen Liebe im Wirken an der Wirklichkeit — — — ersehnen manche mit Inbrunst jeden Tag und einzelne bemühen sich sie zu erzeugen; das bezeugen wir.

So steht Friedrich Hebbels Tragödie „Die Nibelungen" mit ihrer gewaltigen Darstellung der für die Entwicklung des Menschengeschlechtes hochbedeutsamen Idee „Durch Dienen zum Werden" wie ein hochragender Turm über ewig frischem Quell. Und von der Quelle fließen Ströme zu allen Ländern und Völkern und spenden Leben und Werden.

Die Idee des Tragischen

bei Friedrich Hebbel.

Indem Schiller in seiner „Nänie“ den Untergang des Schönen in seiner Einzelerscheinung in der Natur beklagt, das allerdings in der Kunst verewigt fortlebt, ruft er uns das Schicksal des Adonis, des Achilles ins Gedächtnis zurück. Wir könnten diese Reihe über die Krösus und seinen Sohn Atys und die Polykrates und ihre Schicksale bis auf den heutigen Tag leicht fortsetzen und eine reiche Sammlung anlegen, welche uns von allzufrühem Dahinwelken und Sterben erzählt. Hier fand holde Anmut, Jugendlust und gewinnender Liebreiz in seinem zwanzigsten Lenze ein frühes Ende, dort brach ein fester Bau von Macht plötzlich zusammen, da versank ein stolzes Gebäude von Reichtum und gewohnten Glück jählings in einen Abgrund. Von einer Schuld des Menschen ist in diesen Fällen zunächst nur insofern die Rede, als er für das Übermaß von Schönheit, Reichtum oder jedes Glückszustandes dem Urgrund alles Seins verschuldet ist. Wer ausgezeichnet ist ohne sein Verdienst durch sinnliche Vorzüge, muß es sich gefallen lassen, wenn ohne sein Zutun der Herrlichkeit ein jähes Ende bereitet wird. Geschieht es durch den Tod, so bleibt überdies mit Schiller noch der Trost, daß „der Tod etwas Allgemeines ist, also kein Übel sein kann“. Diese Anschauung findet schließlich in derjenigen ihre Krönung, daß das Übel allgemein und notwendig ist im Haushalte des Weltorganismus, wir aus jenen Zusammenbrüchen also ein Erhebendes und Befreiendes auslösen dürfen, ja müssen. Diese erste, scheinbar konfliktslose Form des Tragischen spielt sich rein

auf der Naturbasis ab, die sittlichen Mächte des Weltorganismus sind nicht in Anspruch genommen. Aber, und das fühlen wir den naiven Berichten der Alten über solche Schicksale schon an, das verrät schon die Stimmung des Schillerschen Klageliedes, wie ganz besonders einer Reihe ausgezeichneter lyrischer Gebilde Hebbels, eine Spannung nach dem Urgrunde alles Seins, eine Beziehung zu den unsichtbaren Mächten drängt sich unwillkürlich auf. Ein verdeckter Konflikt des bevorzugten Individuums mit jener dunkel gefühlten Macht läßt sich auch in dieser leichteren Form des Tragischen wittern.

Aber nicht genug zu rügen bleibt es, wenn ein beklagenswerter Griff des Todes in einem Glückszustand des täglichen Lebens jedesmal die Veranlassung wird, daß das Tragische in den Gesprächen der „Gebildeten" und in den Zeitungsberichten bis zum Überdruß herbeigerufen wird. Der Reichtum der deutschen Sprache ist so groß, daß sie auch dafür eine Stufenleiter von Ausdrücken besitzt, mag nun ein „blühendes junges Mädchen im Hochzeitskleid plötzlich tot auf die Diele geworfen werden, weil der Bräutigam davon fuhr", oder „ein Feldhüter in der Nacht von Wilderern erschossen werden, zuhause wartet ein Weib mit einem oder sechs Kindern auf den Vater" oder — — die aus dem Leben gegriffenen Andeutungen mögen genügen. Da wird denn das Wort „tragisch" ebensobald wie das Wort „ästhetisch" in seiner tiefen Bedeutung verunstaltet sein, ganz abgesehen davon, daß es mit jenen Vorfällen meist gar nichts oder sehr wenig zu tun hat.

Aber gerade diese leichtere Form des Tragischen darf uns daran erinnern, daß das Tragische nicht bloß der höchsten aller Kunstformen, der Tragödie, eignet, sondern in jeder anderen sich einen Körper bauen kann.

Wenn der Held über einem berechtigten oder unberechtigten Streben mit seinem Handeln irgend einen Fehler entwickelt, welcher ihn irgendwie zu Falle bringt oder zur Umkehr und zu der Einsicht zwingt, daß sein Streben falsch oder schuldbeladen ist, und sich in dieser Einsicht reinigt, während sein Werk fortbesteht, so dürfte solcher Inhalt der zweiten Form des Tragischen, dem Tragischen der einfachen Schuld, eignen. Sie ist weitherzig genug, nicht bloß einen Golo, sondern auch einen Richard III. aufzunehmen: der Böse geht mit seinem Werke unter und schaut,

wenn auch widerwillig, in der Häßlichkeit der furchtbaren Zerstörung seine eigene sittliche Häßlichkeit. — Die dritte, höchste und schwerste Form des Tragischen ist das Tragische des sittlichen Konflikts. Das Bindende ist der rein geistige Mittelpunkt der auf der Naturbasis beruhenden Notwendigkeit und der sittlichen Notwendigkeit, nämlich die Idee als Einheit eines Kreises sittlicher Mächte. Zwei dieser bestimmten sittlichen Mächte, die in der reinen Idee ruhen, geraten in Gegensatz. Dieser Gegensatz kann wie im Markgraf Rüdeger in eine Person fallen, oder sich an zwei Personen bezw. Gruppen verteilen, wie in Herodes und Mariamne oder in den Nibelungen. Allgemeiner gesprochen, z. B. die Konflikte zwischen Herz und Pflicht, Recht der Individualität auf Zukunft und Verpflichtung für die Gesamtheit.

Diese ganz roh skizzierten Inhaltsformen des Tragischen erschöpfen den Gehalt der Natur und des Lebens durchaus, sind daher elementarisch und allen Kulturvölkern, soweit sie das Tragische in der Kunst dargestellt haben, eigen. Der tief greifende Unterschied in der Behandlung dieses Inhaltes hängt, abgesehen von in der Verschiedenheit der Zeiten und Völker begründeten mehr oder weniger äußeren Momenten, in erster und letzter Instanz von der Weltanschauung und der auf dieser oder selbständig von ihr erwachsenen Idee des Tragischen ab. Aber wie tief einschneidende Besonderungen diese Verschiedenheiten bewirken mögen, diese Welt des Tragischen mit den ihr zugehörenden Kunstgebilden setzt eine so feste Einheit, daß die Verwandtschaft der Meisterwerke verschiedenster Epochen der Weltanschauung unter sich größer ist als diejenige der Meisterwerke mit minderwertigen Erzeugnissen derselben Zeit — ein Beweis für die Kraft der Idee des Tragischen, welche in den Besonderungen gerade ihre Einheit bewährt. — Die Griechen haben in der Tragödie wenn nicht wie im Epos Mustergültiges, so doch für alle Zeiten und Völker Bedeutendes und daher Aufmerksamkeit Heischendes geleistet. Die beschränkenden Bestimmtheiten dieser Kunstform ergaben sich mehr aus der Wucht einer Anzahl äußerer und historischer Momente als aus einem Mangel ihrer Kunst; fast im Kampfe mit jenen Momenten hat sich bei ihnen die Tragödie zu jener hohen Blüte entwickelt. Unbestreitbar haben die Griechen mit ihrer Tragödie vor fast drittehalbtausend Jahren eine Warte errichtet, von der aus nicht nur ihr Leben, sondern auch ein gut

Stück Leben aller Zeiten und Völker überschaut werden kann. Der große Gehalt ihrer Tragödie ist aber der Kampf des Menschen mit dem Schicksale. Die Tragödie Shakespeares und die unsrige zeigt den Menschen mit den Einrichtungen und Formen der menschlichen Gesellschaft im Widerstreit. Dort Kampf gegen ein Unabänderliches, hier mit einem Festgestellten, aber Entwicklungsfähigen, dort ringt der mehr duldende, hier der strebende Mensch. Die Charaktere der Tragödie der Griechen beweisen sich groß in Lagen und Konflikten, in welche der Urgrund alles Seins sie unmittelbar gestellt, die Charaktere der Neueren in Verhältnissen, die sie sich selbst bereitet haben. Dort immer das Gefühl der Abhängigkeit von einer unwandelbaren Weltordnung, hier das Bewußtsein der menschlichen Geistesselbständigkeit. „Menschennatur und Menschengeschick sind die beiden Rätsel, die das Drama zu lösen sucht", sagt Hebbel und dann findet er den Unterschied zwischen der Tragödie der Alten und der Neueren darin: „Die Alten durchwandelten mit der Fackel der Poesie das Labyrinth des Schicksals; wir Neueren suchen die Menschennatur, in welcher Gestalt oder Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf gewisse ewige und unveränderliche Grundzüge zurückzuführen. So war den Alten Mittel, was uns Zweck ist, und umgekehrt. Für das Drama ist es gleichgültig, welches der beiden Ziele verfolgt wird, wenn es nur mit Ernst und Würde geschieht, denn sie schließen sich gegenseitig aus. Das Fatum der Griechen hatte keine Physiognomie, es war den Göttern selbst ein schauerliches Geheimnis; das moderne Schicksal ist die Silhouette Gottes, des Unbegreiflichen, des Unfaßbaren." Wenn aber Aristoteles sagt: „Die Tragödie ist eine Darstellung nicht von Menschen, sondern von Handlung, Leben, Glück und Unglück", so schlingt sich von ihm über Shakespeare zu dem großen Tragiker aus der meerumbrandeten Nordmark mit dem großen deutschen Herzen ein starkes Band. — Denn auch Shakespeare, mochte seine Idee des Tragischen von der der Alten in wichtigen Stücken abweichen, huldigt darin ihnen, die Tragödie zur Darstellung von Handlung, Glück und Unglück bestimmt zu sehen. Die Shakespearesche Tragödie ging mit der großen Reform auf geistigem und sittlichem Gebiete und stellte den Menschen als frei hin, als Herrn seiner Entschließungen. Daher die erschütternde Aufzeigung der Widersprüche in den Charakteren, die als Männer

der Tat alles Lebendige verschlingen, denen in ihrer ungemessenen Ausdehnung die Welt zu klein ist, die in ihrer bodenlosen Vertiefung durch das kühnste Denken und in entsetzensvollem Empfinden Gott aus der Welt jagen möchten. Die Gestaltung der Charaktere stand so sehr im Vordergrund, daß mit ihr zusammenhängende Mängel der Komposition unausbleiblich waren. Mochte aber auch im Gegensatze zu den Griechen bei Shakespeare das Individuum alles, das Schicksal nichts, oder nur insofern etwas sein, als es die Gesamtheit der Einzelwesen hervorbrachte, so haben doch beide in der Darstellung von Handlung den Beruf der Tragödie gesehen, daher die gesunde Realistik in beiden Tragödien, auch in der Tragödie der Griechen. — Das klassische Drama der Deutschen genügte in dem einfach genialen Aufbau Lessing-Schillers, in seinen zugleich strengen und schmiegsamen Formen weitestgehenden Ansprüchen, widerstand im Laufe eines Jahrhunderts drei starken Anläufen auf Zertrümmerung seiner Formen und ist heute noch die Form, in welcher alle Völker Europas ihre Dramen dichten. Nicht so günstig lautet das Urteil, sehen wir im besonderen auf die Tragödie dieses Dramas und ihren Gehalt. Auch das Aufblühen dieses Dramas ging mit einer geistigen Wiedergeburt Hand in Hand, deren Resultat das Ideal des Humanismus war. Diese Bewegung klang noch lange fort, wurde oft noch in späteren weniger schönen Tagen wie aus fernen Tiefen vernommen; ja, als habe die Menschheit vor mehr als einem Jahrhundert mit dem „edel sei der Mensch, hilfreich und gut" vorerst mehr unbewußt gespielt, möchte man zu der Erwartung sich berechtigt glauben, diese Bewegung und ihr Ideal auferstehe unter den strengeren Bedingungen der Wirklichkeit zu erfüllterem Dasein und finde ihre klassische Darstellung in einer wahrhaft großen Tragödie der Zukunft. Jene Bewegung war wie ihre größere Vorgängerin, die Renaissance, auch so ganz auf das Individuum gestellt, daß es unfehlbar wie bei Shakespeare auch in diesem Drama eine große Rolle spielen mußte. Aber die furchtbaren Erbschaften des dreißig- und siebenjährigen Krieges, diese Erstarrung des geistigen, diese Verödung des sittlichen Lebens in Deutschland, diese Vernichtung des politischen und gesellschaftlichen Seins hatte die Deutschen um das Verständnis für die Wirklichkeiten des Lebens gebracht. Statt den Boden zu bearbeiten, hißte man Zeichen auf: da die

Kritik der reinen Vernunft, dort der Urteilskraft, hier den subjektiven Idealismus, dort den transzendentalen Idealismus. Waren bei Shakespeare die Individuen um der Handlung, um der Gestaltung des Lebens willen da, so waren in diesem Drama der Deutschen die Einzelwesen nur als Träger der Ideen etwas. Auch wenn sie furchtbar schimpfen und morden lassen, sind die Lenz, Klinger und Wagner immer nur Scheinrealisten. Zu diesem mächtigen Geiste der Zeit, dem alle Machthaber von Kant ab wie alle Stallknechte huldigten, kam bei dem ersten Dramatiker der ganzen langen und großen Zeit ein Bildungs- und Lebensgang bis tief in das Mannesalter hinein, der nur zu geeignet war, ihn in sich zurückzuwerfen und, sehr oft wenigstens, statt des Lebens die Idee gestalten zu lassen. Denn diese große dramatische Schöpferkraft war durch kein vorgesetztes falsches Prinzip tot zu machen. So erscheint bei Schiller das Individuum in seiner Größe, der Träger einer gewaltigen Idee bewährt sich in dem Kampfe mit den Sinnlichkeiten, im Kampfe nicht an dem, sondern gegen das Leben. Da kommt denn, was dem Tragiker sein A und O sein muß, zu kurz, Darstellung von Leben, Handlung, Glück und Unglück. Nicht so ganz und unter allen Umständen, wie heute manche Ästhetiker und Dichter glauben machen wollen. Wie nun einmal dieser Dichter organisiert war, kam alles darauf an, ob er den Dualismus überwinden würde. So verzweifelte Anstrengungen er in seinen philosophisch-ästhetischen Schriften macht und so nahe er manchmal der Einheit bald aus Geist und Natur, bald aus Begriff und Realität, bald aus Freiheit und Notwendigkeit, bald aus Materie und Form kommt, diese Einheit bleibt bei ihm doch immer nur Ziel und Forderung. Möglich, bei weiterem Leben wäre es ihm zugefallen und damit noch zwei, drei echte Tragödien. So aber bleibt dies Stern und Kern seiner Dramen: Der Wille setzt dem Leiden die Unendlichkeit seiner Freiheit entgegen und triumphiert durch seine Macht über die unterdrückenden Umstände und Bedingungen, d. h. sein Tragisches war immer nur das Erhabene des Subjekts, er hatte gar kein wahres Tragisches, kein Erhabenes des Subjekt-Objekts. — Heinrich von Kleist tat dann in der Darstellung von Leben einen Schritt vorwärts auf dem Wege zu einer wahrhaft großen Tragödie: er gestaltete Handlung, indem er Charaktere schuf, gestaltete Charaktere, indem er

Handlung schuf. Aber leider hatte er nicht immer die Idee als den Fluß in allen Dingen und infolge seiner Reizbarkeit fehlte ihm die Gelassenheit und Klarheit der Anschauung und die Energie auf die Dauer, den Stoff zu bändigen. Aber er arbeitete an dem Wege, welcher von den Griechen über Shakespeare zu Friedrich Hebbel führt. Dem war es beschieden, als erster unter den deutschen Dichtern mit größtem und nachhaltigstem Erfolge, geht man auf den inneren, an einer Tragödie wahrhaft großen Stils zu arbeiten.

Da Friedrich Hebbel Zeit seines Lebens neben der Gestaltung seiner dramatischen und dichterischen Schöpfungen überhaupt viel und tief über die Kunst und die Dichtkunst und die dramatische insbesondere nachgedacht, mit heiligem Eifer die Erforschung der Idee des Tragischen sich angelegen sein lassen, so ist es von Wert, seine Anschauung über diese für die Entwicklung des menschlichen Geschlechts wichtigen Dinge zu erfahren. Von vornherein erhalten diese Anschauungen zwei wesentliche Bestätigungen, welche ihr Gewicht verstärken. Einmal, diese Grundsätze und ihre Entwicklung finden in grundlegenden Punkten sich von einem Ästhetiker von der hohen Bedeutung Fr. Th. Vischers bekräftigt, wie denn Hebbels Theorie wieder in Otto Ludwigs Shakespearestudien Berührungspunkte findet. Und doch haben die drei Männer vollständig unabhängig von einander diesen Ideen nachgedacht. Die hohe Bedeutung der Anschauung Hebbels von der Dichtkunst, und der dramatischen insbesondere, wächst aber mit jedem Schritte, welchen man in seine Gedankenarbeit hineintut. Die Zeugnisse, welche wir auf diesem Gebiete von ihm besitzen, zerfallen in drei Gruppen: abgeschlossene Aufsätze über ein bebestimmtes Thema dieses Gebietes, Erörterungen allgemeinerer Natur innerhalb seiner zahlreichen Kritiken und Berichte, Ansichten in seinen Tagebüchern und Briefwechseln bald hingeworfen bald zu kleinen Abhandlungen ausgeführt. Dabei erfahren oft Ansichten über ganz verschiedenartige Dinge aus den verschiedenen Gebieten des Menschen- und des Weltlebens durch einen gleichzeitigen ästhetischen Gedanken eine scharfe Beleuchtung, andererseits weisen schon Stellen in den früheren Teilen seiner Tagebücher auf später im Zusammenhange Erörtertes hin, wie Keime auf die Frucht. Und so tritt uns, wenn schon aus den Tragödien, aus der Anschauung der Dichtkunst und vorab der

dramatischen eine festgeschlossene Persönlichkeit mit einer Weltanschauung entgegen, welche vorab ästhetisch ist. Dieses Ästhetische entwickelt eine Kraft, daß die Wirklichkeit unseres komplizierten modernen Lebens in dasselbe in einer bis dahin unerhörten Weise aufgearbeitet ist. Bei Hebbel finden sich die bedeutenden Anfänge einer ästhetischen Weltanschauung. So gefaßt, und so muß sie unbedingt gefaßt werden, kann die Darstellung der Idee des Tragischen bei Hebbel nur in dem Rahmen eines selbständigen Buches geschehen. Auf dem noch verbleibenden Raume soll und kann nichts Anderes gegeben werden als eine an einige seiner Aufsätze sich streng anschließende rohe Bleistiftskizze seiner Idee des Tragischen. Auch so noch wohnt diesem schwachen Umrisse das Verdienst bei, manchen auf eine echte frische Lebensquelle hinzuweisen, von welcher er keine Ahnung hat.

Die Kunst hat es mit dem inneren und äußeren Leben zu tun. Sie stellt beides zugleich dar, die reinste Form und den höchsten Gehalt. Erscheint das Leben als Sein und Werden, so tut die Kunst gut, sich zwischen beiden in der Schwebe zu halten, denn das Zuständliche, Geschlossene erstickt den schöpferischen Hauch, ohne den sie wirkungslos bliebe, das Embryonische, Aufzuckende schließt die Form aus. Das Drama stellt den Lebensprozeß an sich dar. — Obgleich die zu Grunde gelegte Idee den Ring abgibt, innerhalb dessen sich alles planetarisch regen und bewegen muß, so hat der Dichter für die Vergegenwärtigung der Totalität des Lebens und der Welt zu sorgen. Das vollkommenste Lebensbild entsteht, wenn „der Hauptcharakter das für die Neben- und Gegencharaktere wird, was das Geschick, mit dem er ringt, für ihn ist, und, und wie sich alles, bis auf die untersten Abstufungen herab, in durch- und miteinander entwickelt, bedingt und spiegelt". — Das Drama nennt er auf alle Fälle „geschichtlich". „Es kann die Lebensprozesse gar nicht darstellen ohne die entscheidenden historischen Krisen, welche sie hervorrufen, die Auflockerung oder die allmähliche Verdichtung der religiösen und politischen Formen der Welt, als der Hauptleiter und Träger aller Bildung, mit einem Worte, die Atmosphäre der Zeiten zugleich mit zur Anschauung zu bringen." Nach einigen anderen Äußerungen gilt dies auch, wenn es sich um eine schlichte Privat-

bez. Liebesgeschichte handelt. Denn mit „Geschichte“ meint er an anderen Stellen auch die Anekdote, und es gilt von solchen „Geschichten“ auch, daß „zwischen ihnen und dem Drama ein Verhältnis wie zwischen Bild und Wahrheit sei“. So ist ihm dann auch das Drama „in jedem seiner Elemente und in seiner Totalität symbolisch“. Vom Dichter aber, der immer nur seinen Lebensprozeß geben könne, verlangt er, „sich durchströmen zu lassen von den Elementen, die zu allen Zeiten in Fluß sind und neue Formen und Gestalten vorbereiten, so darf er getrost dem Zuge seines Geistes folgen und wird in seinen Bedürfnissen die Bedürfnisse der Welt, in seiner Fantasie die Bilder der Zukunft aussprechen“. Die Geschichte ist für den Dichter ein Vehikel zur Verkörperung seiner Anschauungen und Ideen, die natürlich diejenigen seiner Zeit und seines Volkes sind. So hat „das Drama dem jedesmaligen Entwicklungsstadium der allgemeinen Weltanschauung zu entsprechen“, so hilft die dramatische Kunst, ohne ein Zugeständnis an Zeitungspoetik zu machen, den historischen Prozeß unserer Tage beenden. „Die dramatische Poesie ist der Spiegel ihres Jahrhunderts und der Bewegung der Menschheit, nicht des Tages.“ So hat diese Kunst allerdings kein gemeines Lebensrätsel, sondern ein tiefsinniges Lebenssymbol zu geben, und die Dichter haben sich nicht mit Inszenesetzung von Anekdoten und der Auseinanderlegung von Charakteren abzugeben, „Probleme verlangt die Kunst, das Leben in seiner Gebrochenheit und die Idee, in der es die verlorene Einheit wiederfindet. Wenn der ästhetische Pöbel in der Krankheit selbst die Gesundheit aufgezeigt haben will, indessen der Dichter nur den Übergang zur Gesundheit geben kann, so kümmere er sich nicht darum. Ihr Dichter seid nicht für die dargestellten Paroxysmen, ihr seid nur für deren Behandlung im Drama, die als eine freie euer persönliches Unvermischtsein mit demselben hervortreten lassen muß, und für das Resultat verantwortlich. Dabei kommt es allein auf die unmittelbar ins Leben selbst verlegte Dialektik des Werdens an; so mag sich der Dichter auch eher der Gestalten als der Idee bewußt werden“. Die eiserne Notwendigkeit, die, wie wir erfahren werden, durch den ganzen Prozeß des Tragischen Fluß und Bindung ist, wirft in den Dichter ihre Schatten voraus: „für das Schaffen nicht verantwortlich zu machen, das Empfangen geschieht unbewußt, eine unterdrückte geistige Entbindung hat

meist den Tod zur Folge". — Wenn aber das Drama den geschichtlichen Prozeß unserer Tage vollenden hilft, so sei man dessen eingedenk, daß „der Mensch nicht Revolution, sondern eine bessere Fundamentierung für die schon vorhandenen Institutionen will; er will, daß sie sich auf nichts als Sittlichkeit und Notwendigkeit stützen und also den äußeren Haken, an dem sie hingen, gegen den inneren Schwerpunkt vertauschen sollen, aus dem sie sich ableiten lassen, das ist der welthistorische Prozeß, den die Philosophie vorbereitet, die Kunst zu beenden hat". Die letztere hat demnach darzustellen, „wie die durch die jeweilige letzte große Geschichtsbewegung entfesselten, aber bisher durchaus nicht in einen lebendigen Organismus gesättigt aufgegangenen Elemente die neue Form der Menschheit erzeugen. Natürlich kann die Gebrochenheit der Weltzustände nur in der Gebrochenheit der individuellen erscheinen und ohne Darstellung von Bedenklichem und Bedenklichstem, im Sinne eines gewissen Publikums, kann es nicht abgehen". — „Der echte dramatische Darstellungsprozeß — das Drama hat es mit Handeln zu thun, und auch das Leiden ist ein Handeln dem Innern gegenüber — wird alles Geistige verleiblichen, die aufeinandergespannten Ideenfaktoren, aus deren Aufeinanderprallen der das Kunstwerk entzündende schöpferische Funke hervorspringt, zu Charakteren verdichten, das innere Ereignis nach allen seinen Entwicklungsstadien in eine äußere Geschichte auseinanderfallen und diese Anekdote zur Spitze auslaufen lassen." Eine bedeutende symbolische Handlung darf sich auf den Höhen wie in den tiefsten Niederungen des Lebens abspielen. „Alles hängt ab von der Geschlossenheit des Ringes der tragischen Form, d. h. ob der Punkt erreicht wurde, wo nicht mehr die kümmerliche Teilnahme an dem Einzelgeschick einer vom Dichter willkürlich aufgegriffenen Person zugemutet, sondern dieses in ein allgemein menschliches, wenn auch nur in extremen Fällen so schneidend hervortretendes aufgelöst wird." Mit der sogenannten Versöhnung der Ästheten, welche sie in einem in der wahren Tragödie unmöglichen, in der auf konventionellen Verwirrungen aufgebauten aber leicht herbeizuführenden „Embrassement" der anfangs auf Tod und Leben entzweiten Gegensätze zu erblicken pflegen, ist es nichts. Die Auflösung muß das Resultat des Kampfes sein und in ihm zugleich die Notwendigkeit, es gerade auf diesem und keinem anderen Wege zu er-

reichen, entgegentreten. Die Tragödie hat es mit dem Unauflöslichen zu tun, das auf einem einzigen Wege nur zu einem logischen Resultate kommt. Daher ihm Ottilie als ein Meisterstück erscheint, denn „gerade hierin lag Goethes Recht, ein so ungeheures Schicksal aus einer an den Oedip erinnernden Willenlosigkeit abzuleiten, da die himmlische Schönheit einer so ganz innerlichen Natur sich nicht in einem ruhigen, sondern nur im allergewaltsamsten Zustande aufdecken konnte". Nach dem Verhältnisse der Anekdote zu den im Hintergrunde derselben sich mit ihren positiven und negativen Seiten bewegenden sittlichen Mächten ist allein zu fragen. Daher liegt nicht im entferntesten ein Grund vor gegen eine in den engsten bürgerlichen Kreisen spielende Tragödie, sie werde nur nicht aus allerhand Äußerlichkeiten entwickelt, aus denen nur Trauriges, nichts Tragisches hervorgeht, sie baue sich nur auf „auf der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem geschlossenen Kreise gegenüberstehen, und auf der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit". — Bilden den Stoff des Dramas Fabel und Charaktere, so ist heute die Behandlung der Charaktere von der größten Wichtigkeit. — In folgenden Sätzen dürfen wir die Quintessenz seiner Anschauung des Tragischen erblicken: „Immer und überall vergegenwärtigt uns die Tragödie das bedenkliche Verhältnis, worin das aus dem ursprünglichen Zusammenhange entlassene Individuum dem Ganzen, dessen Theil es trotz seiner unbegreiflichen Freiheit noch immer geblieben ist, gegenübersteht. Die Vereinzelung, die nicht Maß zu halten weiß, erzeugt nicht bloß zufällig die Schuld, sondern schließt sie wesentlich mit ein und bedingt sie. Die dramatische Schuld ist also nicht mit der christlichen Erbsünde zu verwechseln" — sie ist natürlich kein Theaterpräparat, sondern die allgemeine menschliche Schuld des Geschlechts und des einzelnen — „sie entspringt unmittelbar aus dem Willen selbst, aus der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ich, dabei bleibt es gleich, ob die Schuld aus einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Bestrebung hervorgeht. Die Kunst hat die eingepflanzte Maßlosigkeit immer wieder aufzulösen und die Idee von ihrer mangelhaften Form zu befreien. In der Maßlosigkeit liegt die Schuld, zugleich aber auch, weil das Einzelwesen als unvollkommen keinen Anspruch auf Dauer

hat, also auf Zerstörung hinarbeiten muß, die Versöhnung. So schließt das Drama mit keiner Dissonanz, es löst die dualistische Form des Seins, sobald sie zu schneidend hervortritt, durch sich selbst wieder auf. Demgemäß muß die Tragödie veranschaulichen, wie das Individuum im Kampf zwischen seinem persönlichen und dem allgemeinen Weltwillen, welcher die Taten, den Ausdruck der Freiheit, durch die Begebenheit, den Ausdruck der Nothwendigkeit, modificiert und umgestaltet, seine Form und seinen Schwerpunkt gewinnt, und daß es uns die Natur des menschlichen Handelns klar macht, das beständig, sowie es ein inneres Motiv zu offenbaren sucht, zugleich ein widerstrebendes, auf Herstellung des Gleichgewichtes berechnetes äußeres entbindet, nur dadurch wird das Drama lebendig. Menschennatur und Menschengeschick, wie sie sich wechselseitig bedingen, soll die Tragödie erforschen. Der Mensch, an den schnörkelhaften Umrissen des Dramas sich freuend, gewahre und entziffre zugleich auch unbewußt und unwillkürlich das dunkle Warnungswort, das ihn über seine Natur und sein Geschick belehrt. So hat es die Tragödie mit der unmittelbar im Leben aufgehenden, wenn auch in der Form des Widerspruchs auftretenden (nimmermehr mit der speculativen) Seite der Idee zu thun. So muß denn das Tragische als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein wie der Tod mit dem Leben selbst gesetztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten. Das Tragische ist das des welthistorischen Zweckes (er ist auch in der intimsten Liebesgeschichte) wegen Nothwendige und das mit der Vollbringung beauftragte Individuum wegen theilweiser Verletzung des sittlichen Gesetzes Verletzende." Oder wie er an einer anderen Stelle sagt: „Die Selbstkorrektur der Welt, die plötzliche und unvorhergesehene Entbindung des sittlichen Geistes." Das Tragische weist „das Notwendige als sittlich auf".

Diese Auffassung des Tragischen ist einfach monumental. Nichts gibt es, was ihr gleichwertig an die Seite zu setzen wäre, als die betreffenden Abschnitte in Vischers Ästhetik über das Tragische und den „freien Humor". Die eherne Notwendigkeit, die ewig fesselnde, magnetische Basis des Tragischen, muß den Menschen doch immer frei finden, damit er sich seiner Schranke bewußt werde und gestalte. Weh' dem, der von vornherein den Reif von Mykenens edlem schwergeprüften Geschlechte um die

Stirn trägt, dessen „scheuem, düsterem Blicke sich Rath, Mäßigung Weisheit und Geduld verbirgt“. Auch ihm wird seine Freiheit für voll gerechnet. Wie das geschieht, wir haben es aus einer Anzahl Werke der tragischen Kunst des Meisters erfahren, und geschaut, wie die Idee des Tragischen sich entfaltet. Aber nur aus dem vollen frischen Leben heraus, niemals in es hinein. Niemals Problemdichter, alles ist Leben und unendlich tief reichen die Lebensfäden seiner Gestalten ins Unbewußte hinab. Daher muß allerdings jeder ein Stück solchen Unbewußten — und es hat's jeder von vornherein mit bekommen — in sich tragen, wem die hohe Poesie und die echte tragische Größe der Gestalten Hebbels aufgehen soll. Hinwiederum muß er an dem Rande des tiefen Abgrundes gesessen, den sie „Leben“ nennen, und lange hinein geschaut haben, und Nebel brauen, und er starrt hinein, ob er es fassen möchte. Von fern her aus den Gründen hört er Laute, und wieder Laute, und es ist ihm, als huscht dort ein Streifen abseits, hier einer zu dem andern, es ist ihm, als würden Gestalten. An den Gründen des Lebens muß man gerungen haben, dann ist dieses Dichters Sang ein köstlicher. Wessen Beruf aber wäre es nicht, an den Gründen des Lebens zu ringen? Dann hat er keine „Probleme“, unser Erlebtes hat er gestaltet, wenn Probleme unsere Lebensaufgabe; dann zufolge hat bei diesem Dichter ein Motiv, eine Idee, eine Handlung, ein Charakter, ein Gespräch, kurz jede Einzelheit immer nur um seinetwillen, ebendeswegen aber um des Ganzen willen da zu sein und nicht um einer von außen hineingetragenen Idee willen, wohl aber leuchtet die Idee unbewußt aus jedem Einzelnen wie dem Ganzen hervor. Aber eine Fesselung durch tief einschneidende Ketten eines zerreibenden Lebensprozesses fast ohnegleichen beladet diesen Dichter mit einer Last, so daß die Entmischung der Dichterpersönlichkeit vom Stoffe erst schwerer, dann leichter, schließlich aber in den Meisterwerken seiner tragischen Kunst und in den meisten lyrischen Gedichten vollständig erreicht wird. So findet der eine große dramatische Dichter der Deutschen den Weg zum Tragischen überhaupt nicht, der andere hat ihn, kommt aber durch persönliche Umstände erst später dazu, die Frucht einer frühen Erkenntnis zu brechen. Mehr fast noch zu beklagen bleibt, daß das deutsche Volk, durch Menschenalter hindurch mit der Lösung großer politischer, sozialer und

